

Josef Wüst



Verlorene Heimat
Georgshausen

Verlorene Heimat Georgshausen

Recherchiert und niedergeschrieben
von Josef Wüst

Herausgegeben 1991 von
Helmut Birg, Hans Loch, Konrad Löchel und Josef Wüst
im Auftrag der Dorfgemeinschaft.

Gesamtherstellung:
Tamsweger Druckerei Gesellschaft m. b. H. & Co. KG

Alle Rechte beim Verfasser
Josef Wüst, Lintsching 70 a, A-5571 Mariapfarr

Den Toten zum Gedenken,
den Lebenden zur Erinnerung.

Inhaltsverzeichnis

Zum Geleit	5
Einleitung	7
Das Banat	10
Aus dem Westen in den Südosten, Geschichtlicher Rahmen	11
Die Besiedlung des Banates mit deutschen Menschen	14
Revolutionsjahre – Schicksalsjahre	15
Österreich-Ungarischer Ausgleich	18
Der Schutz des Kaisers schwindet	18
Schwere Folgen des verlorenen Krieges	20
Neue Herren im Banat	22
Selbständige deutsche Verwaltung	25
Unser Dorf	27
Die ersten deutschen Bewohner	29
Enge Verbindung mit Zichydorf	30
Bethaus und Schule werden gebaut	31
Das kirchliche Leben im Dorf	32
Bau der Eisenbahnlinie Betschkerek-Werschetz	34
Gute wirtschaftliche Entwicklung, Kauf der Rarosch	35
Probleme mit dem Trinkwasser, erster artesischer Brunnen	37
Das Dorf im 1. Weltkrieg und kurz danach	37
Die neuen Herren nach 1918	39
Die Deutschen kommen	46
Unruhe und Widerstand	51
Die Männer wurden Soldaten	55
Die Tragödie des Dorfes	59
Erster November 1944 – die Männer werden verhaftet	62
Die Deportation in die Sowjetunion	67
Vertreibung aus den Häusern	74
Höhepunkt des Elends – Rudolfsgnad	79
Flucht, um zu überleben	87
Ursachen, Wirkungen, Verbrechen	97

Das Dorf und seine Bewohner	103
Taufe, Erstkommunion, Firmung	106
Hochzeitsfest	110
Der letzte Weg	112
So war es einst Zuhause	113
Das Eisführen	116
Feldhasen und Füchse	118
Schlacht und Sautanz	119
Freitanz in der Faschingszeit	121
Wenn die Palmkatzel blühten	126
Fronleichnam – Fest des Sommers	135
Ein außergewöhnlicher Sonntagvormittag	136
Wasser- und Zuckermelonen	139
Im Spätherbst war Kerwei	142
Nikolo und Christkindl	145
Die Familie Birg	150
Die Birg im Volksmund	154
Wohnen, Essen, Trinken	157
Landwirtschaft – Haupterwerbszweig	167
Das Ackern	175
Hutweide und Pußta	180
Gewerbebetriebe des Dorfes	184
Die Handelsbetriebe	191
Die Wirtshäuser	194
Musikkapellen und Vereine	196
Spiele der Kinder und der Jugend	200
Kirchweihfahrt nach Groß-Gaj	203
Die einstigen deutschen Bewohner des Dorfes	207
Wörter aus unserer Mundart	229
Literaturverzeichnis	232
Die Heimat im Bild	233
Dorfplan	273

Zum Geleit!

Wir vom „Gemeinderat“ Georgshausen freuen uns sehr, daß wir zum zweiten Heimatortstreffen in Gomaringen bei Reutlingen im Mai 1991 unser Erinnerungs- und Gedenkbuch vorlegen können.

Seit der Vertreibung aus der angestammten Heimat sind inzwischen 45 Jahre übers Land gezogen. In dieser Zeit wurde bereits eine neue Geschichte geschrieben. Abstand genug von den schrecklichen Ereignissen des Kriegsendes und der ersten Nachkriegsjahre, aber gerade rechtzeitig, um noch lebende Zeugen die Geschichte der Dorfgemeinde Georgshausen und ihrer Bürger schildern zu lassen.

Daß unser Heimatbuch so rasch fertiggestellt und auch so umfangreich werden konnte, ist der menschlichen Verständigung und der guten Zusammenarbeit zwischen den einstigen Bewohnern des Dorfes aus nah und fern zuzuschreiben. Daher bedanken wir uns bei allen Landsleuten, die durch aufschlußreiche Berichte, Schilderungen von eigenen Erlebnissen, Bildzusendungen und Geldspenden zum Gelingen dieses Buches beigetragen haben.

Ganz besonders danken wir dem Verfasser der Manuskripte, unserem Landmann Dr. Josef Wüst. Mit großer Mühe und noch größerer Begeisterung machte er sich an das Sammeln von Daten, Bilddokumenten und Berichten. So wurde er zu einem intimen Kenner unserer Dorfgemeinschaft. Seine Texte, die er mit viel Liebe und Einfühlungsvermögen geschrieben hat, legen Zeile für Zeile Zeugnis ab von seiner umfassenden Kenntnis der Georgshausener Verhältnisse. Er ist ein Glücksfall für unsere Gemeinde.

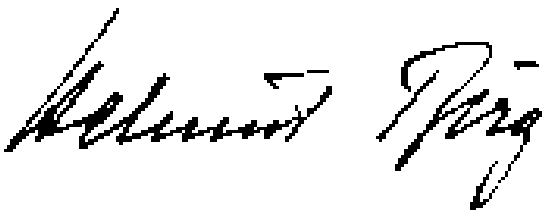
Georgshausens schmucke Häuser, Ziegeleien und Betriebe, die schönen Bauernhöfe, seine gepflegten Äcker und Wiesen wuchsen aus jahrhundertalter Arbeit. Gegen jedes Menschenrecht und jede Würde wurden wir von Haus und Hof bei Nacht und Nebel verjagt. Tod und Elend waren unsere Begleiter. Mit nichts in der Hand, jedoch mit einem tiefen Glauben im Herzen, haben wir wieder angefangen. Nur langsam, aber auf ehrlichem Weg konnten wir uns wieder ein neues Zuhause schaffen.

Wenn jetzt dieses Buch erscheint, so ist es ein geschichtliches Dokument, frei von Haß und Rache.

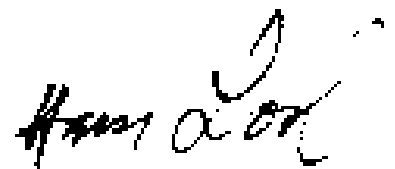
Wir mußten alles zurücklassen. Das Heimatbuch Georgshausen ist das einzige und bleibende Unterpfand, das unseren Kindern und nachfolgenden Geschlechtern Kunde über die alte Heimat und ihre Menschen geben kann.

Die jüngere Generation hat das Leben in ihrer neuen Umgebung rasch aufgenommen. Sie kennt nicht mehr die Zusammenhänge, die das Schicksal unserer Heimat gestalteten. Ihnen kann dieses Buch Hilfe sein, Näheres über die Heimat ihrer Eltern zu erfahren. Es soll aber auch der jungen Generation einen kleinen Einblick in die Lebenswelt ihrer Vorfahren vermitteln und ein bescheidener Beitrag des Gedenkens unserer lieben Heimat sein.

Möge unser Heimatbuch in jeder Familie des einstigen Georgshausen eine liebevolle Aufnahme finden, und die Erinnerung an unseren unvergeßlichen Heimaort aufrecht erhalten.



Helmut Birg



Hans Loch



Konrad Löchel

Einleitung

Durch das Sammeln von Daten und Fakten über unser Dorf reifte allmählich der Entschluß, dieses Material, das ursprünglich nur in Form von Notizen über mündliche Mitteilungen, Hinweisen in Briefen und mehreren Bildern bestand, zu ordnen. In zweijähriger Arbeit ist das nun geschehen. In dieser Zeit wurde auch dort, wo Aussicht auf Ergiebigkeit bestand, weiterrecherchiert und einschlägige Literatur eingesehen. So kam das im folgenden Niedergeschriebene zusammen. Und siehe da, es ist gar nicht so wenig.

Der Leser wird vor allem überrascht sein von der Fülle und der Vielfalt des Lebens in unserem kleinen Dorf. Er wird sich wundern, wenn er von der Hilflosigkeit der Bewohner gegenüber den von außen ins Dorf getragenen Zeiterscheinungen hört. Und er wird erschüttert sein von der Systematik und der Kaltblütigkeit, mit denen bei der Vernichtung unseres Gemeinwesens vorgegangen wurde.

Zur leichteren Orientierung muß einleitend Klarheit über die namentliche Bezeichnung des Dorfes geschaffen werden. Das ist notwendig, weil durch die zahlreich verwendeten Dorfnamen Verwirrung entstehen kann. Der letzte Namen des Dorfes „Georgshausen“ könnte nämlich auch auf der Landkarte von Baden-Württemberg, der Pfalz, Oberbayern oder vom Innviertel in Oberösterreich stehen. Das Dorf, von dem hier die Rede ist und von dem im folgenden berichtet werden soll, befand sich jedoch in keinem der genannten Länder; es liegt vielmehr in einer Region, in der es heute keine deutschen Dorfnamen mehr gibt: im Banat, das ist in der Vojvodina im heutigen Jugoslawien.

Dieses Dorf war bis in den Herbst des Jahres 1944 engere Heimat für gut 150 deutsche Familien; für die Familien unserer Eltern und Großeltern. Daher auch die berechtigte Bezeichnung „unser Dorf“. Dieses kleine Dorf im mittleren Banat, 30 Kilometer nordwestlich der Stadt Werschetz gelegen, hatte in den Jahren seiner Existenz mehrere Namensbezeichnungen, die wir uns ins Gedächtnis rufen wollen. Obwohl bekannt ist, daß bereits in der Bronzezeit in der Gegend, wo später unser Dorf stand, menschliche Behausungen waren, sind uns erst Namen der Siedlung aus der Neuzeit ab dem 18. Jahrhundert bekannt. Die erste Bezeichnung, die uns begegnet, ist Seldosch. Sie geht aus einer Urkunde hervor, mit der Kaiser Franz I. die Region dem Bischof von Agram schenkte. Dieser verteilte die Ländereien an katholische Adelige aus Kroatien. Die kirchliche Verwaltung des Flecken wurde damals der Diözese Tschanad übertragen. Am 31. Mai 1801 fanden an Ort und Stelle eine feierliche Eingliederung in die Diözese und eine erste Visitation durch den Bischof statt. Die kroatischen Adelige blieben jedoch nicht lange in der Gegend. Es wird sogar vermutet, daß sie nur zögernd das Geschenk ihres Bischofs annahmen. Sie verkauften bald alles an ungarische Landadelige, die eine Ansiedlung gründeten und dieser den Namen Jozsefhaza gaben. Wir wissen, daß in diesem Jozsefhaza im Jahr 1837 insgesamt 35 Personen lebten. Im Jahr 1841 waren es schon 310. In den unruhigen Jahren des Vormärz ging dann die Zahl der Bewohner wieder auf 217 Personen zurück. Ob es neben den Ungarn damals auch schon deutsche Bewohner in der kleinen Ansiedlung gab, läßt sich nicht nachweisen.

Die Ungarn gingen bekanntlich als Verlierer aus der Revolution der Jahre 1848 und 1849 hervor. Ihre Ansiedlung Jozsefhaza wurde während der Kampfhandlungen von Serben, die auf der Seite des Kaisers kämpften, zerstört und dem Boden gleichgemacht.

Im Jahr □ 1849 begegnet uns für den Flecken ein neuer Name: Györgyhaza. So benannt nach einem der damaligen Grundbesitzer, Georg von Prachetich, der auf seinem Besitz eine Gruppe von deutschen Siedlern aus dem benachbarten Zichydorf seßhaft machte. Diese Bezeichnung blieb, bis nach dem Ersten Weltkrieg die Serben kamen. Sie benannten das Dorf sofort um, bzw. in Djurdjevo Selo. Im Jahr 1924 erfolgte dann wieder eine Umbenennung. In dem neuen Staat, der später Jugoslawien genannt wurde, bekam das Dorf den Namen Velika Greda. Der Einmarsch der deutschen Truppen im Jahr 1941 bescherte dem Dorf dann den deutschen Namen Georgshausen. Dieser blieb nur vier Jahre, denn nach der Übernahme des Dorfes durch die Tito Partisanen wurde der Name Velika Greda wieder in Verwendung genommen. So heißt das Dorf auch heute noch. Es gibt darin allerdings keine deutschen Bewohner mehr.

Die Deutschen im Dorf haben zu allen Zeiten, in denen sie dort ihre Heimstätten hatten, das Dorf liebevoll in ihrer Mundart „Jorichhas“ genannt. Mit den zahlreichen anderen Namen konnte sich niemand so richtig anfreunden.

Nachdem im folgenden das Leben und das Schicksal der deutschen Bewohner dieses Dorfes beschrieben werden soll, wird der deutsche Namen Georgshausen herangezogen, obwohl dieser nur von 1941 bis 1944 als amtliche Bezeichnung des Dorfes in Verwendung war. Georgshausen, auch deshalb, weil die mundartliche Bezeichnung „Jorichhas“ und der ursprüngliche ungarische Namen Györgyhaza bei einer Übersetzung ins Hochdeutsche der Bezeichnung Georgshausen am nächsten kommen. Vielfach wird bei älteren Leuten auch noch die Bezeichnung „Greda“ verwendet. Es soll jedoch hier gleich am Anfang festgehalten werden: „Wenn einer Greda sagt, meint er Georgshausen.“

So wechselvoll wie die Namensgebung dieses kleinen Dorfes war, so wechselvoll ist auch seine Geschichte. Die Bewohner mußten immer neuen Herren dienen, was anscheinend auch ganz gut gelang, denn vom ersten Tag an, an dem deutsche Menschen hier ihre Heimstätten errichteten, ging es aufwärts. Es entstanden schöne Häuser in geraden Gassen; um das Dorf vermehrten sich gut bewirtschaftete Felder, die als die wirtschaftliche Grundlage der Bewohner angesehen werden können. Und im Dorf selbst arbeiteten zahlreiche Handwerker mit großem Fachwissen und viel Geschick. Sie alle, Bauern und Handwerker, drückten mit ihrem Können, ihrem Fleiß und ihrer sprichwörtlichen Sparsamkeit sowie mit ihren Lebensgewohnheiten dem Dorf den Stempel auf. Leider endete diese schöne und hoffnungsvolle Entwicklung in einer politisch bedingten Katastrophe, der gut ein Drittel der einstigen deutschen Bevölkerung zum Opfer fiel.

Seit dem großen Unglück, das im Herbst 1944 seinen Anfang nahm, sind nun mehr als 45 Jahre ins Land gezogen. Jahre, in denen die Überlebenden eine neue Heimat fanden, und ein neues Leben sowie eine neue Existenz aufbauen konnten. Mittlerweile ist eine neue Generation herangewachsen und es kommt nicht selten vor, daß vom Enkelkind der Großvater gefragt wird: Wie sind eigentlich die vielen Deutschen in das ferne Ungarn oder in das heutige Jugoslawien gekommen? Was hat ihre Vorfahren bewogen, die alte Heimat im Reich

zu verlassen und in die Ungewißheit zu ziehen? Ursprünglich bestand der Plan, den geschichtlichen Teil des Buches, in dem auf diese Fragen eingegangen wird, so kurz wie möglich zu halten. Das geht aber nicht. Es muß vielmehr etwas weiter ausgeholt werden, damit unsere Kinder und Enkelkinder eine authentische Antwort auf ihre drängenden Fragen bekommen. Eine Antwort von uns, ihren Eltern und Großeltern, und nicht von solchen Leuten, die mit allen Mitteln versuchen, mit Unwahrheiten ihre Schandtaten zu verstecken.

Durch dieses Ausholen in die Geschichte sollen die Abschnitte über das Leben im Dorf, über die Entstehung des Dorfes und zuletzt über die Tragödie des Dorfes nicht vernachlässigt werden. Diese sollen vielmehr den Kern des Buches bilden. Auch die Dokumentation über das Verbleiben der einstigen Bewohner des Dorfes soll in vollem Umfang angeführt werden, obwohl es heute, nach über 45 Jahren schon schwer fällt, eine lückenlose Erfassung der ehemaligen Bewohner vorzunehmen.

Was Worte nicht aussagen können, soll schließlich am Ende des Buches mit der Aussagekraft des Bildes versucht werden. Dazu wurden aus etwa 300 Fotos 127 Bilder ausgewählt und dem Bericht angeschlossen.

Die vielen Jahre, die seit dem Unglück unseres Dorfes verstrichen sind, haben aber nicht nur Nachteile. Inzwischen wurden viele Heimatbücher geschrieben und, was mir noch wichtiger scheint, es wurden auch Bücher von jenen Personen verfaßt, die in der Endphase unseres Lebens und Wirkens in der alten Heimat das Sagen hatten und den Ablauf der Ereignisse weitgehend beeinflußten. Aus diesen Veröffentlichungen, etwa des Volksgruppenführers Dr. Sepp Janko und seines Stellvertreters Dr. Josef Beer, ist viel herauszulesen und es wird vor allem manches klar, was bisher unerklärlich, bzw. unverständlich war. Daher wird auch auf dieses Material eingegangen.

Die Erstellung des Manuskriptes hat etwas länger gedauert, als ursprünglich angenommen wurde. Im Verlauf der Arbeiten ergaben sich immer neue Aspekte, die sich lohnten, recherchiert zu werden.

Abschließend bleibt mir nur noch die Aufgabe, Dank zu sagen. Dank allen Landsleuten, die eifrig mitgeholfen haben, das Material zusammenzutragen.

Ohne ihre Hilfe hätte ich das Buch nicht in der vorliegenden Form schreiben können. Es ist erfreulich, das muß einleitend gleich festgehalten werden, daß aus dem einstigen kleinen Dorf Georgshausen, in dem kaum 150 deutsche Familien gelebt haben, eine so festgefügte Dorfgemeinschaft hervorgegangen ist. Eine Dorfgemeinschaft, auf die wir alle sehr stolz sein können, dokumentiert sie doch, daß trotz der großen sozialen Gegensätze im Dorf, auch dort ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl vorhanden war, von dem wir auch noch heute zehren.

Josef Wüst

Das Banat

Es ist heute nicht mehr selbstverständlich, daß unsere Kinder und Enkelkinder wissen, was unter dem Begriff „Banat“ zu verstehen ist. Daher im folgenden eine kurze Beschreibung. Um das Banat geographisch zu lokalisieren, müssen wir uns auf der Landkarte die große pannonische Tiefebene vor Augen halten. Diese erstreckt sich vom Plattensee und dem Ofener Bergland bis zu den Ausläufern der Karpaten im Osten. Im Süden wird diese große Ebene durch die Flüsse Save und Donau begrenzt.

Die südöstliche Region dieser Tiefebene trägt den Namen „Banat“. Im Norden der Region bilden der Fluß Marosch, im Westen der Fluß Theis und im Süden die Donau die Grenzen. Im Osten verläuft diese Grenze entlang der Banater Berge, die als Ausläufer der Karpaten anzusehen sind. Die ganze Region, die Banat genannt wird, umfaßt eine Fläche von ca. 30.000 km². Sie stand bis 1918 unter ungarischer Verwaltung.

Nach dem ersten Weltkrieg wurde das Banat in drei Teile zerissen und auf drei verschiedene Staaten aufgeteilt. Der kleinere Teil im Norden mit 13 Gemeinden blieb bei Ungarn. Das Banater Bergland mit seinem reichen Erzvorkommen sowie die Banater Heide kamen zu Rumänien. Und den Rest, etwa ein Drittel der gesamten Fläche, bekam Jugoslawien. Der Name Banat wird von einer hohen Verwaltungsposition, dem höchsten Regierungsbeamten, der sich Ban, bzw. lateinisch Banus nannte, abgeleitet. Das Königreich Jugoslawien war auch in Banschaften eingeteilt. Auch da wurde der höchste Regierungsbeamte Banus genannt. Unser Dorf befand sich in der Donau-Banschaft. Im jugoslawischen Banat lebten, wie aus den Unterlagen der amtlichen Volkszählung von 1941 hervorgeht, 571.306 Personen. Davon waren 245.000 (42,4%) Serben, 126.342 (23,6%) Deutsche, 92.789 (16%) Ungarn, 63.009 (10,8%) Rumänen, 16.870 (2,8%) Slowaken, 14.990 (2,5%) Kroaten, 2.373 andere Slawen und 9.933 Angehörige anderer Nationalitäten.

Aus dem Westen in den Südosten

Geschichtlicher Rahmen

Im jugoslawischen Banat haben etwas über 126.000 Personen gelebt, die bei der amtlichen Volkszählung am 31. März 1931 als Muttersprache „Deutsch“ angaben. Im gesamten damaligen Jugoslawien waren es 499.996, also rund eine halbe Million Menschen mit deutscher Muttersprache.

Wenn heute diese Zahlen genannt werden, stellen unsere Kinder und Enkelkinder sofort die Frage: „Ja wie kamen denn die vielen deutschen Menschen überhaupt dorthin?“ Darüber gibt es eine Menge Fachliteratur, die in jeder besseren Bücherei aufliegt. Es könnte also an dieser Stelle verzichtet werden, zum wiederholten Mal zu berichten, wie im 18. und 19. Jahrhundert deutsche Menschen ihre angestammte Heimat im damaligen West- und Mitteleuropa verließen und in die Fremde, ins ferne Banat in Südungarn zogen, um sich dort eine neue, wie man glaubte, bessere und freiere Heimat zu schaffen.

Aus mehreren Überlegungen kann dieser Verzicht jedoch nicht stattfinden.

Vor allem deshalb nicht, weil die Geschichtsschreiber und Journalisten im heutigen Jugoslawien versuchen, die Verbrechen ihres Volkes an der einst dort lebenden deutschen Bevölkerung zu rechtfertigen, indem sie mit haarsträubenden Geschichtsfälschungen der Welt beibringen wollen, daß die Deutschen schon immer in diesem Raum ein Fremdkörper waren.

Daß von all dem, was da zusammengeschrieben wird, nichts der historischen Wahrheit entspricht, wissen diese „Historiker“ und „Journalisten“ ganz genau. Sie rechnen aber damit, daß in der Welt nur wenige Menschen über die wahren Verhältnisse und Zustände in dieser Region während der letzten Jahrhunderte Bescheid wissen. Die Verfälschung der Geschichte geht, wenn es sich um die Darstellung des Verhältnisses der Serben zu den Deutschen handelt soweit, daß, um nur ein Beispiel zu nennen, unlängst in der Zeitung „Borba“ behauptet wurde, die Deutschen seien seinerzeit in einem Gebiet angesiedelt worden, in dem es keinen freien Platz mehr gab und wo man schon lange gewußt hat, was wem gehörte. Dort wurden sie auf den besten Äckern angesiedelt, und dabei wurden eine ungeheure Zahl von serbischen Familien zu Bettlern gemacht, indem man ihnen fast alles, was sie besaßen, wegnahm und den Deutschen gab. Solche Beispiele der Geschichtsfälschung, die sicher ein schlechtes Gewissen zur Grundlage haben, könnten noch viele angeführt werden. Das ist jedoch nicht die Absicht der vorliegenden Arbeit, daher soll es bei dem einen Beispiel bleiben.

Der geschichtliche Rückblick ist auch deshalb notwendig, weil sich aus der Kenntnis der Art der Neubesiedlung des Banates nach den großen Türkenkriegen im 17. und 18. Jahrhundert, Hinweise und Rückschlüsse auf das spätere Leben und Arbeiten der deutschen Bevölkerung in dieser Region ergeben.

Um unsere Vorfahren, die seinerzeit ihre angestammte Heimat verlassen haben, zu verstehen, sollten wir einmal als erstes einen Blick auf eine politische Landkarte von West- und Mitteleuropa im 18. Jahrhundert werfen. Dabei werden wir feststellen, daß eine solche Landkarte wie ein Fleckerlteppich aussieht. Damals gab es zahlreiche Fürstentümer, Grafschaften, Herzogtümer und kleine Königreiche, die alle souverän von einem Potentaten regiert wurden. Vorbild für alle diese Herrscher war der Franzosenkönig Ludwig XIV. Seine Prachtentfaltung kannte keine Grenzen; sein Schloß Versailles in der Nähe von Paris strahlte weit in die deutschen Lande. Die in Versailles gefeierten Feste waren Tagesgespräch an den vielen kleinen Höfen; sie regten zur Nachahmung an und sie verschlangen, was schließlich nicht ohne Bedeutung blieb, enorme Summen Geld. Die Untertanen, so nannte man damals das Volk, wurden zur Kasse gebeten. Sie mußten den aufwendigen Lebensstil ihrer Landesherrn finanzieren. Die Steuereintreiber waren unermüdlich unterwegs und sie nahmen alles mit, was nicht rechtzeitig versteckt wurde. Dazu kommt noch, daß die Untertanen im wahrsten Sinne des Wortes als Eigentum des Landesherrn galten. Er konnte mit ihnen buchstäblich machen, was er wollte. Denken wir hier an die vielen jungen Männer aus Hessen, die einfach von ihrem Landesherrn an die Engländer für deren Kriegsführung in Amerika verkauft wurden.

Ludwig XIV. war aber nicht nur ein Lebemann ersten Ranges. Er war auch Realpolitiker und er liebte das Kriegsspiel. Seine Aggressionen richtete er vornämlich nach Osten aus, also in die von Deutschen bewohnten Gebiete. Im Pfälzischen Erbfolgekrieg (1688 – 1697) schob Ludwig seine Ostgrenze weiter vor, gliederte seinem Staatsverband weiteres Reichsgebiet an und anektierte sogar Straßburg. Fast alle rechtsrheinischen Städte wurden in diesem unseligen Krieg durch die Franzosen zerstört. Über die ausgeplünderte und geschundene Bevölkerung breitete sich ein weiteres Übel aus: die Kriegsfurie. Es ist sicher und auch verständlich, daß es im Westen des Reiches damals absolut keine Verlockungen gab, um dort der angestammten Heimat treu zu bleiben.

Im Gegensatz zu der mißlichen Situation im Westen des Reiches wurden zunehmend Meldungen kolportiert, die glänzende Siege der kaiserlichen Heere im Osten und Südosten des Reiches zum Gegenstand hatten. Die militärischen Erfolge des Prinzen Eugen waren Tagesgespräch. Und als in den Dörfern der geschundenen Bevölkerung Agenten auftauchten, die für ferne Länder und fremde Herrscher Auswanderer anwarben, bildete sich bald eine Aufbruchsstimmung, von der die Menschen nicht mehr los kamen. Der Zar von Rußland, Peter I., versprach Bauern und Handwerkern große Freiheiten und Vergünstigungen, wenn sie nach Rußland kämen. Der Preußenkönig, Friedrich Wilhelm I., ließ für die Neubesiedlung seiner Ostgebiete Menschen anwerben, und der König von England zahlte Höchstpreise für junge Männer, die bereit waren, nach Amerika zu gehen, um dort den englischen Interessen zum Durchbruch zu verhelfen. In den Chor dieser verlockenden Versprechungen mischten sich die Bevollmächtigten des Kaisers in Wien. Diese konnten auf große militärische Erfolge ihres Kaisers im Kampf gegen die Türken verweisen. Für die durch diese Türkenkriege gewonnenen Gebiete benötigte der Kaiser arbeitswillige Menschen, denen große Freiheiten und vor allem der Schutz des Kaisers garantiert wurde. Dies wurde landauf und landab verkündet.

Es zeigte sich bald, daß die Menschen bereit waren, das Wagnis der Fremde dem elenden Leben in der Heimat vorzuziehen. Sie wollten ihrem Kaiser vertrauen, und seinem Ruf, in das ferne Ungarn zu ziehen, Folge leisten, zumal versprochen wurde, daß dort jeder soviel freies Land haben kann, wie er in der Lage ist zu bewirtschaften.

Wie hat es nun tatsächlich in dem „fernen Ungarn“ ausgesehen, als man daran ging, das neugewonnene Land zu besiedeln? Es war sicher nicht so, wie es von den Agenten des Kaisers dargestellt wurde. Die fast zweihundertjährige Türkenherrschaft hatte ihre Spuren hinterlassen. Aus Beschreibungen von Personen, die nach den großen Schlachten bei Zenta, Belgrad und Temeschvar das Land bereist hatten, wissen wir, daß es dort so gut wie keine seßhafte Bevölkerung gab. Was sich während der langen Türkenherrschaft gehalten hatte, waren nomadisierende Viehhirten, die in Erdlöchern oder primitiven Hütten hausten. Von einer Bodenbearbeitung gab es nicht einmal mehr Spuren, weil die Türken das flache Land aus strategischen Überlegungen verkommen und vor allem versumpfen ließen, damit sie sich in den wenigen festen Plätzen einigermaßen sicher fühlen konnten. Es gab also keinen festen Weg, keine Dörfer, keine Kulturlandschaft, auch die Wasserstraßen waren unbrauchbar, weil sich niemand um ihre Instandhaltung gekümmert hatte. „Nirgends findet sich eine Ader trinkbaren Wassers“, berichtete Karl von Lothringen, „und das stinkende Wasser der Sümpfe wollte nicht einmal das Vieh trinken. Schilf, Unkraut und Gestrüpp waren so dicht und hoch, daß das Fußvolk kaum durchkommen konnte.“ Ein anderer Reisender namens Grisellini, er war der Baedeker seiner Zeit, schrieb: „Die berühmte pontischen Moräste kommen mit den banatischen kaum in Vergleich. Unter den Einwohnern herrschte die Liebe zum Herumstreifen, der Geschmack an Müßigang, der Hang zum Raub, zur Verrätere und Grausamkeit. Man fand die Menschen zu tierischen Bedürfnissen herabgewürdigt.“

Das war nun wirklich nicht jenes Paradies, das in einem Auswandererlied besungen wurde:

*Das Ungarland ist's reichste Land,
dort wächst viel Wein und Treid,
so hat's in Günsburg man verkündt,
die Schiff stehn schon bereit.
Dort gibt's viel Vieh und G'flüg
und tagelang ist die Weid',
wer jetzt zieht ins Ungarland,
dem blüht die goldne Zeit.*

Die ersten deutschen Einwanderer in das Banat kamen unorganisiert. Es waren anfänglich Handwerker, die von den Militärbehörden zum Festungsbau angeheuert waren. Diese Männer blieben nun, nachdem der Krieg in dieser Region aus war, ohne Arbeit. Viele von ihnen entschlossen sich, im Banat, unter dem Schutz des Kaisers, eine neue Heimat aufzubauen. Gleiches taten auch abgerüstete Soldaten. Die Briefe dieser Männer, die offensichtlich sehr positiv geschrieben waren sowie die unsicheren Verhältnisse in der Heimat, schufen das Klima, in dem sich die ersten echten Auswanderer dann entschlossen, dem Ruf der Werber des Kaisers zu folgen. Sie machten sich auf den Weg, oft unter der Führung des

Dorfpfarrers oder des Dorfrichters. Sie zogen über Regensburg und Wien der Donau entlang bis in die große pannonische Tiefebene, wo sie durch Beauftragte des Kaisers ihre Siedlerstellen zugewiesen bekamen.

In der Geschichte wird diese organisierte Einwanderung in das Banat als „Erster Schwabenzug“ ausgewiesen. Er fand statt in der Zeit von 1722 bis 1726. Von den ca. 60.000 Menschen, die in dieser Zeit nach Ungarn kamen, wurden etwa 8.000 im Banat angesiedelt. Diese ersten Pioniere hatten die größte Last des Siedlungswerkes zu tragen. Die von ihnen gegründeten Dörfer mußten wiederholt mit neueingewanderten Leuten aufgefüllt werden. Vor allem das ungewohnte Klima und das Sumpffieber machten den Menschen zu schaffen.

Der „Zweite Schwabenzug“ in der Regierungszeit der Kaiserin Maria Theresia dauerte von 1763 bis 1769. In der Zwischenzeit vom ersten zum zweiten sowie durch diesen zweiten Schwabenzug kamen ca. 70.000 Deutsche nach Ungarn, davon etwa 42.000 in das Banat. Auch diesen Einwanderern wurden Siedlerstellen sowie eine bestimmte Fläche Land zugeteilt. Sie mußten zuerst ihre Dörfer aufbauen, und wenn schon Häuser standen, diese wohnbar machen sowie den Boden bearbeiten. Die ersten Häuser waren klein und bescheiden. Sie hatten aus Lehm gestampfte Mauern und die Dächer waren mit Schilfrohr, von dem es zu jener Zeit im Banat genug gab, gedeckt. Für die ersten Jahre des Aufbaues wurde den Siedlern Steuerfreiheit gewährt.

Es gab noch einen „Dritten Schwabenzug“. Dieser fand während der Regentschaft von Kaiser Josef II. statt. In den Jahren nach 1780 kamen wieder etwa 32.000 Deutsche nach Ungarn; die Hälfte davon in das Banat. In dieser Zeit wurden auch neue Dörfer angelegt, in denen Nachkommen der Siedler aus dem ersten und dem zweiten Schwabenzug untergebracht wurden. So, um nur ein Beispiel zu nennen, entstand die große Gemeinde Zichydorf in unserer Nachbarschaft. Auf Grund der Gesetze, mit denen die Ansiedlung in Südungarn geregelt war, behandelten die Behörden die Ansiedler als „Untertanen“ mit klar umschriebenen Rechten und Pflichten (im Gegensatz zur Leibeigenschaft).

Dadurch waren sie in vielen Bereichen vom Grundherren unabhängig. Die Freizügigkeit als Untertanen machte es möglich, auch hier nur ein Beispiel, daß z. B. die Söhne der Einwanderer ein Handwerk erlernen durften, ohne daß sie dazu die Bewilligung des Grundherren einholen mußten. In den Kameralgemeinden, so wurden die offiziell angelegten Siedlungen genannt, erhielten die Bewohner das Recht zur Selbstverwaltung ihrer Dörfer sowie zur Ausübung von Rechtsgeschäften auf unterster Ebene. Die Siedler besaßen, um das mit einem modernen Begriff auszudrücken, eine gewisse Selbstverwaltung in rechtlichen, wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und beruflichen Belangen. So gesehen waren sie die ersten freien Bauern Ungarns, ja sogar Europas, schon lange bevor die Französische Revolution mit ihrem Leitsatz „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ ausbrach. Im Banat wurden in dieser oben geschilderten Zeit nicht nur Deutsche angesiedelt und sesshaft gemacht. Auch Serben, Ungarn und Rumänen erhielten eine Chance. Darüberhinaus kleinere Gruppen von Bulgaren, Kroaten, Slowaken, Ruthenen, Tschechen, Italienern, Spaniern und Franzosen. Alle diese Ansiedler wurden gleich behandelt. Alle bekamen das gleiche Recht und alle hatten die gleichen Pflichten zu übernehmen. Neben der staatlichen Initiative gab es bei der Besiedlung des Landes auch eine private. Im Banat wurde diese besonders wirksam, als Kaiser

Josef II. nach 1779 den Kameralbesitz an private Grundherren verkaufte. Es waren vorwiegend Ungarn und zum Teil auch Serben, die damals in das Land gerufen wurden. Auch deutsche Menschen folgten dem Ruf der Grundherren, sodaß praktisch der Zuzug neuer Siedler in das Banat bis ans Ende des 18. Jahrhunderts anhielt.

Trotz schwerer Rückschläge und wirtschaftlicher Schwierigkeiten erlebten die ersten deutschen Ansiedlungen im Banat einen relativ raschen Aufstieg. Dieser mußte allerdings, und das ist an dieser Stelle festzuhalten, durch die Hinnahme von größter Not, argem Verlust an Menschenleben sowie durch viel Leid teuer erkaufte werden. Manche Dörfer wurden mehrmals besiedelt, da die ursprüngliche Bevölkerung durch Krieg, heimtückische Krankheiten sowie schwere und ungewohnte Arbeit oft bis auf ein Minimum zusammenschmolz. Auch der Hunger war ständiger Begleiter der ersten Siedler. Erst durch sichere Ernten und durch den Bau entsprechend tiefer Brunnen, konnte das Leben einigermaßen erträglich gestaltet werden.

Die Konsolidierung des Siedlungswerkes im Banat zog sich bis in die Anfänge des 19. Jahrhunderts hin. Erst als einigermaßen feste Wege, regulierte Flußläufe und eine funktionierende Verwaltung, durch die eine gewisse Sicherheit gewährleistet war, zur Verfügung standen, konnte der von Jahr zu Jahr wachsende Ernteertrag abtransportiert und somit gut verwertet werden. Dadurch kam etwas Geld ins Land, mit dessen Hilfe weitere Dörfer entstanden. Vorangetrieben wurde diese Entwicklung durch den Kinderreichtum der Siedler. Nachdem immer nur ein Kind, von meistens mehreren in der Familie, den Besitz der Eltern übernehmen und fortführen konnte, waren zahlreiche junge Männer und junge Ehepaare auf der Suche nach noch freiem Land. Solange noch unbesiedeltes Land zur Verfügung stand, gründeten diese jungen Bauernsöhne, meistens mit Unterstützung der Heimatgemeinden, neue, sogenannte Tochttersiedlungen, in Gestalt eines oder mehrerer Kolonistendörfer. Auf diese Art wurde auch Georgshausen, unser Heimatdorf, von deutschen Menschen besiedelt, allerdings erst 130 Jahre nach dem Beginn der organisierten Besiedlung dieses Gebietes.

Revolutionsjahre – Schicksalsjahre

Für unser Dorf waren die Jahre 1848 und 1849 Schicksalsjahre. In diesen schweren, durch Revolution und Kampf bestimmten Jahren, entstanden die Voraussetzungen, die eine Besiedlung der Gebiete in der Nachbarschaft von Zichydorf mit deutschen Menschen möglich machte. Daher im folgenden ein genauerer □□ Blick auf die Revolutionsjahre und ihre Auswirkungen.

Der am Ende des 18. Jahrhunderts von der Französischen Revolution ausgegangene Ruf „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ begann allmählich auch im Europa jener Zeit, das von den Truppen Napoleons kräftig durchgeschüttelt worden war, zu greifen. Obwohl im Vormärz, also in der Zeit nach der Verbannung Napoleons, alles, was aus dem Westen kam, heftig unterdrückt wurde, war die einmal eingeleitete Entwicklung nicht mehr aufzuhalten. Die Forderungen, die aus der Bevölkerung an die Höfe durchdrangen, gestalteten sich von

Tag zu Tag heftiger, drängender und unduldsamer. Schließlich folgte die Anwendung von Gewalt: Das Volk griff zu den Waffen, so auch in Wien, wo der am meisten gehaßte Politiker jener Zeit, Fürst Metternich, im Namen eines schwachen Kaisers ein strenges Regime führte und alles unterdrückte, was nur im entferntesten nach Freiheit roch. Die Unruhen brachen in Wien am 13. März 1848 aus. Sie führten sofort zum Sturz des Fürsten Metternich.

Der Kaiser mußte, um die Gemüter einigermaßen zu beruhigen, neben der Entlassung Metternichs eine Verfassung versprechen. Sie wurde auch am 25. April dieses unruhigen Jahres für die österreichischen Erbländer (nicht für Ungarn, dort hatte man sich mittlerweile eine eigene Verfassung gemacht) erlassen, jedoch nie verwirklicht. Schon im Juni wurde sie wieder zurückgenommen. Darauf nahm die Revolution radikalere Formen an.

Die Tschechen erhoben sich in Prag, wurden aber blutig niedergeschlagen. In Italien konnte Feldmarschall Radetzky bei Custoza einen Sieg verbuchen und die abgefallene Lombardei dem Kaiser wieder zurückgewinnen. Am heftigsten gärte es jedoch in Ungarn. Dort wurde ein offener Bürgerkrieg vorbereitet. Man glaubte, die Zeit wäre reif, um die Herrschaft der Habsburger erfolgreich abzuschütteln. Am Ende dieser ungarischen Bestrebungen sollte ein selbständiges, von den Habsburgern unabhängiges Ungarn stehen. Die Kroaten lehnten sich gegen diese Bestrebungen der Ungarn auf. Sie wollten nicht als Steigbügelhalter der Ungarn dienen. Auch die Serben stellten sich auf die Seite der Kaiserstreuen. Die Deutschen waren in ihrer Haltung gespalten. Viele sympathisierten mit den Ungarn. Bereits im September 1848 kam es zwischen der kaiserlichen Regierung in Wien und dem ungarischen Reichstag zum Bruch.

Die Revolution erreichte in Wien im Oktober ihren Höhepunkt. Sie brach erst zusammen, als aus Böhmen herangeführte Truppen die Innenstadt erstürmten. Das war am 31. Oktober.

Es wurde eine neue Regierungsmannschaft mit Fürst F. Schwarzenberg an der Spitze eingesetzt. Der schwache Kaiser, Ferdinand I., trat zu Gunsten seines Neffen, Franz Josef I., zurück. Erstes Ziel des jungen Kaisers war, in Ungarn wieder Ruhe und Ordnung herzustellen. Aus eigener Kraft konnte das aber, in der von der Revolution geschüttelten Zeit, nicht geschehen. Deshalb wurde ein Verbündeter, der Zar von Rußland, um Hilfe gebeten.

Doch was war mittlerweile in Ungarn geschehen, wo die deutschen Siedler bereits gutfunktionierende Dörfer und sichere Existenzen aufgebaut hatten? Nach dem Ausbruch einer unblutigen Revolution in Budapest am 15. März, also schon zwei Tage nach dem Ereignis in Wien, wurde dort eine rein ungarische Regierung unter Graf Batthyani gebildet. Diese Regierung stand jedoch bald vor unlösbaren Problemen. Am flachen Land erhoben sich die Bauern gegen ihre Unterdrücker, die Großgrundbesitzer des ungarischen Hochadels. Auch die Serben und die Rumänen, die stets von den Ungarn niedergehalten wurden, erhoben sich. Sie stürmten die Herrenhäuser, zündeten diese an und plünderten alles, was ihnen in die Hände fiel. Die Kroaten, die ihre Treue zum Kaiser von allem Anfang an beschworen, rückten unter ihrem Anführer, dem Banus Jellacic, mit Truppen in die ungarischen Kernlande ein. Da sah der eigentliche Anführer des ungarischen Aufstandes, Fürst Layos Kossuth, seine Stunde gekommen. Nur die Flucht nach vorne konnte zielführend sein. Er rief alle Ungarn

zum Freiheitskampf gegen den Kaiser in Wien auf. In diesem Kampf, der sich bald zu einem handfesten Krieg entwickelt hatte, konnten die Ungarn zwar anfängliche Erfolge verbuchen, dann kamen aber die Rückschläge. Mit Hilfe der Russen rückten die Truppen des Kaisers immer weiter vor. Das ungarische Parlament wich von Budapest nach Debrecen aus. Dort wurde schließlich am 14. April 1849 Kaiser Franz Josef I. als ungarischer König für abgesetzt erklärt. Kossuth ließ sich als Reichsverweser ausrufen. Das Schicksal nahm seinen Lauf:

Am 13. August 1849 kapitulierten die ungarischen Truppen bei Vilagos vor der groß gewordenen Übermacht. Das Strafgericht folgte auf dem Fuß. Kossuth mußte das Land verlassen und die anderen Anführer des Aufstandes, vorwiegend die militärischen Führer wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurteilt. Sie wurden in Arad hingerichtet. Es ist in diesem Zusammenhang nicht uninteressant zu erfahren, daß von den 13 zum Tode verurteilten Offizieren sechs einen ungarischen, fünf einen deutschen und zwei einen serbischen Namen hatten. In der Folge wurde der ungarische Einfluß in der Verwaltung des Landes stark beschnitten. Aus der Batschka, dem Banat und Syrmien entstand ein neues Kronland mit der Bezeichnung „Vojvodschaft Serbien und Temescher Banat“. Zur Hauptstadt mit dem Sitz der Statthalterei wurde Temeschwar bestimmt.

Noch einige Worte zum Verlauf der Kämpfe in diesem von den Ungarn angezettelten Bürgerkrieg. Die ersten Kampfhandlungen fanden im Banat statt. Die Serben, die, wie schon erwähnt wurde, auf der Seite des Kaisers standen, griffen bereits von Alibunar aus am 11. Juli 1848 Werschetz an. Die Stadt konnte jedoch von den Ungarn, auf deren Seite auch viele Deutsche kämpften, gehalten werden. Erst am 19. Jänner 1849 gelang es den Serben, die Stadt einzunehmen. Dabei wurde Werschetz von den Serben geplündert. Es gab damals zahlreiche Todesopfer unter der deutschen Bevölkerung. Im Zuge dieser Kampfhandlungen wurden auch die Ungarn, die an der Stelle, wo später unser Dorf entstand, eine Siedlung namens Joszefhaza hatten, von den Serben verjagt. Dabei wurden die Häuser angezündet und zerstört.

Die guten Vorsätze mit dem neugeschaffenen Kronland, in dem das Banat nun einen wichtigen Bestandteil bildete, hielten nicht lange. Obwohl im Oktober 1849 an den Kaiser in Wien eine Petition gerichtet wurde, in welcher der Dechantpfarrer Josef Novak sowie dreißig Dorfrichter und Geschworene aus dem nördlichen Banat darauf hinwiesen, daß die Deutschen in Ungarn nicht als gleichberechtigte Nation betrachtet werden, geschah zu ihrem Schutz praktisch nichts mehr. Bereits 1861 bekam das Banat wieder seine alte ungarische Verwaltung.

Die Schwierigkeiten der Habsburger hatten sich in andere Teile des Reiches verlagert. Fürst Bismarck reklamierte für Preußen die Führungsrolle in Deutschland, was Österreich nicht ohne Verlust seines Ansehens und seiner Autorität in Europa hinnehmen konnte. Es kam zum Krieg, praktisch zu einem Bruderkrieg. Der Ausgang dieses Krieges mit der fürchterlichen Niederlage der Österreicher in der Schlacht bei Königgrätz (1866) hatte Konsequenzen: Preußen übernahm praktisch das Kommando im deutschen Raum Europas; Österreich wandte sich wieder seinen Interessen im Südosten zu. Wenn es nicht möglich war, im deutschen Raum erster zu sein, so sollte das wenigstens auf dem Balkan Realität werden.

Dort gab es noch eine Menge ungelöster Fragen, die sich vor allem aus dem Rückzug der Türken ergaben.

Österreich-Ungarischer Ausgleich

Dafür mußte vorerst einmal mit den Ungarn eine Verständigung gefunden werden. Man ging daran, den auch für uns Donauschwaben so folgenschweren Ausgleich mit Ungarn vorzubereiten. Die Verhandlungen begannen hastig und der Abschluß wurde übereilt unter Dach und Fach gebracht. Die Ungarn bekamen ihre Sonderverfassung von 1848. Es entstand die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn. Sie bestand aus zwei unabhängigen, gleichberechtigten Staaten. Diese waren jedoch durch die Person des Herrschers und durch die gemeinsamen Angelegenheiten und Institutionen der Außenpolitik, des Finanzwesens und der Landesverteidigung eng miteinander verbunden. Von da an sprach man, allerdings inoffiziell, von Cisleithanien (Österreich) und Transleithanien (Ungarn). Offiziell verwendeten die Österreicher die Abkürzung „k. k.“, was für den Begriff „kaiserlich-königlich“ stand. Die Ungarn hielten sich fest an die Abkürzung „k. u. k.“, was für den Begriff „kaiserlich und königlich“ stand. Sie wollten auf keinen Fall auf das Wörtchen „und“ verzichten, weil sie es als wichtiges Symbol für ihre politische Gleichberechtigung ansahen.

Tatsache ist, daß sich die Habsburger, obwohl sich Kaiser Franz Josef I. rasch zum König von Ungarn krönen ließ, nur Ärger und Unannehmlichkeiten durch den geschlossenen Ausgleich mit den Ungarn eingehandelt hatten. Es stellte sich bald heraus, daß der Wiener Hof nur mangelhaft vorbereitet in die Verhandlungen eintrat, während die Ungarn genau und gut vorbereitet waren. Die in den Vertrag eingearbeiteten Fallen, Schwächen und Fußangeln erkannte man in Wien erst, als es schon zu spät war. Es zeigte sich bald, daß die Ungarn nur eines, den ungarischen Staat, im Kopf hatten. Die Vorteile, die sich aus der Bindung an Wien ergaben, genossen sie ohne Bedenken. Nachteile in Kauf zu nehmen, lehnten sie jedoch mit allerhand Ausflüchten ab.

Der Schutz des Kaisers schwindet

Für uns Donauschwaben bedeutete dieser Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn nicht mehr und nicht weniger als die Tatsache, daß wir fortan den Ungarn und deren überschäumendem Nationalgefühl ausgesetzt waren. Obwohl es seinerzeit bei der Ansiedlung der Deutschen „Unter dem Schutz des Kaisers“ hieß, wurde nun von Wien aus auf diesen Schutz vollkommen vergessen. Eine Zäsur in der Situation unseres Volksstammes, die von mehreren Autoren als „der Anfang vom Ende“ bezeichnet wird. Sehr treffend kommentiert diese Situation Josef Senz in einem Artikel im „Donauschwaben“. Darin heißt es: „Nach dem Ausgleich des Jahres 1867 lebten die Donauschwaben unter dem Zwang der nationalstaatlichen

Überfremdung, in die sie aus der Verklammerung mit der ungarischen Herrschaft geraten waren. Sie sollten ihrem eigenen Selbstverständnis, das auf dem Gleichklang ihrer Sprache und Herkunft beruhte, entzogen und einem nationalstaatlichen Selbstverständnis, das auf der anderen Sprache und Herkunft der Madjaren beruhte, zugeführt werden. Ihre Kinder sollten eine andere Sprache in der Schule lernen, und diese lieber verwenden als ihre Muttersprache.“

Wenn wir nun die Geschichte weiter verfolgen, so ist vorerst festzuhalten, daß sich die Habsburger mit diesem Arrangement mit den Ungarn absolut nicht diesen Freiraum schaffen konnten, mit dem sie zur Durchsetzung ihrer Interessen im Südosten gerechnet hatten. Das Gegenteil war der Fall. Die übrigen Völker der Monarchie betrachteten den Ausgleich mit den Ungarn als einen Schlag ins Gesicht, waren sie doch zahlenmäßig den Ungarn weit überlegen. Vor allem auf die slawischen Völkerschaften traf dies zu. Zählt man nämlich die damals auf dem Territorium der Monarchie lebenden Slawen zusammen, also die Tschechen, Slowaken, Polen, Russen, Serben, Kroaten und Slowenen, so bekommt man eine Zahl, die zweieinhalbmal so groß ist, als die Zahl der Ungarn zu jener Zeit. Sie gaben keine Ruhe, sie schürten den Nationalismus und sie verlangten das, was man den Ungarn zugestanden hat: einen selbständigen und unabhängigen Staat. Die Verhandlungen wurden von Wien aus nur halbherzig geführt; es kam zu keinem Ergebnis. Die Deutschen im Norden Europas machten, nachdem sie die Vorherrschaft der Habsburger durch den Krieg von 1866 gebrochen hatten, einen Einigungsprozeß durch. Unter der Führung des Fürsten Bismarck ging diese Bestrebung gut voran. Als dann noch der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 siegreich beendet werden konnte, stand der Ausrufung des Königs von Preußen, Wilhelm I., zum deutschen Kaiser nichts mehr im Wege. Am 18. Jänner 1871 ging diese Zeremonie im Schloß Versailles, wo die Deutschen während des Krieges mit Frankreich ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten, in Szene. Von diesem Tag an hatten die Deutschen ihren Kaiser in Berlin und die Österreicher ihren Kaiser in Wien. Beendet wurde dieses Kaisertum sowohl für die Deutschen, wie auch für die Österreicher im Herbst 1918 nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg. Die Zeitspanne von nun an bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges war wirtschaftlich gesehen eine sehr gute Zeit. Durch die Milliarden Franc, die von den Franzosen nach dem verlorenen Krieg gezahlt werden mußten, blühte die Wirtschaft in Deutschland, wo man jetzt nicht mehr von Preußen, Bayern, Hessen usw. sprach, sondern vom Deutschen Reich, auf. In der folgenden Gründerzeit entstanden riesige Industrien, die durch zahlreiche Erfindungen im Bereich der Technik noch Auftrieb erhielten. Die Gründerzeit war auch im damaligen Österreich und selbstverständlich auch in Ungarn zu verspüren, was die Ungarn übermütig werden ließ. Sie konnten es nicht ertragen, daß in ihrem vielgeliebten Land anders als ungarisch gesprochen wurde und in anderen Kategorien gedacht wurde, als in ungarischen. Es war die Zeit, in der die gesetzlichen Grundlagen dafür geschaffen wurden, daß man nicht einmal mehr in der Volksschule deutsch lesen und schreiben durfte. Wer es zu etwas bringen wollte, der mußte sein Herkommen verleugnen und sich als Ungar gebärden. Er durfte nur ungarisch reden und er mußte in allen seinen Lebensäußerungen das Ungarntum verherrlichen. Es war die Zeit, in der unsere Eltern in den Volksschulen nur ungarisch unterrichtet wurden, in der die komischen Schreibgewohnheiten entstanden, über die wir uns

beim Lesen eines Briefes von der Mutter oder der Großmutter so gewundert haben. Es war auch die Zeit, in der, nicht wie im Deutschen, zuerst der Vornamen und dann der Familiennamen zu schreiben war, sondern umgekehrt.

Nach diesem kurzen Ausflug ins Detail, wollen wir uns wieder dem Lauf der Weltgeschichte zuwenden. Bismarck hatte zur Neuordnung Europas den Berliner Kongreß einberufen. Nachdem im Westen durch den glänzenden Sieg der Deutschen über die Franzosen alles klar war, beschäftigte sich der Kongreß hauptsächlich mit den Verhältnissen auf dem Balkan. Dort galt es vor allem den wachsenden Einfluß der Russen einzudämmen. So erhielt unter anderem Österreich das Mandat, Bosnien und die Herzegowina zu besetzen.

Rußland konnte seinen Machtverlust auf dem Balkan nicht verwinden. Rußland war auch nicht bereit die Beschlüsse des Berliner Kongresses zu respektieren. Das führte in der Folge zum deutsch-österreichischen Zweibund von 1879 und somit zur Spaltung der europäischen Mächte in zwei Bündnislager. Als sich dann noch Italien dem Zweibund anschloß, war praktisch die Bündniskonstellation, wie sie beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges bestand, geschaffen. Das Schicksal nahm seinen Lauf!

Schwere Folgen des verlorenen Krieges

Der Tronfolgermord am Vidovdan, dem 28. Juni 1914, löste den Ersten Weltkrieg aus. Die verbündeten Armeen des Dreibundes kämpften tapfer und am Anfang auch erfolgreich. Das Ausscheiden Italiens aus dem Bündnis brachte schließlich eine Wende. Die Truppen des deutschen Reiches und die Truppen von Österreich-Ungarn gerieten immer mehr in Bedrängnis. Der Krieg ging verloren. In der Folge muß auf diesen Kriegsausgang etwas näher eingegangen werden, weil er uns, den Bewohnern von Georgshausen, das mittlerweile den ungarischen Namen „Györgyhaza“ getragen hatte, ein neues Vaterland brachte: das spätere Königreich Jugoslawien.

Der Erste Weltkrieg war also aus. Am 28. Oktober 1918 gelang den alliierten Truppen an der Piave in Oberitalien der Durchbruch; die Truppen der österreich-ungarischen Armee zogen sich fluchtartig zurück. Schleunigst wurden Verhandlungen über einen Waffenstillstand in die Wege geleitet. Bereits am 3. November 1918 war Waffenruhe eingetreten. Der mit so großen Hoffnungen und viel Tapferkeit geführte Krieg war verloren und in der Folge auch der Bestand der Österreich-Ungarischen Monarchie am Ende.

Der Bündnispartner Deutschland mußte den Krieg ebenfalls beenden. Die deutschen Unterhändler unterschrieben am 11. November 1918 im Wald von Compiègne bei Paris den entsprechenden Vertrag über einen Waffenstillstand.

Damit war das millionenfache Sterben der Jugend von Europa und der übrigen halben Welt endlich beendet. In der Folge bekam die Landkarte von Europa ein neues Aussehen.

Deutschland mußte vor allem Elsaß und Lothringen wieder an Frankreich zurückgeben und ungeheure Lasten an Kriegsentschädigungen übernehmen. Noch gravierender waren die Folgen des verlorenen Krieges für Österreich-Ungarn. Dieses große Staatengebilde wurde

vollkommen zerschlagen. Es entstanden die sogenannten Nachfolgestaaten. Der verbliebene Rest von Österreich, das nun zu einer Republik umgewandelt wurde, war klein und kaum lebensfähig. Das Herrscherhaus Habsburg-Lothringen wurde für abgesetzt erklärt, und wer von der großen Familie keine Loyalitätserklärung für die neugeschaffene Republik unterschreiben wollte, mußte das Land verlassen. Das gesamte Vermögen der Herrscherfamilie zog der Staat ein. Der letzte Kaiser, Karl I., starb schließlich in der Verbannung auf der Insel Madeira.

Für uns muß an dieser Stelle festgehalten werden, daß mit der Verbannung des letzten Kaisers und Königs aus dem Haus Habsburg-Lothringen auch der letzte formale „Schutz des Kaisers“, unter dem die Ansiedlung der Deutschen im Donauraum im 18. und 19. Jahrhundert stattfand, nun endgültig weggefallen war. Auch aus dem Deutschen Reich, dessen Kaiser ebenfalls ins Exil gehen mußte, war kein Schutz unserer Interessen in den Nachfolgestaaten zu erwarten. Die Alliierten entschieden, welche Landesteile jeweils zu welchem Staat gehörten. Auf die in diesen Landesteilen wohnende Bevölkerung wurde kaum Rücksicht genommen. Den von den Alliierten diktierten Friedensvertrag von St.-Germain-en Laye nahm am 10. September 1919 die nun republikanische, österreichische Delegation an. In ihm wurde festgeschrieben, daß Österreich zu jenen Staaten gehörte, die am Ausbruch des Weltkrieges schuld waren. Daraus resultierten riesige Reparationsleistungen an die sogenannten Siegerstaaten. Darüberhinaus mußten folgende Gebietsabtrennungen hingenommen werden: Böhmen und Mähren fiel an die neugeschaffene Tschechoslowakei; Galizien an Polen; Südtirol, Teile des Küstenlandes der Adria und das Kanaltal bekam Italien; die Südsteiermark und Krain sowie Bosnien und Herzegowina wurden dem neuen Staat, der heute Jugoslawien heißt, einverleibt.

Wie Österreich, so wurde auch Ungarn nach dem verlorenen Krieg arg gerupft. Nachdem am 8. November 1918 Waffenstillstand eintrat, folgten heftige Turbulenzen. Graf M. Karolyi, der Mann der ersten Stunde nach dem verlorenen Krieg, mußte bereits im März 1919 als Präsident des Landes zurücktreten und einem gewissen Bela Kun das Feld für die nun von Sozialdemokraten und Kommunisten gegründete Räterepublik überlassen. Dieses Terror-System hatte nur bis August des gleichen Jahres Bestand. Es machte aber der Bevölkerung rasch klar, was man zu erwarten hatte, sollte ein derartiges Regime zur Dauereinrichtung werden. Mit Unterstützung der Alliierten wurde Bela Kun mit seinen Genossen verjagt. Am 3. August 1919 besetzten rumänische Truppen Budapest.

Unter ihrem Schutz wurde Anfang 1920 eine Nationalversammlung gewählt. Diese stellte die Monarchie wieder her, erklärte aber den Thronanspruch der Habsburger für erloschen. Der frühere König, der in Ungarn als Karl IV. regiert hatte, durfte das Land nicht mehr betreten. Zum Reichsverweser wurde am 1. März 1920 Nikolaus von Horthy gewählt. Auch er verweigerte dem Monarchen den Zugang zu seinem Land und zur Macht.

Im Friedensvertrag von Trianon, am 4. Juni 1920, wurde das Territorium Ungarns von 325.500 qkm, vor dem Ersten Weltkrieg auf 93.000 qkm reduziert. Ganz Kroatien, die Slowakei, Siebenbürgen und der größte Teil des Banates mußten als Verlust abgebucht werden.

Neue Herren im Banat

Kräftig zugelangt haben bei dieser Aufteilung der Österreich-Ungarischen Monarchie unter anderem die Serben, deren Prinzregent und spätere König Alexander I. am 1. Dezember 1918 das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (SHS) ausrief. Also ein ganz neuer Staat auf der europäischen Landkarte; ein Staat, mit dem wir uns in Zukunft noch sehr ausgiebig befassen werden, denn unsere frühere Heimat, das Banat, wurde bei dieser neuen Staatengründung ebenfalls auf drei Teile aufgeteilt: Ein Teil bekam Rumänien, ein kleiner Rest blieb bei Ungarn und der Teil, in dem unser Dorf liegt, kam zu diesem neuen Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen.

Allein der Aufbau einer neuen Verwaltung unter der Schirmherrschaft der neuen Herren erwies sich als ein fast unlösbares Problem. War doch das Territorium dieses neuen Staates sechsmal so groß wie das Territorium Serbiens beim Ausbruch des Krieges. Dazu kam der Widerstand der Kroaten, die sich hintergangen fühlten. Denn sie wurden, so sagten alle kroatischen Politiker, durch List und durch Gewalt in den neuen Staat eingegliedert. Eine vorherige Befragung des Volkes der Kroaten oder eine vorherige Vereinbarung mit den politischen Vertretern der Kroaten hatte nicht stattgefunden. Unter der Anführung von Stjepan Radić formierte sich der Widerstand. Es entstand eine Bewegung, die einem allgemeinen Volksaufstand glich und die zum Ziel hatte, eine unabhängige kroatische Republik auszurufen. Die Serben waren jedoch auf der Hut; sie erstickten die geheimen Bestrebungen der Kroaten mit militärischer Gewalt schon im Keim.

Dieses nicht Mitgehen der Kroaten mit den Serben blieb praktisch bis zum heutigen Tag die zentrale Schwierigkeit des neugeschaffenen Staates, obwohl es dem Prinzregenten Alexander gelang, mit Hilfe einer von ihm erlassenen Verfassung, der sogenannten Vidovdaner Verfassung, etwas Ordnung in das Durcheinander zu bringen. Die Kroaten unter ihrem Führer Stjepan Radić hatten in der neuformierten Skupština (Parlament) dieser Verfassung ihre Zustimmung verweigert, sie trat aber in Kraft, weil nach den neuen Bestimmungen nicht mehr eine Zweidrittel-Mehrheit, sondern nur mehr 50% plus einer Stimme notwendig waren.

Anzumerken ist hier, daß die Minderheiten der Deutschen und Ungarn von den Wahlen 1921, die zu dieser ersten Verfassung des Staates führten, ausgeschlossen waren.

Die radikalen Vertreter des neuen Staates gingen sogar soweit, eine gewaltsame Lösung des Minderheitenproblems zu propagieren. Denn mit dem enormen Gebietszuwachs bekam der neue Staat auch eine bunte Palette neuer Völkerschaften, die sich nicht ohne Probleme eingliedern ließen. Vor allem die halbe Million neuer Staatsbürger deutscher Muttersprache verleitete zu kühnen und radikalen Überlegungen. Mit ihrer Entfernung hätte man riesige Vermögenswerte einheimsen können, man hätte also zwei Fliegen mit einem Schlag getroffen. Angesichts dieser verlockenden Beute war, so wird von mehreren Historikern bestätigt, die Vertreibung der deutschen Minderheit bereits 1918 eine beschlossene Sache. Der Traum

vieler radikaler Serben konnte jedoch nicht erfüllt werden, weil die Entente, also die sogenannten Siegerstaaten, darauf bestanden, daß bei einer Vertreibung der Deutschen aus ihren Dörfern und Städten, eine Ablösung des Vermögens hätte stattfinden müssen. Auch in der Debatte über die Agrarreform, welche im neuen Staat SHS angestrebt und später auch durchgeführt wurde, erklärte der ehemalige serbische Ministerpräsident Pašić sinngemäß folgendes: „Hätten wir die Frage der deutschen Bevölkerung 1918 gelöst, so wären wir jetzt mit diesem Problem fertig.“

Die Lösung sah dann anders aus: Nicht die Deutschen wurden ausgesiedelt, sondern Völkerschaften slawischen Ursprungs, also ehemalige Bewohner von Bosnien, der Herzegowina, der Lika und des Kosovo, wurden unter den Deutschen angesiedelt. Diese Menschen bekamen vom Staat die durch die Agrarreform gewonnenen Ackergrundstücke. Darauf wurden, meistens in der unmittelbaren Nachbarschaft eines deutschen Dorfes, neue Dörfer angelegt und mit den zugewanderten Menschen besiedelt. In der Agrarreform des Staates SHS wurde verfügt, daß alle Grundbesitzer lediglich 500 Joch behalten durften. Der Rest fiel dem neuen Staat. Die früheren Großgrundbesitzer des ungarischen Adels verloren durch diese Reform einen Großteil ihres Besitzes. Die Herrschaften schrumpften zusammen und zahlreiche Bewohner der Region, die auf den Gutshöfen Arbeit und Brot für ihre Familien hatten, verloren durch die Agrarreform die Grundlagen ihrer Existenz. Viele von ihnen wanderten nach Übersee aus. In der Folge entstanden in dem neuen Staat weitere Gesetze, die jegliche Entfaltung der Minderheiten, also auch des deutschen Volksteiles, einschränkten.

Die Zeit vom Ende des Ersten Weltkrieges bis zur Auflösung des Königreiches Jugoslawien nach dem Balkanfeldzug des deutschen Heeres im Jahr 1941, war für den neugeschaffenen Staat der Serben, Kroaten und Slowenen (SHS) keine leichte. Immer wieder eskalierte die Gewalt und es gelang nur durch unerhörte Anstrengungen, Mißachtung von Gesetzen und Unterdrückung der Minderheiten das Staatsgebilde über die Runden zu bringen. Vom Anfang bis an das Ende zieht sich die Auseinandersetzung mit den Kroaten wie ein roter Faden durch die Innenpolitik. Nur durch die Anwendung von Gewalt, die Serben waren die einzigen, die über eine funktionierende Armee verfügten, konnten die Kroaten gezwungen werden, in dem vom späteren König Alexander I. geschaffenen Staatenbund zu verbleiben.

In diese Zeit fallen auch zwei gräßliche Mordanschläge, die eindeutig politisch motiviert waren.

Als die Serben in ihrem Parlament vom Führer der kroatischen Bauernpartei, Stjepan Radić, hart bedrängt wurden, griffen sie zum Revolver. Mitten in einer Sitzung streckten sie ihren politischen Gegner und dessen Anhänger nieder. Dieses Ereignis ging als „Mord in der Skupština“ in die Geschichte ein. Es war in den späteren Jahren eines der stärksten Motive für die gegenseitigen Ausrottungsbestrebungen der Serben und Kroaten. Hunderttausende Menschen fielen dieser Auseinandersetzung zum Opfer.

Wie sich in der Folge des Mordanschlages zeigte, brachte auch diese verwerfliche Tat den Serben nicht die erhoffte „freie Hand“ bei den innenpolitischen Entscheidungen. Radić fand in der Person von Vlatko Mašek einen nicht weniger kämpferischen Nachfolger. Er setzte die Sezessionspolitik seines Vorgänger fort. Der König sah schließlich keinen anderen

Ausweg, als radikal durchzugreifen. Er löste das Parlament auf, setzte die Verfassung außer Kraft und regierte mit Hilfe der ihm treu ergebenen Armee per Dekret weiter. Auch dieser Zeitabschnitt ging unter einer bestimmten Benennung in die Geschichte ein, u. zw. als „Königsdiktatur“.

Radić wurde am 26. August 1928 ermordet; am 3. Oktober 1929 entstand durch Umbenennung des Staates der Serben, Kroaten und Slowenen (SHS) in „Jugoslawien“ ein politisch neuorientierter Staat. Der Name sollte andeuten, daß nun die nationalen Gegensätze behoben sind, und unter der starken Hand des Königs keine nationalen Eskapaden mehr geduldet werden. Das dem nicht so war, wußten jedoch alle maßgeblichen Politiker. Die Kroatenführer gingen ins Exil, so auch der spätere Poglavnik Ante Pavelić. In dieser Zeit im Exil begann dieser, um nur ein Beispiel zu nennen, mit der Aufstellung seiner Ustaša, die nach 1941 traurige Berühmtheit erlangen sollte. Der König krepelte die Verwaltung des neuen Jugoslawien vollkommen um. Es entstanden an Stelle der ethnisch bedingten Verwaltungseinheiten die neun Banschaften, die zum Großteil nach Flüssen benannt waren. In sechs dieser neun Banschaften hatten die Serben eine absolute Mehrheit, wodurch sie hofften, in Zukunft das Land problemlos regieren zu können. Nun folgte der zweite politisch motivierte Mordanschlag. Die Kroaten im Exil orientierten sich an einem Feindbild, das für sie König Alexander, der Diktator, wie sie sagten, war. Als dieser auf Staatsbesuch nach Frankreich reiste, wurde er von einem Attentäter, der in der Nähe der Ustaša anzusiedeln ist, am 9. Oktober 1934 in der Hafenstadt Marseille erschossen. Dieser Königsmord war so ziemlich der Höhepunkt der Auseinandersetzungen zwischen den Kroaten und den Serben.

Auf König Alexander folgte dessen Bruder Paul als Prinzregent. Dieser setzte den durchaus fähigen und schlaun Dr. Milan Stojadinović als Ministerpräsidenten ein, wodurch wieder etwas Ordnung in das Land kam. Im Jahr 1936 fanden wieder Wahlen in die Skupština statt. Bei diesen konnten nun auch die Minderheiten aus ihren Reihen Kandidaten aufstellen und in die Volksvertretung wählen. Schließlich brachte Stojadinović sogar ein Abkommen mit den Kroaten zustande, allerdings erst unter dem Druck der außenpolitischen Verhältnisse am Vorabend des Zweiten Weltkrieges, u. zw. am 26. August 1939. Durch dieses Abkommen (Sporazum) erhielten die Kroaten in der etwas erweiterten Save-Banschaft eine weitgehende Selbstverwaltung. Diese umfaßte neben den reinen verwaltungstechnischen Anliegen noch das Gerichtswesen, die kulturellen und wirtschaftlichen Angelegenheiten und den Bereich der Sozialpolitik.

Nach dieser einigermaßen geordneten innenpolitischen Situation geriet das Land immer tiefer in außenpolitische Turbulenzen, die schließlich den Krieg mit Deutschland auslösten, und in der Folge die Auflösung des Staates – Königreich Jugoslawien – herbeiführten.

Die Außenpolitik Jugoslawiens war von Anfang an eine zwielichtige. Während die Sympathien der Serben den Verbündeten aus dem Ersten Weltkrieg, also den Franzosen und den Engländern gehörten, zwangen die wirtschaftlichen Gegebenheiten zu einem Arrangement mit Deutschland. Zu vereinen waren diese Gegensätze, wie sich zeigen sollte, nicht. Sowohl Frankreich wie auch England hatten in ihren Kolonien eine breite Rohstoffbasis. Sie brauchten nichts aus Jugoslawien, das vornämlich Überschuß aus seiner Landwirtschaft hatte. Was diese zwei Staaten, von denen die jugoslawischen Politiker soviel hiel-

ten, wollten, war die Abnahme von Industrieprodukten, u. zw. gegen bare Kasse. Dazu war das arme Land aber nicht in der Lage; es hatte fast keine Devisen zur Verfügung.

Deutschland brauchte hingegen landwirtschaftliche Produkte in jeder Menge. Es hatte auch Industrieprodukte genug. Kein Wunder, daß sich da bald intensive Wirtschaftsbeziehungen anbahnten. Schließlich entwickelte sich folgendes Verfahren: Was eingeführt wurde, konnte mit den Ausfuhren bezahlt werden. Als die Deutschen sogar bereit waren, Preise, die über denen des Weltmarktes lagen, zu bezahlen, wurde der Warenstrom in beide Richtungen immer stärker. Das letzte Handelsabkommen zwischen Jugoslawien und Deutschland wurde am 1. Mai 1934 abgeschlossen. Die Deutschen waren, weil sie die landwirtschaftlichen Produkte aus Jugoslawien brauchten, großzügig in der Preisgestaltung. Sie hatten auch ein politisches Interesse im Auge. Ein wirtschaftlich stabiles und dazu noch neutrales Land auf dem Balkan war beste Gewähr dafür, daß von Saloniki aus, nicht wie im Ersten Weltkrieg, Mitteleuropa militärisch besetzt werden konnte. Die Deutschen wollten im Falle militärischer Auseinandersetzungen den Rücken frei haben. Das wußten natürlich auch die Politiker im damaligen Königreich Jugoslawien. Daher rissen die stets unterhaltenen Kontakte zu den Generalstäben der Alliierten aus dem Ersten Weltkrieg nicht ab.

Das wurde auch den Deutschen zugetragen, sodaß ihr Vertrauen in die Integrität des Partners auf dem Balkan ins Wanken geriet. Um ihrer Sache ganz sicher zu sein, verlangten sie, Jugoslawien möge dem Dreimächtepakt (Deutschland, Italien und Japan) beitreten.

Die Unterzeichnung des Vertrages erfolgte durch den jugoslawischen Ministerpräsidenten Cvetković am 25. März 1941 in Wien. Zwei Tage danach fand in Belgrad der Staatsstreich und der Sturz der Regierung Cvetković' statt. Die Folge war der Ausbruch des Krieges zwischen Deutschland und Jugoslawien am 6. April.

Nach kaum 12 Tagen war der Krieg aus. Schon am 17. April wurde der Waffenstillstand unterzeichnet, welcher einen Tag später in Kraft trat. Der König, die Regierung und die führenden Politiker flohen ins Ausland. Das Königreich Jugoslawien hatte aufgehört zu bestehen.

Selbständige deutsche Verwaltung

In seinen vorläufigen Richtlinien für die Aufteilung Jugoslawiens erteilte Adolf Hitler folgende Weisung: 1. Gebietsteile der Steiermark, Krain und Kärntens, die nach dem Ersten Weltkrieg in das jugoslawische Staatsgebiet eingegliedert wurden, fallen an Deutschland. – 2. Das Übermurgebiet fällt geschlossen an Ungarn, die dort lebenden Deutschen sollen später ausgesiedelt werden. – 3. Batschka und Baranja fallen an Ungarn. Das jugoslawische Banat wird zunächst unter deutschen Schutz, das heißt Militärverwaltung gestellt. – 4. Südserbien: Das von bulgarischen Mazedoniern bewohnte Gebiet fällt an Bulgarien. – 5. Altserbien kommt unter deutsche Militärverwaltung. – 6. Kroatien wird innerhalb der Volkstumsgrenze ein selbständiger Staat. – 7. Die politische Gestaltung der restlichen Gebiete einschließlich Bosnien und Montenegro bleibt Italien überlassen.

Das Banat kam somit zusammen mit Altserbien unter deutsche Militärverwaltung. Das Banat erhielt aber nach eingehenden Verhandlungen mit der „Verordnung über die innere Verwaltung des Banats“ ein Sonderstatut, das der deutschen Volksgruppe weitgehende Rechte in der Verwaltung, der Finanzdirektion, dem Gerichtswesen und anderem einräumte. In Serbien konnte General Nedić eine Regierung bilden. Die deutsche Besatzungsmacht verzichtete darauf, ihre eigene deutsche Rechtsordnung in Serbien einzuführen. Deutschland hatte zu dieser Zeit bereits andere Sorgen. Der Feldzug in Rußland erforderte alle Kraft und die Konzentration aller verfügbaren Mittel, sodaß eine Entlastung im besetzten Serbien nur willkommen war. Das die Rechnung nicht aufging, daß auf dem Balkan keine Entlastung, sondern eher eine kolossale Belastung des deutschen Potentials heranreifte, hat seine Wurzeln zum Teil in der verfehlten Politik des deutschen Besatzungsregimes, hauptsächlich aber im Kampf um die Macht in diesem Raum, den sich die nationalen Serben, die Kroaten und später die kommunistisch ausgerichteten Partisaneneinheiten lieferten. In der Verfolgung ihrer Ziele richteten diese Gruppen ihre Kampfkraft nicht nur gegeneinander, sondern auch gegen die Besatzungsmacht. Besonders die Partisanen verstanden es vorzüglich, durch gezielte Provokationen Vergeltungsmaßnahmen zu provozieren, die dann die Bevölkerung in ihre Reihen trieb, sodaß sie von Monat zu Monat stärker wurden und schließlich die einzige Kraft gegen das Besatzungsregime darstellten. Die politische Organisation der kommunistischen Partisanen, der „Antifaschistische Rat der Nationalbefreiungsbewegung Jugoslawiens“, abgekürzt AVNOJ, gab nach seiner Sitzung am 21. November 1944 eine Verordnung über den Übergang des feindlichen Vermögens in das Staatseigentum heraus. Diese Verordnung wurde später zum Gesetz erhoben.

Durch sie fand praktisch eine totale Enteignung und Entrechtung der deutschen Bevölkerung statt. Darüberhinaus wurde durch diese Verordnung über das Deutschtum in Jugoslawien die Kollektivschuld und die Kollektivstrafe verkündet.

Den Deutschen wurden die Bürgerrechte entzogen, ihr gesamtes bewegliches und unbewegliches Vermögen zugunsten des Staates beschlagnahmt, und sie wurden jeglichen Rechtsschutzes verlustig erklärt. Sie waren fortan in Jugoslawien vogelfrei. Mit ihnen konnte jedermann machen, was er wollte. Auch töten, ohne eine Bestrafung befürchten zu müssen.

Unser Dorf

Es war das kleinste Dorf unter den benachbarten Ortschaften. Es liegt im Banat, rund 30 Kilometer nordwestlich von Werschetz. Wir dürfen dieses kleine Dorf „unser Dorf“ nennen, weil dort nicht nur wir, sondern vor uns auch schon drei Generationen unserer Vorfahren gelebt und das, was wir „unser Dorf“ nennen, aufgebaut haben. Das Dorf hat uns rund 95 Jahre gehört; von 1849 bis 1944.

Wir nannten das Dorf in unserer Mundart Jorichhas, geschrieben wurde Georgshausen. Die Ungarn, von denen auch noch mehrere Familien in dem Dorf wohnten, nannten es Györgyhaza. Und die Serben, die seit 1920 in einer Kolonie neben unserem Dorf angesiedelt wurden, verwendeten die geographische Bezeichnung dieses Landstriches, auf dem unser Dorf steht, als Ortsnamen, nämlich Velika Greda. So heißt das Dorf auch heute noch. Bevor wir Deutschen uns dort angesiedelt haben, lebten in dieser Region Angehörige anderer Völkernschaften. Wieviele Generationen das waren, kann man heute nicht mehr genau sagen, denn die Besiedlung der Velika Greda, wie dieser Landstrich wahrscheinlich durch die in der Türkenzeit eingewanderten Serben benannt wurde, geht weit in die Menschheitsgeschichte zurück.

Auf einer archeologischen Landkarte über die Vojvodina wird angegeben, daß dort, wo sich heute die Ortschaften Heideschütz, Zichydorf und Georgshausen befinden, schon in der Bronzezeit menschliche Behausungen waren. Also vor etwa 3.500 Jahren, oder anders ausgedrückt, 1.500 Jahre vor Christi Geburt.

Soweit in die Menschheitsgeschichte wollen wir bei unseren Betrachtungen aber nicht zurückgehen. Es sollen nur die Tatsachen festgehalten werden, wie sie sich aus der ethnischen Situation nach der Vertreibung der Türken, das war am Anfang des 18. Jahrhunderts, in diesem Raum offenbaren. Wir befinden uns jetzt am Ende des 20. Jahrhunderts. Bleiben uns für die vorliegende Arbeit knappe 300 Jahre.

Es ist sicher, daß mit Ausnahme der Velika Greda (ein Höhenzug, der sich einige Meter über die umliegende Landschaft erhebt, daher auch der Name) der Großteil der Landschaft nach dem Abzug der Türken unkultiviert und verkommen war (an anderer Stelle wurden ja Reiseberichte aus dieser Zeit nach der Türkenvertreibung zitiert.)

Es gab praktisch keine Möglichkeiten, landwirtschaftliche Kulturen anzulegen. Man brauchte daher dort auch keine Siedler. Erst als die Maßnahmen zur Trockenlegung (Entwässerung) des ganzen Banates Wirkung zeigten, wurde die Gegend etwas interessanter. Zum besseren Verständnis der folgenden Schilderungen sollen hier noch einige geschichtliche Daten, die sich auf diesen Raum beziehen, angeführt werden. Vor allem ist die Frage zu beantworten, wie die Habsburger zu den rechtmäßigen Besitzern von Ungarn wurden.

In der denkwürdigen Schlacht bei Mohacs (1526), die der damalige Ungarnkönig Ludwig II. verlor, und in welcher er am Schlachtfeld starb, erbte Ferdinand I. von Habsburg rechtmäßig ganz Ungarn. Die Landkarte veränderte sich damals folgendermaßen: Westun-

garn, mit der Hauptstadt Pressburg, wurde zu einer österreichischen Provinz umgewandelt. Siebenbürgen behauptete als türkischer Vasall seine Selbständigkeit. Der Rest von Ungarn war türkisches Besatzungsgebiet, das dann in fast zweihundertjähriger Türkenherrschaft ausgeplündert und niedergewirtschaftet wurde. So auch das Banat.

Im Gefolge der Türken, sowie während der türkischen Besatzungszeit, kamen die Serben. In dieser Zeit erreichten sie ihre größten ethnischen Eroberungen. Die Serben konnten ihr Siedlungsgebiet nach Norden und nach dem Westen, bis weit in die große pannonische Tiefebene vorschieben, und sie hielten in günstigen Gegenden sogar die türkische Besatzung aus. Der Rückzug der Türken und die großen österreichischen Siege folgten nach der letzten Türkenbelagerung von Wien. Kara Mustafa gab bekanntlich nach zweimonatiger Belagerung der Reichs- und Residenzstadt auf. Er zog sich nach Ungarn zurück, wo ihn sein Schicksal in Gestalt der seidenen Schnur erreichte. Seine Truppen lieferten den österreichischen Heeren noch manche Schlacht, sie verloren aber meistens und mußten schließlich alle ihre Eroberungen in Ungarn räumen. Man kann sagen, seit ihrer Niederlage vor Wien im Jahr 1683 ging es mit den Türken in Europa bergab. Eine zweite Welle der serbischen Einwanderung in die große pannonische Tiefebene erfolgte im Gefolge des ersten serbischen Aufstandes (1804 - 1806) gegen die Türken, der bekanntlich mißglückt ist. Damals kam der Serbenfürst Karadjordje, in Begleitung von über hunderttausend Menschen auf der Flucht vor den Türken, über die Donau und die Save in das Banat, die Batschka und in das restliche Südungarn.

Eine weitere wichtige Jahreszahl muß hier auch noch festgehalten werden: 1778. In diesem Jahr verlieh Kaiserin Maria Theresia die reichsunmittelbare Kammer- und Kron-domäne Banat dem Reich der Stephanskronen. Dies geschah aus Dankbarkeit für die Hilfe der Ungarn im Krieg gegen Preußen (um Schlesien). In der Folge erhielt das Banat eine ungarische Verwaltung. Auf seinem Territorium entstanden die Komitate Temesch, Torontal und Karasch. Die Gegend, wo später unser Dorf aufgebaut wurde, befand sich von diesem Zeitpunkt an im Komitat Torontal.

Zwei Jahre nach diesem Ereignis verstarb Maria Theresia. Ihr Sohn Josef wurde als Kaiser Josef II. alleiniger Regent des riesigen Reiches. Er hatte nicht nur ein großes Reich geerbt. Auch große Schwierigkeiten befanden sich in dem Erbe. Unter anderem mußte der Krieg gegen die Türken fortgesetzt werden, was viel Geld kostete. Zur Auffüllung seiner Staatskasse verkaufte Josef II. große Teile des Banats an private Grundherren. Viel Geld haben diese Transaktionen allerdings nicht gebracht; sie haben vielmehr dazu geführt, daß von dieser Zeit an zahlreiche Siedler ungarischer Muttersprache in das Banat kamen. Die Käufer der feilgebotenen Landstriche waren nämlich vorwiegend Angehörige des ungarischen Adels, die dadurch um wenig Geld riesige Ländereien bekamen. Zur Bewirtschaftung dieser Gebiete mußten also Leute her und für diese entsprechende Dörfer errichtet werden. Wahrscheinlich wurde damals auch der Platz, wo später unser Dorf entstand, von Ungarn besiedelt. Auf der Velika Greda entstanden damals unter anderen auch die Herrschaften Botka, Daniel, Liptay, Orcy, Karascony und Csavossy. Später kam noch die Torontaler Bank dazu, die einen Teil des riesigen Csavossy-Besitzes übernahm und darauf die Bank-Pušta gründete.

Dieser kleine Ausflug in die lokale Geschichte war notwendig, damit es verständlich wird, wie die Serben und die Ungarn in das Banat kamen, denn vornämlich mit diesen zwei Nationalitäten hat sich das Zusammenleben unserer deutschen Bevölkerung in der Folge gestalten müssen. Auch von Angehörigen des ungarischen und zum Teil des slawischen Adels haben dann unsere Vorfahren das Land auf der Velika Greda zuerst gepachtet und dann käuflich erworben. Diese Feststellung ist wichtig, weil in späteren Jahren von den nichtdeutschen Nationalitäten hartnäckig behauptet wurde, die Schwaben (die Deutschen) hätten das Land, auf dem sie saßen, geschenkt bekommen.

Die nächste Frage, die nach einer Antwort verlangt, bezieht sich auf die Bewohner dieses Dorfes. Woher kamen sie, wer waren sie und wie haben sie im Dorf Fuß gefaßt, bzw. wie haben sie zur Gestaltung des Lebens im Dorf beigetragen? Wie schon an anderer Stelle erwähnt wurde, handelte es sich bei den deutschsprachigen Siedlern durchwegs um solche, die in ihrer unmittelbaren Heimat, also im Ort, wo ihre Eltern lebten, kein Weiterkommen sahen, weil dort für den Aufbau einer eigenen Existenz nicht mehr genügend Ackerboden zur Verfügung stand.

Die größte und wahrscheinlich auch die geschlossenste Gruppe von Siedlern kam aus dem benachbarten Zichydorf. Dieses Dorf wurde von Menschen des dritten Schwabenzuges unter Kaiser Josef II. angelegt. Im Winter 1787/88 und im darauffolgenden Frühling entstanden dort die ersten Häuser, insgesamt 123. Die Kolonisten für diese Häuser kamen nicht etwa aus dem Kaiserreich im Westen; sie kamen aus den bereits bei den vorhergehenden Schwabenzügen angelegten Ortschaften Grabaz, Hatzfeld, Groß- und Kleinjetscha sowie Ostern.

Träger dieses Siedlungswerkes war Graf Karl Zichy de Vasonkeö; nach ihm wurde die neue Siedlung auch benannt. Für uns sind vor allem einige Namen dieser Siedler aus den fünf vorhin genannten Ortschaften interessant. Aus dem entsprechenden Verzeichnis können wir unter anderen folgende Familiennamen herausfinden: Arnusch, Aweder, Baierle, Borschowa, Brücker, Busch, Faul, Frass, Froh, Heinnermann, Herold, Kresch, Lach, Merle, Niedermayer, Oberle, Remilong, Storch, Wingert, Wiest usw. Alle diese Namen wurden auch von einstigen Bewohnern unseres Dorfes getragen. In der Literatur findet sich auch ein Hinweis, daß von Zichydorf eine größere Personengruppe auf die Velika Greda umzog. Im Heimatbuch der Zichydorfer ist ein einschlägiger Artikel von Felix Milleker, Werschetz, abgedruckt. Dort ist auf Seite 9 zu lesen: „Im Jahre 1849 siedelte Georg von Prachetich auf der Velika Greda, an der Stelle, von wo 1848 die Madjaren aus ihrer Kolonie Joszefhaza vertrieben wurden, Deutsche aus Zichydorf und Morawitz an, und gründete Györgyhaza“. Morawitz wurde zur gleichen Zeit wie Zichydorf im Zuge des dritten Schwabenzuges gegründet und ebenfalls mit Menschen aus der im Banat schon damals lebhaften inneren Kolonisation besiedelt.

Darüber hinaus ist nachgewiesen, daß der ungarische Graf Bela Botka, der in der Region eine große Herrschaft betrieb und auch im Bereich der Velika Greda Grundbesitzer war, deutsche Siedler anwarb und auf seinem Besitz sesshaft machte, sicher auch auf den Gemarkungen unseres Dorfes. Die Botka-Siedler bauten ihre Häuser in der Gegend, wo Birg Friedl später seinen Besitz hatte. Eine Familie, die dem Dorf bis zuletzt ihren Stempel aufge-

drückt hat, kam über Initiative des Grafen Csavossy auf die Velika Greda. Es war dies die Familie Birg, die gleich nach der Revolution 1848/49 aus Karlsdorf zuwanderte. Wenn man weiter forscht, um festzustellen, woher die restlichen Bewohner unseres Dorfes kamen, stößt man immer wieder auf die Ortsnamen Katharina, Ernsthausen, Marienfeld, Detta, St. Hubert, Stefansfeld und auch auf die Namen der Nachbardörfer Heideschütz, Setschanfeld, Groß-Gaj und Alt-Lec. Auch aus Zerne im Nordbanat kamen Zuwanderer. Denken wir nur an die Familie Bauer, die unter dem Namen Zerneer im Dorf bekannt war. Zu- und Abwanderer gab es praktisch bis in die jüngste Vergangenheit. Erwähnt seien hier die Familie Oberle aus Zichydorf und die Familien Seger, Maurer und Illi, die im Dorf als die Brestowatzer bekannt waren. Auch Johann Frass zog erst 1912 von Zichydorf zuerst nach Elemer. Nachdem es ihm dort nicht sonderlich gefiel, kaufte er sich in unserem Dorf an. Er bewirtschaftete fortan Grund und Boden, der zuvor der Familie Csavossy gehört hatte. Auch die Gastwirtfamilie Muhr kam erst in den zwanziger Jahren ins Dorf.

Die Auswanderer aus dem Dorf zog es meistens in die Ferne. Sie gingen nach Süd- und Nordamerika; einige kamen von dort auch wieder zurück. Die Auswanderungen nach Übersee vollzogen sich vornämlich in zwei Zeiträumen. In der Gründerzeit an der Schwelle des 19. Jahrhunderts. Damals zogen Agenten aus Amerika durch die Dörfer, so auch durch unser Dorf, um Arbeitskräfte für die aufstrebende Industrie in den USA zu werben. So mancher Dorfbewohner versuchte schon damals sein Glück im fernen Amerika. Von vielen Auswanderern aus jener Zeit hat man nichts mehr gehört. Die zweite Welle setzte in den zwanziger Jahren ein. Durch die vom jugoslawischen Staat durchgeführte Agrarreform haben viele Menschen bei den aufgelösten Herrschaften ihre Arbeit und somit auch ihren Broterwerb verloren. Nachdem sie keinen Grund und Boden mehr hatten, und als deutsche Menschen auch keine Möglichkeiten mehr sahen, vom Staat etwas aus der Agrarreform zu bekommen, blieb nichts anderes übrig, als wieder in der Ferne eine Existenz zu suchen. Beliebtes Ziel für diese letzte Welle von Auswanderern war Kanada. Die meisten haben es dort gut getroffen. Sie wurden zum großteil Farmer, also Bauern. Auch nach der gewaltsamen Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg fanden einige Familien des Dorfes in Kanada und den USA eine neue Heimat.

Anfänglich blieben die Geschicke der neuen Siedlung Györgyhaza, so wurde unser Dorf damals genannt, eng mit den Gegebenheiten des Nachbarortes Zichydorf verbunden. Dort gab es schon in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts ein gutfunktionierendes Gemeinwesen. Das einzige Spital weit und breit, um nur ein Beispiel zu nennen, stand in Zichydorf, das zusammen mit den Ortschaften Margita, Sent-Janosch, Ürmönhaza, Heideschütz und unserem Dorf eine Sanitätsgemeinde bildete. Leider wurde dieses Spital, in dem es im Jahr 1859 immerhin 15 Patienten gab, geschlossen, als die ungarische Verwaltung im Jahr 1861 wieder eingeführt wurde. Von diesem Zeitpunkt an gab es in Zichydorf immer einen Arzt; später sogar zwei Ärzte, die man bei Bedarf auch aus unserem Dorf aufsuchen konnte. Im Jahr 1864 ließ sich in Zichydorf sogar ein Apotheker nieder.

In unserem Dorf hat sich leider bis zuletzt kein Arzt und kein Apotheker niedergelassen. Die Abhängigkeit in dieser Hinsicht war immer gegeben. Anfänglich, wie schon erwähnt, von den Ärzten in Zichydorf, dann von Heideschütz, wo der für unser Dorf zuständige

Sprengelarzt seinen Sitz hatte. Bei schweren Krankheiten, bei Unfällen oder beim Ausbruch von Epidemien blieb das Ärzteproblem immer akut. Besonders hart war es, wenn in den Wintermonaten mit hoher Schneelage plötzlich ein Arzt gebraucht wurde. Da mußten zwei gute Pferde vor den Schlitten gespannt werden, um entweder den Kranken zum Arzt oder den Arzt zum Kranken zu bringen.

Nachdem es im Dorf selbst keinen Pfarrer gab, entwickelte sich so etwas wie eine Hilfsorganisation, die wohl im Einvernehmen mit dem jeweiligen Pfarrer von Zichydorf, aber doch oft ganz auf sich gestellt, das religiöse Leben des Dorfes gestaltete. Nach der Besiedlung des Dorfes dauerte es geraume Zeit, bis es überhaupt zu einem religiösen Leben kam, von regelmäßigen Gottesdiensten war anfänglich keine Rede. Es fehlte nicht nur der Pfarrer, es fehlte auch die Kirche. Nach längeren Verhandlungen einigte man sich, Gottesdienste und Schulunterricht im Kupa-Haus zu konzentrieren. Das geschah bereits im Jahr 1852, also kaum zwei Jahre nach dem Zuzug der ersten deutschen Siedler. Im Dorf lebten damals 322 Menschen. Das Kupa-Haus zählte zu den ältesten Häusern des Dorfes. Es stand in der unteren Gasse. (Zuletzt wohnte Arnusch Hans mit seiner Familie im vorderen Teil des Hauses, während die rückwärtigen Räume von Frau Storch und ihren Kindern bewohnt wurden.) Unter der Woche kamen dort die Kinder zusammen, um im Lesen und Schreiben unterrichtet zu werden. An den Sonn- und Feiertagen wurde der Altar aufgestellt und Gottesdienst gefeiert.

Schon damals kam der Pfarrer nur einmal im Monat, oft sogar seltener, u. zw. aus Ürményhaza. Erst mit der Eröffnung der Bahnverbindung Betschkerek-Werschetz im Jahr 1891 änderte sich dieser Zustand. Von diesem Jahr an gehörte unser Dorf als Filialkirche der Pfarre Zichydorf an. Anscheinend deshalb, weil man annehmen konnte, daß durch die Bahn eine bessere Verbindung der benachbarten Ortschaften möglich ist. Beide Dörfer hatten nämlich eine Bahnstation, Ürményhaza lag abseits der Bahnstrecke.

Unsere Kirche, das Bethaus, wie wir es noch in Erinnerung haben, entstand um die Jahrhundertwende. Der ungarische Staat gab dazu den Auftrag, u. zw. in der Konzeption, wie es bis zuletzt in Verwendung stand: Der Vorderteil diente unter der Woche als Schule, an den Sonn- und Feiertagen als Kirche. Im hinteren Teil war die Wohnung des Lehrers untergebracht. Einige Jahre später wurden dann, ebenfalls vom ungarischen Staat, das Schulhaus mit seinem schönen Schulhof und das Mesnerhaus, in dem zuletzt Vetter Wastl wohnte, gebaut.

Jetzt, wo es ein eigenes Schulhaus gab, konnte man auch daran gehen, das Bethaus besser auszustatten. Dabei entstanden die ersten Meinungsverschiedenheiten. Ein Teil der Bewohner des Dorfes wollte gleich eine ordentliche Kirche mit Turm für Uhr und Glocken haben, ein anderer hatte die Absicht, neben dem Hauptaltar im Bethaus einen neuen, der heiligen Bernadett von Lourdes geweihten Altar zu errichten. Beide Parteien begannen Geld zu sammeln. Für die Kirche versuchten sich Herold Nikolaus und der alte Wüst Franz stark zu machen. Sie verkauften Bausteine im Dorf und gingen auch in die Nachbardörfer, um dort Bausteine zu verkaufen. Das Unternehmen ist angeblich sehr gut angelaufen und hätte wahrscheinlich zum Erfolg geführt, wenn die andere Partei unter der Führung von Frau Elisabeth Amon, die den Rosenkranz-Verein hinter sich hatte, zugestimmt hätte. Frau Amon wollte aber den Lourdes-Altar haben und verweigerte die Herausgabe des Geldes vom Rosenkranz-Verein. Ergebnis dieser Meinungsverschiedenheit: Die Bemühungen zum

Kirchenbau wurden eingestellt, das mit Hilfe der Bausteinaktion gesammelte Geld bekamen die Spender wieder zurück, und einen der heiligen Bernadett geweihten Lourdes-Altar gab es auch nicht. Es blieb beim Bethaus, das durch die Großzügigkeit des alten Birg Peter, er hatte ein Harmonium, den Beichtstuhl und die Glocken gestiftet, nun relativ gut ausgestattet war.

Eine letzte Chance für eine schöne Kirche bot sich in den dreißiger Jahren. Der alte Birg Peter überlegte ein neues Dorfzentrum mit einer Kirche als Mittelpunkt anzulegen. Das Zentrum sollte auf dem Grundstück zwischen dem Haus von Birg Adam und der Post, also dem Illiewich Haus, entstehen. Eine Bedingung knüpfte der alte Mann an sein Angebot: In der neuen Kirche muß eine Gruft eingebaut werden, in der er und seine Frau Susanne zur letzten Ruhe bestattet werden sollen.

Auch diese Chance wurde nicht genutzt. Die Kirchenbehörde weigerte sich, ihre Zustimmung zur Errichtung der Gruft in der Kirche zu geben. Andere ältere Leute erzählten wieder, daß auch aus dem Dorf Widerstand kam, weil die Kirche mit der Gruft auf dem Weg zur Bahnstation gestanden hätte. Auf dem Weg zum Zug wären dann alle Leute am Grab des alten Birg Peter vorbeigegangen. Davor hatten anscheinend viele Leute Angst. Es gab also wieder keine richtige Kirche für das Dorf. Das alte Sprichwort „Wo die Häuser klein sind, ist die Kirche groß“ bewahrheitete sich in umgekehrter Weise: Die Häuser in unserem Dorf wurden immer größer und pompöser, die Kirche blieb aber klein.

Die letzten Pfarrer von Zichydorf und somit auch von unserem Dorf sind noch gut in Erinnerung. Jakob Endreß stammte aus Temeschwar, wo er 1891 zum Priester geweiht wurde. Kurz vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges, also 1914, erfolgte eine Versetzung nach Zichydorf, nachdem er schon vorher in Groß-Gaj und in Ernsthausen als Pfarrer tätig gewesen war. Er blieb runde zehn Jahre in Zichydorf. Es waren sicher keine leichten Jahre, da ja in dieser Zeit nicht nur der furchtbare Krieg in ganz Europa tobte, sondern auch nach dem Krieg der Übergang vom Staat Ungarn zum Staat Jugoslawien stattfand. Im Jahr 1924 bekam er die ehrende Berufung nach Werschetz, wo er bis zu seinem Tod im Jahr 1941 als Pfarrer blieb. In dem Jahrzehnt seines Wirkens in unserem Dorf hat er viel zur Intensivierung des religiösen Lebens beigetragen. Er kam jeden Monat einmal, hielt den Gottesdienst ab, besorgte Taufen und Eheschließungen und kümmerte sich rührend um die Ausgestaltung unseres Bethauses. Sein sehnlichster Wunsch war, daß in unserem Dorf eine ordentliche Kirche gebaut werde. In seine Amtszeit fallen die größten Aktivitäten in dieser Richtung. Doch weder ihm noch seinen Nachfolgern ist es, wie wir schon gehört haben, gelungen, den Kirchenbau in die Wege zu leiten.

Auf Jakob Endreß folgte Josef Kornaut. Er kam von Groß-Gaj nach Zichydorf. Von dort aus betreute er auch unser Dorf. Sein Hauptanliegen war die strikte Einhaltung des genau geregelten, kirchlichen Lebens. Durch seine Gutmütigkeit hatte er viele Freunde gewonnen. Für ihn wären die Gläubigen sogar durchs Feuer gegangen, pflegte man zu sagen. Auch er kam einmal im Monat ins Dorf. Dabei mußte er jeweils von einem anderen Bauern mit dem Pferdewagen vom Pfarrhaus in Zichydorf abgeholt und nach dem Gottesdienst wieder dorthin zurückgebracht werden (siehe auch Seite 136). Im Jahr 1942 ging Josef Kornaut wieder nach Groß-Gaj zurück, wo er auch 1945 starb. Angeblich haben ihn die Partisanen dort in einen Hühnerstall eingesperrt und verhungern lassen.

Als letzter Pfarrer von Zichydorf und somit auch von unserem Dorf fungierte Josef Steinkamp. Seine Tätigkeit fiel in die schwere Zeit der Verfolgung durch die Partisanen. Anfänglich wurde er noch in seinem Amt geduldet, weil sowohl in Zichydorf wie auch in unserem Dorf den katholischen Ungarn eine religiöse Betreuung gewährt wurde. Später kam er, wie alle deutschen Menschen, in ein Internierungslager, von wo ihm schließlich die Flucht nach Deutschland gelang. Er starb in München.

Von den im Dorf ansässigen Personen, die dem kirchlichen Leben Gestalt gaben, ist in erster Reihe Nikolaus Herold, der Vetter Klos, wie er liebevoll im Dorf genannt wurde, zu erwähnen. An den drei Sonntagen des Monats sowie an den Feiertagen, an denen der Pfarrer aus Zichydorf nicht zur Verfügung stand, besorgte Vetter Klos den Gottesdienst im Bethaus. Er war für die Gebete, die Lesungen aus den heiligen Büchern und die Liedertexte zuständig. Das Harmonium wurde von Lehrer Petri oder von Frau Karola Birg gespielt.

Die Aufgabe des Vetter Klos ging soweit, daß er sogar Begräbnisse besorgte, wenn die Angehörigen des Verstorbenen nicht in der Lage waren, den Pfarrer aus Zichydorf zu holen, bzw. diesen zu bezahlen. Weitere Personen, die sich um das kirchliche Leben des Dorfes kümmerten, waren die Frauen Elisabeth Amon und Karola Birg. Die Amon Liss, wie sie mit großem Respekt genannt wurde, war für die Maria-Mädchen zuständig, die in ihren weißen Kleidern an der Spitze der Prozessionen gingen. Sie wurden von ihr im Beten und Singen ausgebildet und mit den einfachen Kenntnissen über den Glauben ausgestattet. Der Karola Neni, sie war die Ehefrau von Birg Georg, oblag mehr die Betreuung der Jugend sowie die Mitgestaltung des religiösen und des kulturellen Lebens im Dorf. Auch wenn es notwendig wurde Repräsentationsaufgaben zu übernehmen, war Karola Neni zur Stelle. Wenn zum Beispiel der Bischof zur Firmung der Jugend in das Dorf kam, was alle vier Jahre geschah, war dieser Gast bei der Karola Neni. Er wurde dort verköstigt und konnte, wenn es sich als notwendig erwies, dort auch übernachten.

Für eine weitere Aktion, die sich als segensreich erwies, zeichnete ebenfalls Karola Neni verantwortlich. Auf ihre Initiative kamen des öfteren Missionare ins Dorf, vornämlich im Monat Mai. Diese Missionare wurden vom Rafaelsheim in Belgrad vermittelt. Sie kamen mit einem vorbereiteten Bildungsprogramm ins Dorf. Hier hielten sie die Maiandacht und sie machten es möglich, daß alle Bewohner des Dorfes zur Beichte und zur Kommunion gehen konnten. Sie saßen oft viele Stunden im Beichtstuhl und warteten auf die Gläubigen. Nach der Maiandacht wurden von Ihnen im Saal eines Gasthauses Vorträge und Filmvorführungen veranstaltet. Die behandelten Themen hatten immer religiösen Charakter. Sie wurden von den Bewohnern des Dorfes gut angenommen. Diese Missionare waren zweifellos eine gute Ergänzung des an sich kargen religiösen Lebens im Dorf. Von der Jugend sind vor allem Bogner Hans und Karola Birg jun. zu erwähnen. Ihnen war nichts zuviel, wenn es galt, den Vetter Klos bei seinen vielfältigen Aufgaben zu unterstützen. Hans kannte alle gängigen Lieder und Gebete auswendig. Er war ein guter Ersatz, wenn einmal wegen Krankheit oder sonstigen Umständen der Vetter Klos nicht zur Verfügung stand. Er erinnert sich noch heute an die Nachmittage und Abende, an denen Vetter Klos im Hof seines Hauses mit der Dorfjugend die Lieder einübte, damit am Sonntag während des Gottesdienstes alles klappte.

Unter der ungarischen Verwaltung, die, wie wir bereits gehört haben, 1861 wieder eingeführt wurde, und die bis an das Ende des Ersten Weltkrieges, also bis 1918 dauerte, entwickelte sich das Dorf sehr gut, vor allem in wirtschaftlicher Hinsicht. Durch die Industrialisierung in den Städten kamen immer mehr und immer bessere Geräte und Maschinen in das Land. Dadurch konnte die landwirtschaftliche Produktion und somit der Ertrag der bereits gut bestellten Felder beträchtlich gesteigert werden. Auch der Ausstoß in den Ziegeleien stieg kräftig an. Überall wurde gebaut und dazu benötigte man in erster Linie Mauerziegel und Dachziegel. Es war die Zeit, in der die großen Grundlöcher um das Dorf herum entstanden. Aus ihnen kam der Rohstoff aus dem die Ziegel gebrannt wurden. Welchen Umfang dieses Geschäft angenommen hatte, konnte man an der gewaltigen Größe der Grundlöcher ablesen. Begünstigt wurde die Entwicklung durch den Bau der Eisenbahnlinie von Betschkerek nach Werschetz. Als die Agenten der Torontaler Lokalbahngesellschaft auftauchten und zur Zeichnung von Anteilscheinen ermunterten, gab es zum Glück bereits genügend weit-sichtige Männer im Dorf, die dem Bahnbauprojekt wohlwollend gegenüberstanden. Es wurden schließlich genügend Anteile gezeichnet, sodaß es für das Dorf auch eine Bahnstation gab. Mit dem Bahnbau wurde 1885 begonnen. 1889 waren die Arbeiten soweit gediehen, daß am 4. Mai dieses Jahres die Teilstrecke Betschkerek-Setschan-Margita in Betrieb gehen konnte. Endgültig fertiggestellt wurden die Geleise bis Werschetz zwei Jahre später, sodaß ab dem 14. Juli 1891 der Zugverkehr durchgehend möglich war. Von diesem Tag an hatte unser Dorf Anschluß an das damalige europäische Eisenbahnnetz, u. zw. über Werschetz und über Betschkerek. Der große Markt der Monarchie nahm alle Produkte des Landes auf. So war es auch für die Landwirte des Dorfes leicht, ihre Erzeugnisse an Getreide und Vieh gut zu verkaufen. Dadurch kam Geld in das Dorf, was letztendlich auch zum Aufblühen der Handwerksbetriebe führte. Die ausgelernten Gesellen gingen, wie es damals üblich war, auf die Wanderschaft. Manche von ihnen kamen bis Budapest, einige, wie etwa der Krämer-Schuster, sogar bis Wien. Die meisten kehrten wieder in das Dorf zurück und brachten viel Wissen und Können mit. Das diente dem Fortschritt genau so gut wie die Verbesserung der Landwirtschaft.

Es kam die Zeit, in der man sich umsehen mußte, wie das Dorf vergrößert werden könnte. In der Landwirtschaft, in den Ziegeleien und neuerdings auch in der neuerbauten Dampfmühle wurden Arbeitskräfte gebraucht. Für diese fehlten aber geeignete Wohnstätten. Die Gemeindeverwaltung vertrat damals die Meinung, es müßten Bauplätze für die Errichtung neuer Häuser geschaffen werden, damit die Arbeitskräfte auch im Dorf blieben. Dort, wo zuletzt die Neue Gasse stand, befand sich früher die Hutweide. Durch den Ankauf der Rarosch wurde auch für eine neue, größere Hutweide gesorgt, sodaß man die alte parzellieren und baulustigen Bewohnern des Dorfes zur Verfügung stellen konnte. In der Folge entstand die Neue Gasse. Mit dieser Erweiterung des Dorfes erreichte dieses seine größte flächenmäßige Ausdehnung.

Noch ein Wort zum Kauf der Rarosch. Durch die Verwendung von Zweischarpflügen, den Einsatz von Bindemähern bei der Getreideernte sowie den Ankauf von einigen mit Dampfmaschinen betriebenen Dreschmaschinen konnte man bald mehr Ackerland bewirtschaften, als zur Verfügung stand. Was halbwegs gut war, befand sich in festen Händen.

Zukäufe waren schon die große Seltenheit. Da wurde bekannt, daß der ungarische Großgrundbesitzer Graf Eugen von Karascony, der seine Hauptverwaltung und sein Schloß in Partosch hatte, geneigt wäre, die Grundstücke auf der Rarosch zu verkaufen. Diese Nachricht sorgte für Bewegung im Dorf. Einerseits wollte man die gute Gelegenheit wahrnehmen, andererseits fehlte es aber doch an Bargeld. Wieder schaltete sich die Gemeindeverwaltung ein; Dorfrichter war damals Franz Wüst, ein Schuhmachermeister. Es gelang, mit den Emissären des Grafen ein Abkommen zu erzielen, demzufolge die Rarosch gewissermaßen auf Abzahlung gekauft werden konnte. Es war genau festgelegt, welche Mengen Weizen pro gekauftem Joch Feld jährlich an den Grafen abzuliefern waren. Das ganze Geschäft lief über eine Bank in Budapest. Die Bank gab dem Grafen, der anscheinend in Geldnot war, einen kräftigen Vorschuß an Bargeld und kassierte dafür die Naturalien von den Käufern ein.

Auf diese Weise konnte die Grundfläche des Dorfes wesentlich vergrößert werden. Sie betrug nun runde 7.500 Joch. Beim Ankauf der Rarosch wirkte sich wieder die Weitsicht einiger Bewohner des Dorfes aus. Sie schlossen sich der 1898 in Zichydorf gegründeten Kreditgenossenschaft an, die als Mitglied der Landes-Zentralgenossenschaft über beträchtlichen Einfluß auf dem Geldmarkt verfügte. Das Unternehmen firmierte fortan als „Kreditgenossenschaft für Zichydorf und Györgyhaza“.

In diese Zeit fällt auch die Errichtung des Bethauses und des Schulgebäudes durch den ungarischen Staat. Auch ein junger Lehrer namens Karl Petri und eine junge Lehrerin namens Eva Krug kamen damals ins Dorf. Sicher ein Gewinn für die kleine Gemeinde, denn nun konnte sich auch ein bescheidenes kulturelles Leben entfalten. Die jungen Lehrkräfte waren voller Tatendrang. Es entstand bald ein Männergesangsverein, der ausgezeichnet funktionierte und der, unter der Leitung des jungen Lehrers Karl Petri, so manchen Gesangswettbewerb gewann. Bald gab es im Dorf auch Gasthäuser mit entsprechenden Tanzsälen. Die Jugend wollte ihre Unterhaltung haben, was dazu führte, daß sich auch Musikanten zusammantaten und in den neuen Wirtshäusern aufspielten. Besonders beliebt war damals das Gasthaus Dittrich. Jenes Haus, das uns Jüngeren als Muhr-Wirtshaus bekannt ist.

Diese schöne Entwicklung des Dorfes wurde leider überschattet durch die nationalen Bestrebungen der Ungarn. Wer in Ungarn lebt, lautete die Parole, der muß auch ungarisch reden und ungarisch denken. Mit der Übernahme der Schule in die Obhut des Staates stand für die Verwirklichung dieser überspitzten Ambitionen der Ungarn ein wirksames Medium zur Verfügung. Der Schulunterricht durfte nur mehr in ungarischer Sprache abgehalten werden. Selbst das Beten lernten die Kinder nur mehr in ungarischer Sprache. Der Druck seitens der ungarischen Behörden wurde von Jahr zu Jahr größer. Er erreichte seinen Höhepunkt beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Es war die Zeit, in der die Mitglieder unserer Birg Familien ihre ungarischen Vornamen erhielten. Nachdem die Söhne und Töchter über die Volksschule des Dorfes hinaus in höhere Schulen geschickt wurden, war es selbstverständlich, daß dort, wo nur ungarisch unterrichtet wurde, auch nur ungarische Namen geschrieben wurden. So wandelte sich Nikolaus zu Miklos, Johann zu Jani, Michael zu Mischu und der Franz zum Feri. Diese Vornamen blieben den Birg bis in jüngste Zeit.

Welch schöne Entwicklung das Dorf in dieser Zeit durchmachte, geht aus der Zunahme der Dorfbevölkerung hervor: Im Jahr 1880 lebten im Dorf 519 Personen. Zehn Jahre später waren es bereits 1.069. Und kurz vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges werden für das Jahr 1910 bereits 1.135 Personen ausgewiesen.

Auch die damalige Zusammensetzung der Bevölkerung nach Nationalitäten ist nicht uninteressant. Von den 1.135 Bewohnern waren 657 Deutsche, 298 Ungarn, 95 Rumänen, 53 Slowaken und 31 anderer Nationalität. Häuser wurden insgesamt 136 ausgewiesen. Der Grundbesitz der Bewohner betrug 7.500 Joch. Das war die größte Ausdehnung des Dorfes in der Zeit, da es zu Ungarn gehörte und von den ungarischen Behörden verwaltet wurde. Der Sitz der Komitatsverwaltung befand sich in Banlak, im heutigen Rumänien. Nach und nach begann auch die Politik in unserem Dorf eine Rolle zu spielen. Die ersten Wahlen, bei denen allerdings nur Personen wählen durften, die eine gewisse Steuerleistung erbrachten, fanden im Zichydorfer Wahlbezirk im Revolutionsjahr 1848 statt. Wir erinnern uns aus dem geschichtlichen Teil, daß die Ungarn damals bemüht waren, einen eigenen selbständigen, von Wien unabhängigen Staat zu gründen. Im Juni dieses Jahres wurde also gewählt. Es galt, den Abgeordneten zum ungarischen Landtag zu bestimmen. Dieser Landtag sollte am 2. Juli dieses denkwürdigen Jahres in Budapest zusammentreten. Gewählt wurde schon damals der als Lokalpolitiker bekannte Paul von Daniel. Der Hinweis auf diese Wahl ist deshalb notwendig, weil wir, in der Betrachtung der weiteren Jahre bis zum Ersten Weltkrieg, immer wieder zwei Namen begegnen werden, wenn es um die Schilderung der politischen Verhältnisse geht; eben dem Namen von Daniel und dem der Grafen von Karascony.

Die Wahlen im damaligen Ungarn waren, gemessen an den Vorstellungen von Wahlen in unserer Zeit, eine Farce. Wer das meiste Geld in die Wahl investieren konnte, der gewann auch die Wahl. Der Wahltag gestaltete sich zu einem echten Volksfest. Die einzelnen wahlwerbenden Parteien hatten jeweils ein Wirtshaus gemietet, wo es für die Wähler Freibier, Gulasch und Rauchzeug gratis gab. Die Wirte machten an solchen Tagen das Geschäft ihres Lebens. Auch ein Wahlskandal wurde aus dem Jahr 1901 bekannt. Damals focht die Partei des Ladislaus von Daniel die Wahl des Grafen Karascony an. Man sprach von großen Geldsummen, die zur Bestechung der Wähler aufgewendet worden waren. Bei der gerichtlichen Verhandlung der Anklage sollten über 200 Zeugen gehört werden, was immerhin 300 Tage gedauert hätte. Wie immer verlief auch diese Angelegenheit im Sand. Bei den nächsten Wahlen ging es wieder hauptsächlich ums Geld. Da hatte dann die Partei der Familie Daniel Glück.

Trotz der guten wirtschaftlichen Entwicklung des Dorfes, gab es auch Rückschläge, die hier vermerkt werden sollen.

Das Gesundheitswesen stellte ein immer wiederkehrendes Problem dar. Schuld war die mangelhafte Versorgung mit genügend Trinkwasser. Die gegrabenen Brunnen konnten in dieser Tiefebene, mit ihren vielen versumpften Regionen, kein brauchbares Trinkwasser liefern. Die Menschen mußten das Wasser abkochen, bevor es getrunken werden konnte. Wie schwierig das war, braucht hier nicht hervorgehoben werden. Immer wieder wurde auf den Feldern Wasser aus den gegrabenen Brunnen getrunken. Die Folgen waren mehrmals verheerend. Es gab wiederholt Choleraepidemien, denen zahlreiche Dorfbewohner zum Opfer

fielen. Auch die durch das schlechte Wasser verursachten Fieberanfälle forderten ihren Tribut.

Eine Besserung des Gesundheitszustandes der Bevölkerung trat erst ein, als im Dorf die ersten artesischen Brunnen gebohrt wurden. Diese bis zu 50 und mehr Meter tiefen Brunnen lieferten ein einwandfreies Wasser. Die Gesundheitsverhältnisse besserten sich schlagartig. Der erste artesische Brunnen in der Region wurde im Jahr 1886 in Zichydorf niedergebracht. Der Erfolg war großartig. Die gute Wasserqualität sprach sich rasch herum und die Bohrunternehmen, die wie Pilze aus dem Boden schossen, hatten bald Hochbetrieb.

Der erste öffentliche artesische Brunnen in unserem Dorf, es war der vor dem Gasthaus Muhr, wurde 1892 von der Zichydorfer Firma Josef Rblein im Auftrag der Gemeinde gebohrt. Er stand fortan allen Bewohnern des Dorfes zur Verfügung. Damals entstand auch der Brauch des „Wasserholens“, um den sich so viele romantische Geschichten aus dem Leben der Dorfbewohner ranken. Die Bohrtechnik für artesische Brunnen wurde von der in Werschetz ansässig gewesenen Maschinenbaufirma Valentin Neukomm’s Söhne entwickelt. Diese technische Grotat erwies sich als eine der segensreichsten in der Geschichte des Banates.

In der Folge entstanden dann noch mehrere artesische Brunnen im Dorf, so bei Birg Nikolaus, Birg Konrad und Faul Josef, um nur einige zu nennen. Auch der artesische Brunnen auf der Hutweide wurde sofort nach dem Erwerb dieses Grundstückes durch die Gemeinde errichtet.

Das Vereinswesen im Dorf kam nur schwerfällig in Schwung. Der Männergesangsverein wurde bereits erwähnt. Es folgte im kirchlichen Bereich bald die Gründung des Rosenkranz-Vereines und zuletzt um die Jahrhundertwende herum, konstituierte sich der Verein der freiwilligen Feuerwehr. Damals wurde auch die Feuerspritze angeschafft, die bis zuletzt im Dorf in Bereitschaft stand. Zum Glück mußte die Spritze nicht allzuoft eingesetzt werden. Es gab keine dramatischen Feuersbrünste. Gelegentlich brannte ein Wirtschaftshof ab, was meistens auf das Spielen der Kinder mit dem Feuer zurückzuführen war (so 1925 im Anwesen der Familie Wüst). Auch die Dreschmaschinen, speziell die Dampflokomobile mit ihrem Funkenflug, waren stets ein Quell der Brandgefahr.

Das Dorf im 1. Weltkrieg und kurz danach

Der Mord von Sarajevo am 28. Juni des Jahres 1914, dem das Thronfolgerpaar von Österreich-Ungarn zum Opfer gefallen war, schreckte auch die Bewohner des Dorfes aus ihrem beschaulichen Dasein. Die tägliche harte Arbeit, der Gersten- und Weizenschnitt hatte gerade begonnen, erfuhr eine jähe Unterbrechung. In den wenigen Zeitungen, die aus Werschetz und Weißkirchen in das Dorf kamen, stand das Wort „Krieg“ auf den ersten Seiten. Die jungen Männer des Dorfes hatten zum großteil ihren Militärdienst in der k. k.-Armee absolviert. Sie mußten plötzlich damit rechnen von der Erntearbeit weg, in die Kasernen, in denen sie ihre militärische Ausbildung erfahren hatten, einberufen zu werden. Prompt traf

der Mobilmachungsbefehl des Kaisers ein; der Ernst der Stunde erfaßte das ganze Dorf. Ab nun hieß es nicht nur einrücken zur Ausbildung, sondern einrücken in den Krieg. Die Kampfhandlungen gegen Serbien wurden einen Monat nach dem Mord von Sarajevo, am 28. Juli, eröffnet. Zu dieser Zeit lebten die Menschen des Dorfes in höchster Spannung, denn alle wehrfähigen Männer waren bereits bei der Truppe. Die schwere Erntearbeit verblieb den Frauen und den älteren Männern. Häufig mußten auch die Kinder zupacken. Die schwierigsten Arbeiten dieses Herbstes, das Abernten der Maisfelder sowie das Ausbringen der Wintersaat, verursachten wohl einige Schwierigkeiten; bis zum Kirchweihfest (erster Sonntag nach St. Martin), das 1914 noch gefeiert wurde, war aber doch alles fertig. Hauptthema an den Wirtshaustischen war der Kriegsverlauf; zu Hause bangten die Mütter um ihre Söhne und die jungen Ehefrauen um ihre Männer. Als die ersten Briefe von den Fronten eintrafen, aus denen hervorging, daß der Kampf viel schwieriger sei, als man vor Kriegsbeginn angenommen hatte, und daß der Krieg doch länger dauern würde, als ursprünglich geglaubt worden war, begannen die Frauen zu stricken und warme Sachen für den bevorstehenden Winter an der Front herzurichten.

In den Zeitungen wurden nicht nur die Berichte von den Fronten aufmerksam verfolgt, auch die immer länger werdenden Listen, in denen die Namen der Gefallenen und Vermißten standen, erregten die Aufmerksamkeit der Menschen. Schließlich traf auch in unserem Dorf die Nachricht ein, daß ein Mitbürger sein junges Leben für „Kaiser, Gott und Vaterland“ hingegeben hatte. Dieser erste Gefallene des Dorfes war der älteste Sohn des damaligen Gemeinderichters. Er hieß Josef Wüst und war 23 Jahre alt. Er fiel an der russischen Front. Kurz danach stand der Name Nikolaus Jakob in einer Liste der Gefallenen. Der Fall war tragisch, denn es handelte sich um einen Familienvater, der eine Frau mit drei kleinen Söhnen hinterließ. Es waren dies der Adam Jakob, welcher heute 80jährig in Bayern lebt, sowie seine Brüder Jakob und Peter.

Etwas über die Stimmung im Dorf während dieser Kriegsjahre schrieb mir Lorenz Wingert (Schneidermeister) aus Amerika. Da heißt es: „Ich war damals elf Jahre alt. Um etwas Geld in die Kasse der Eltern zu bringen, gingen wir zu den Birg Distelstechen. Wir waren also schon als kleine Buben Tagelöhner. Wenn wir von einem Weizenfeld zum anderen gegangen sind, waren wir ausgelassen und lustig. Fast immer wurden patriotische Lieder gesungen. Unsere Vorsängerin war die Mutter vom Bies Balbierer, die Dasch Marian. An die Stiele der Distelstecher hatten wir Taschentücher und Schürzen befestigt. Diese waren für uns die Fahnen. Meistens waren wir 20 bis 25 Personen aller Altersstufen. So eine Partie Distelstecher war eine lustige Gesellschaft. Trotz der Kriegsjahre ging es immer fröhlich zu.

Weniger lustig war es, wenn Vertreter der Militärbehörde im Dorf auftauchten und alles Getreide, das vorgefunden wurde, mitnahmen. Dieses Requirieren wurde immer häufiger, sodaß man im Dorf schon alle Schlauheit anwenden mußte, um wenigstens das tägliche Brot zu haben. Ich erinnere mich noch, wie meine Mutter einige Dutzend Eier zusammenrichtete und diese mit in die Mühle nahm, damit ihr der begehrte Mahlschein zurückgegeben wurde. So konnten wir dann die doppelte Menge Mehl einlagern.

Mein Vater war zu jener Zeit, gleich nach der großen russischen Offensive, in Gefangenschaft geraten. Jeden Abend sind die Frauen zusammengekommen, um für ein baldiges

Kriegsende zu beten. Diese Gebete wurden jedoch nicht erhört: Der Krieg zog sich in die Länge; mit jedem Tag wurde die Not größer. Es gab immer weniger zum Essen, schließlich herrschte auch in unserem Dorf Hungersnot ...“

Auch die große Glocke verfiel damals der Beschlagnahme. Sie wurde aus dem Glockenstuhl geholt und zur Herstellung von Kanonenrohren abgeliefert.

Bevor der Krieg ausbrach, lebten im Dorf 1.130 Personen. Das stärkste Kontingent stellten mit 657 Seelen die Deutschen. Es folgten die Ungarn mit 298 Personen, die Slowaken mit 53 Personen und die Rumänen mit 95 Personen, Serben gab es damals in unserem Dorf noch keine. Nach dem Krieg hatte das Dorf noch 906 Bewohner, von denen einer ein Serbe war. Deutsche wurden damals 624 und Ungarn 234 gezählt. Sowohl die Slowaken, wie auch die Rumänen hatten das Dorf verlassen. Sie waren in ihre Nationalstaaten abgewandert.

Als der Krieg im Herbst 1918 aus war, zogen die verschiedensten Militäreinheiten durch das Dorf. Zuerst die deutschen Soldaten, die sich von der zusammengebrochenen Saloniki-Front in ihre Heimat zurückzogen. Ihnen folgten, in französischen Uniformen, Nordafrikaner und schließlich flüsterte man sich zu, in Groß-Gaj wären Einheiten der serbischen Armee in Quartier gegangen.

Das Gerücht wurde bald als wahr bestätigt. Somit hatte die Zugehörigkeit unseres Dorfes zur großen Österreich-Ungarischen Monarchie ein Ende gefunden. Neue Herren, zu denen absolut keine Beziehung bestand, machten sich breit. Die bisherigen Kriegsgegner waren plötzlich die Landesherren, denen man Treue und Untertänigkeit geloben mußte.

Die neuen Herren nach 1918

Daß nun endgültig „der Schutz des Kaisers“, unter dem seinerzeit im Banat gesiedelt wurde, dahin war, verspürte in der Folge jeder einzelne Dorfbewohner in drastischer Weise.

Die Hauptsorge der Bevölkerung galt zu dieser Zeit jedoch dem Verbleib der im Krieg gewesenen Männern. Sie hatten an allen Fronten gestanden: Als Kaiserjäger an der Südfront in Italien, als Husaren an der Saloniki Front im Süden und als Infanteristen und Pioniere an der Front im Osten. Sogar bei der k. k. Kriegsmarine versah ein Bewohner des Dorfes (Schwob Franz) seinen Dienst. Die Mehrzahl kehrte schließlich heim, viele blieben für immer vermißt. Besonders hart war das Los jener Männer, die in russische Gefangenschaft geraten waren. Sie kamen erst nach Jahren wieder in die Heimat zurück.

Der neue Herr des Landes, der serbische König, hatte zu dieser Zeit große Mühe das zusammengeraffte Land, das plötzlich sechsmal so groß war wie das Serbien bei Kriegsausbruch, zu konsolidieren, bzw. in seinen neuen Grenzen zu sichern. Der Krieg wurde zum Teil sogar fortgesetzt, z. B. in Unterkärnten, wo die Serben sich bemühten, mit Waffengewalt ihre Macht weit über Klagenfurt hinaus nach Norden auszudehnen. Wie wir wissen, hat sich die Bevölkerung von Kärnten erfolgreich gegen diese Expansion gewährt, sodaß Kärnten bei dem kleinen Restösterreich verblieb.

Mit den neuen Machthabern waren auch beträchtliche Vermögenswerte des Dorfes dahin. So waren, um nur einige Beispiele zu nennen, alle Kriegsanleihen, zu deren Erwerb man während des Krieges buchstäblich gezwungen worden war, nicht einmal mehr das Papier wert, auf dem sie gedruckt waren. Auch alle Bestätigungen über requiriertes Getreide, über requirierte Pferde und requiriertes Vieh konnte man in den Rauchfang schreiben.

Die ersten Folgen des Machtwechsels machten sich im Dorf bemerkbar, als im Zuge der Agrarreform des neuen Staates Enteignungen von Ackerboden in größerem Umfang stattfanden. Getroffen haben diese Enteignungen wohl keine Bewohner des Dorfes; die Großgrundbesitzer lebten damals nicht auf ihren Gütern am Rand des Dorfes, sondern in ihren Schlössern in den größeren Städten. Zum Teil auch im nunmehrigen Ausland, etwa in Budapest oder Temeschwar. Zahlreiche Bewohner des Dorfes wurden jedoch in Mitleidenschaft gezogen, indem sie ihre Arbeit auf den großen Herrschaften verloren und nun mit ihren Familien vor beachtlichen Problemen standen. Auswandern nach Amerika war nur eine der damals zur Verfügung gestandenen Alternativen. Wer die Heimat nicht verlassen wollte, konnte als Tagelöhner oder als Arbeiter in der Mühle zusehen, daß er sein Brot verdiente. Auch die Ziegelöfen boten einigen Verdienst. Aufregender als die vorübergehende Arbeitslosigkeit war jedoch der Zuzug total wesensfremder Familien, für die am Dorfrand, jenseits des Friedhofes, auf dem Gelände der Bank Pušta ein neues Dorf errichtet wurde. Dieses neue Dorf hieß fortan „die Kolonie“. Sie war praktisch ein neues Dorf mit geraden Gassen und einem großen freien Platz in der Mitte. Eine Kirche und ein Schulhaus sollte später auf diesen Platz kommen. Bis es jedoch soweit war, brachte die Kolonie für das alte Dorf allerlei Probleme. An erster Stelle stand das Sprachenproblem. Die Kolonisten sprachen serbisch; eine Sprache, die bis dato im Dorf nicht gebräuchlich gewesen war, weil es keine Serben gegeben hatte. Auch das selbstbewußte Auftreten der Kolonisten, die ja als Angehörige der Sieger des Krieges kamen, erregte Mißfallen. Bis die Kolonistenhäuser fertig waren, bedienten sich die Serben der Einrichtungen des alten Dorfes. Es fehlte ihnen praktisch alles. Sie verstanden nichts von einer zeitgemäßen Bodenbearbeitung, sie hatten auch keine Geräte dazu. Die Haustiere, die ihnen als Grundstock für den Anfang gegeben wurden, benützten sie nicht für den Aufbau einer eigenen Zucht, sie verkauften oder schlachteten und aßen diese. Danach kehrte in diese neue Siedlung die große Not ein. Nur mit Hilfe der deutschen Nachbarn konnte diese existenzbedrohende Lage der Neubürger einigermaßen eingedämmt werden. Aus dieser Zeit des Anfangs blieb bei den Kolonisten bereits das Gefühl, die Schwächeren zu sein, bestehen. Auch die allmähliche Besserung der wirtschaftlichen Lage bei den Kolonisten, konnte anscheinend dieses Gefühl der Abhängigkeit von den „reichen“ Deutschen nicht aus der Welt schaffen. Fortan blieb die Kolonie das zentrale Problem des Dorfes.

Nachdem unser Dorf von den Serben besetzt und dem neuen Staat der Serben, Kroaten und Slowenen (SHS) eingegliedert worden war, gehörte es verwaltungsmäßig zu Heideschütz. Dort saßen der Notar und der Vizenotar; von dort aus wurden alle größeren Verwaltungsakte, wie etwa das Vorschreiben der Steuern, vorgenommen. In unserem Gemeindehaus war nur eine Art Filiale des Gemeindehauses von Heideschütz eingerichtet. Der Notar mußte an einem Tag in der Woche von dort abgeholt und wieder zurückgebracht werden.

Erst durch den Zuzug der Kolonisten erreichte unser Dorf eine Größe, die eine eigene Verwaltung rechtfertigte.

Nach einigen Verhandlungen hatte man sich auf folgenden Modus geeinigt: Notar und Vizenotar sollten Serben sein, das Richteramt sollte immer ein Deutscher bekleiden. So blieb es auch bis 1944. Der letzte deutsche Richter in der jugoslawischen Zeit war Faul Adi; sein Vorgänger war Hirsch Peter sen. Auch Schneider Hans und der Moorschuster bekleideten das Richteramt. Sie waren in der Zeit tätig, da der Notar noch in Heideschütz saß. Eine nicht unbedeutende Rolle spielte im Dorf der Lehrer Petri. Er hatte bereits vor dem Ersten Weltkrieg einige serbische Sprachkenntnisse erworben, sodaß es ihm nicht schwerfiel, die neue Amtssprache nun gründlich zu erlernen. Nachdem der Notar und der Vizenotar immer Serben waren, die kein Wort Deutsch verstanden, brauchte man häufig einen Dolmetscher. Da sprang dann Lehrer Petri ein. Ein zweiter Mann, der die serbische Sprache rasch erlernt hatte, stand im Gemeindehaus ebenfalls gerne zur Verfügung, wenn es galt, wichtige Dinge zu erledigen. Es war dies Birg Wilhelm (Wilmosch), der älteste Sohn von Birg Friedrich. Wilmosch hatte seine Matura schon am Gymnasium in serbischer Sprache abgelegt. Dann hatte er in Mannheim Maschinenbau studiert. Er war mit seiner Landwirtschaft sicher nicht ausgelastet, sodaß er gerne im Gemeindehaus mithalf, wenn es galt, die Sprachbarrieren zu überwinden und die Rechte der Deutschen zu vertreten.

Einige Probleme gab es auch in der Schule. Der neue Staat gestattete zwar einen Unterricht in der Muttersprache, wobei allerdings die Staatssprache auch erlernt werden sollte. Dann kamen die Kolonisten, und sprachen wieder kein Wort Deutsch. Die schulpflichtigen Kinder der Kolonisten mußten in die Schule des deutschen Dorfes gehen. Diese Kinder wollten allerdings in der serbischen Sprache unterrichtet werden. Es war die Zeit, in der deutsche und serbische Kinder in der Schule einträchtig nebeneinander saßen. Früchte hat dieses Zusammensitzen allerdings wenig, oder besser gesagt, keine getragen. Denn die einstigen Schulkameraden entpuppten sich dann, wie wir noch hören werden, als die größten Peiniger ihrer einstigen Mitschüler. Der Lehrer Petri wurde von einem ehemaligen Schüler aus der Kolonie sogar umgebracht.

Von den 23 Jahren, die unser Dorf bis zum Einmarsch der deutschen Truppen im Jahr 1941 unter serbischer Verwaltung stand, waren die ersten zehn Jahre sehr schwierig. Es gab nicht nur die großen Sprachschwierigkeiten, auch die Mentalität der neuzugewanderten Kolonisten und der nun serbischen Beamten machte immer wieder Schwierigkeiten. Das Wort „Korruption“, von dem man bis dato nur wenig gehört hatte, trat nun in den Mittelpunkt des Umganges mit den neuen Behörden.

Obwohl die deutsche Bevölkerung, wie alle Bewohner des neuen Staates Jugoslawiens, auf dem Papier das Recht bekommen hatten, an der politischen Willensbildung teilzunehmen, und im Parlament in Belgrad einige deutsche Abgeordnete saßen, war die politische Wirkung der Deutschen minimal; in den meisten Fällen gar nicht vorhanden. Nicht die gegenseitige Hochachtung stand im Mittelpunkt des politischen Geschehens, eher das Faustrecht. So geschah es, daß die deutschen Abgeordneten von Serben einfach verprügelt wurden, wenn Meinungsverschiedenheiten auftraten. Diese Mentalität schlug durch bis in unser Dorf. Hier ein Beispiel: Der serbische Abgeordnete Grigin hielt im Dorf eine Wahlver-

sammlung ab. Als er begann, die deutschen Abgeordneten im Belgrader Parlament herunterzumachen und in unwahrer Weise über deren Untätigkeit herzog, wurde er durch einen Zwischenruf des Schuhmachermeisters Jakob Krämer unterbrochen und ermahnt, bei der Sache zu bleiben. Dieser harmlose Zwischenruf hatte zur Folge, daß der Oberstulrichter Vladimir Rokić aus Werschetz anreiste, Jakob Krämer in das Gemeindehaus zitierte und dort verprügelte, sodaß dieser, zur Ausheilung seiner Verletzungen, ins Krankenhaus mußte. Das war die politische Realität, mit der die Bewohner des Dorfes fortan konfrontiert waren.

Auch die Steuerschraube, die von dem armen Staat von Jahr zu Jahr fester angezogen wurde, konnte kaum verkraftet werden. Es kam schließlich soweit, daß man den ganzen Ernteertrag rasch verkaufen mußte, damit die vorgeschriebenen hohen Steuern gleich nach der Ernte bezahlt werden konnten. Nach der Ernte hatten die Landprodukte jedoch einen niederen Preis, weil die Händler, die die Ernte aufkauften, wußten, daß von den Finanzbehörden die Steuern gleich nach der Ernte eingetrieben wurden. Man hat sogar gemunkelt, daß die Händler mit den Finanzbehörden unter einer Decke steckten; daß diese bestochen wurden, um durch die frühzeitige Steuervorschreibung die Bauern zu zwingen, ihre Ernteerträge zu verkaufen.

Erst als das Exportgeschäft mit Deutschland größeren Umfang annahm, das war schon in den dreißiger Jahren, erreichten die Bauern für ihre Produkte bessere Preise, sodaß die Anschaffung moderner landwirtschaftlicher Maschinen, die wieder, wenn sie aus Deutschland kamen, preisgünstig waren, möglich wurde. Zu dieser Zeit hatten die Kolonisten die Bodenbewirtschaftung ebenfalls erlernt und die große Armut in der Kolonie machte einem bescheidenen Auskommen Platz. Man konnte auch dort an die Verwirklichung einiger Gemeinschaftsprojekte gehen. Auf Initiative und mit tatkraftiger Unterstützung des Staates wurde im Serbendorf eine neue Schule gebaut, und auch eine Kirche für die orthodoxen Gläubigen errichtet. Bei diesen Projekten, die auf der Basis ausgedehnter Selbsthilfe projektiert waren, halfen die deutschen Bewohner mit ihren Pferdegespannen bei der Heranschaffung des Baumaterials kräftig mit. Auch verschiedene Handwerker des Bauhandwerks legten mit Hand an, damit die Kolonisten ihre Kirche und ihre Schule bekamen.

Die wehrfähigen jungen Männer wurden natürlich auch von dem neuen Staat zur Ableistung ihres Militärdienstes gemustert und dann eingezogen. Die Deutschen kamen meistens in sehr entlegene Garnisonen. Prizren und Pristina, aber auch Skopje und Bitolj waren solche Plätze. Viele kamen von dort krank zurück. Sie hatten das Klima nicht vertragen, und sie waren den dort grassierenden Krankheiten, von denen Malaria als die meist gefürchtete galt, nicht gewachsen. Mit 20 Jahren wurden die jungen Männer gemustert, dann mußten 9 bzw. 18 Monate, je nach Waffengattung, abgedient werden. Die Bauernsöhne kamen meistens zur Kavallerie. Sie waren verpflichtet, nach abgeleiteter Dienstzeit, zu Hause im Stall ein Pferd samt Ausrüstung (Sattel, Decke, Reservehufeisen usw.) in Bereitschaft zu halten.

Dienst in den serbischen Garnisonen hatte auch etwas Gutes; dort wurden die ersten Wörter der serbischen Sprache erlernt, sodaß nach Ableistung des Wehrdienstes der Umgang mit den Menschen in der Kolonie etwas leichter wurde.

Das Schulwesen war in dem neuen Staat nicht so fanatisch national, wie das unter der ungarischen Verwaltung der Fall war. In der Volksschule, die umfaßte 6 Klassen, konnte man in der Muttersprache, also in der deutschen Sprache unterrichtet werden. Die Zeugnisse wurden jedoch in serbischer Sprache geschrieben. Es kam sehr oft vor, daß die Eltern aus diesen Zeugnissen nicht herauslesen konnten, ob das Kind nun ein guter oder ein schlechter Schüler war. Wollte man jedoch in eine höhere Schule, in eine Bürgerschule, ein Gymnasium oder eine Lehrerbildungsanstalt gehen, so mußte zuerst einmal die serbische Sprache erlernt werden, weil diese Schulen nur in serbischer Unterrichtssprache zur Verfügung standen.

Das Erlernen der serbischen Sprache begann vielfach folgendermaßen: Wenn der Vater weitsichtig war, kaufte er seinem Sohn, der für einen höheren Bildungsweg vorgesehen war, einen Fußball und schickte ihn über die Ferien in das Serbendorf. Dort lernte er vorerst einmal die gängigsten Flüche, von denen die Serben viele und ganz furchtbare haben. Nach und nach stellten sich dann die Begriffe des Fußballspiels ein und zuletzt einige Sätze in der normalen Umgangssprache. Mit diesen serbischen Vorkenntnissen ging man dann in die nächste höhere Schule in die Stadt. Für unser Dorf war das Werschetz, etwa 30 Kilometer entfernt. Wenn man Glück hatte und in der serbischen Schule Lehrer bekam, die mit etwas Verständnis den deutschen Schüler behandelten, lernte dieser gewöhnlich in der ersten Hälfte des Schuljahres soviel, daß er allmählich zu verstehen begann, was er in seinem Buch lesen mußte. Bis zum Ende des Schuljahres hatte so ein Kind meistens keine Schwierigkeiten mehr. Es absolvierte die Schule, machte seine Matura und, wenn es weiter wollte, konnte es sich in eine der Universitäten in Belgrad oder Zagreb einschreiben lassen. Es kam auch vor, daß junge Maturanten nach Österreich oder auch nach Deutschland gingen, um dort ihr Universitätsstudium zu beginnen. Meistens war das bei Medizinern oder Technikern der Fall.

Der Besuch einer höheren Schule war nicht nur wegen der Sprachschwierigkeiten problematisch. Auch die finanzielle Komponente spielte eine große Rolle. Es mußte Schulgeld bezahlt werden, und der Schüler mußte in der Schulstadt wohnen, weil die Eisenbahnverbindung nicht so war, daß man hätte täglich heimfahren können. Dieses Haus, in dem der Schüler nun „Kost und Quartier“ hatte, wie man zu sagen pflegte, kostete am meisten. Obwohl vielfach, wenn es sich um ein Privathaus und nicht um ein Schülerheim handelte, in Naturalien (Mehl, Schmalz, Speck, Honig usw.) bezahlt werden konnte, benötigte man doch regelmäßig, Monat für Monat, bares Geld. Dieses war aber in Jugoslawien in einem kleinen Bauerndorf Mangelware. Der Besuch einer höheren Schule war also eine sehr schwierige Sache, zu der sich nur selten ein Familienoberhaupt entschließen konnte. Ohne eine höhere Schulbildung in serbischer Sprache gab es aber, wie seinerzeit unter ungarischer Verwaltung auch, kein Fortkommen. Das ist sicher mit ein Grund dafür, daß auch aus unserem Dorf mit Ausnahme der Kinder der Familie Birg, nur wenige Buben und Mädchen in höhere Schulen geschickt wurden. Es war nicht die mangelhafte Schulgesinnung, es war einfach das fehlende Geld. Und so blieb manches Talent unentdeckt.

Ein Novum für unser Dorf waren auch die Monopolgesetze des neuen Staates. Nachdem dieser, wie schon erwähnt wurde, chronischen Geldmangel hatte, wurden viele Güter des täglichen Bedarfes zum Staatsmonopol erklärt. Sie waren dementsprechend teuer. Hier einige Beispiele für Güter, die Staatsmonopol waren: Zucker, Salz, Zündhölzer, Rauchwaren,

Branntwein, Petroleum und viele andere mehr. Die Einhaltung der Monopolgesetze wurde sehr streng überprüft, Überschreitungen mit schweren Strafen geahndet. Die Auswirkungen waren zum Teil verheerend. So war Zucker viel teurer als echter Bienenhonig. Zur Beleuchtung in den Ställen wurde anstelle des Petroleumlichtes wieder das altbewährte Schmalzlicht genommen, was wiederum sehr gefährlich war, weil es sich bei diesem Licht um ein offenes Feuer gehandelt hat. Das Staatsmonopol brachte somit in vielen Fällen nicht den Fortschritt, sondern einen Rückschritt. Noch ärger wirkte sich das bei den Tabakwaren aus. Früher war in den Gemarkungen unseres Dorfes vielfach Tabak angebaut worden. Selbstverständlich wurde von diesem Tabak auch geraucht. Das war nun nicht mehr möglich. Nachdem mehrere Tabakbauern mit eigenem Tabak in der Dose erwischt und schwer bestraft worden waren, hat der Tabakanbau in der Gemeinde überhaupt aufgehört. Groteske Formen hat die Verwendung von Feuerzeugen angenommen. Für solche mußte eine eigene Steuer bezahlt werden. Wer das nicht tat, durfte kein Feuerzeug haben. Der Verkauf von Feuersteinen war eine ganz heimliche und nicht ungefährliche Angelegenheit.

Die Ermordung des Königs Alexander I. im Herbst des Jahres 1934 warf Schatten bis in unser Dorf. Als die Nachricht vom Attentat bekannt wurde, mußten wir Schulbuben als erstes alle Glocken läuten. Dieses Läuten mußte jede Stunde wiederholt werden, u. zw. acht Tage lang. Kaum war die Frist für die Staatstrauer verstrichen, ließen die Behörden durchblicken, daß es für das Ansehen des Dorfes gut wäre, wenn man daran ginge, für den toten König ein Denkmal zu errichten. Damals war schon Faul Adi Richter. Er erkannte sofort die günstige Chance, mit so einem Denkmal die Loyalität des deutschen Dorfes zum Staat Jugoslawien zu beweisen. Es wurde Geld gesammelt, natürlich im deutschen Dorf, dann wurden die Verhandlungen über das Aussehen des Denkmals aufgenommen. Das gesammelte Geld reichte gerade für eine schöne Bronzetafel mit dem Antlitz des toten Königs. Sie wurde dann auch in Auftrag gegeben. Als sie fertig war, bekam sie an der Fassade des Gemeindehauses, gleich neben dem Eingang, ihren Platz. Sie blieb bis zum Tag der Enthüllung des Denkmals verhangen, sodaß niemand sehen konnte, was man um das viele Geld geliefert hatte.

Am Tag der Enthüllung bekam dann das Dorf hohen und höchsten Besuch. Serbische Beamte aus Werschetz und sogar aus Belgrad waren gekommen, um der Enthüllung beizuwohnen. Sie waren alle in prächtige Uniformen gekleidet und sie waren selbstverständlich Gäste des Dorfes. Zum Glück hatte Faul Adi ein großes modernes Haus, in dem man die hohen Herren einquartieren konnte. Auch gepflegt wurden sie vom Richter in seinem Haus. Es war sicher bis dato das größte Fest des Dorfes, seitdem es zum Königreich Jugoslawien gehörte. Zum Glück hat die Bronzetafel den meisten Bewohnern des Dorfes gefallen, sodaß es keine Mißstimmung gab. Diese Enthüllung des Denkmals war auch die einzige große Veranstaltung in unserem Dorf, an der viele Bewohner aus der Kolonie teilnahmen. In den Wirtshäusern gab es im Anschluß an die Feierlichkeiten sogar Verbrüderungen mit den Serben. Es schien so, als hätte sich die Investition gelohnt, als wären durch diese Tat, die nebeneinander lebenden Menschen endlich zusammengekommen. Die Eintracht währte aber nicht allzulange. Die von Jahr zu Jahr zunehmende Verpolitisierung des täglichen Lebens schuf wieder zwei ganz verschiedene Lager im Dorf. Nach dem Einmarsch der deutschen

Truppen am Karfreitag des Jahres 1941 wurde die Bronzetafel mit dem Konterfei des Königs Alexander abmontiert und zum Schutt geworfen. Schade um das viele Geld.

Daß draußen in der Welt etwas vorging, was die wenigsten im Dorf verstanden, konnte man fast täglich bemerken. Die serbischen Behörden waren nervös; die Gendarmen aus Zichydorf waren öfter als sonst im Dorf und das Verhalten der Bewohner in der Kolonie wurde sichtbar unfreundlicher. An allen Ecken und Enden gab es nur ein Thema: Wird es zum Krieg kommen?

Die Serben aus der Kolonie meinten, ohne Krieg werde es diesmal nicht gehen; die Deutschen, die so reich seien, daß sie alles Getreide aus Jugoslawien aufkaufen konnten, müßten in die Schranken gewiesen werden. Die Arbeit der englischen und französischen Geheimdienste drang bis in das Dorf durch. Als dann noch die deutschstämmigen Reserveoffiziere des jugoslawischen Heeres als unwürdige Elemente von ihren Chargen suspendiert wurden, wußte jeder, daß schwere Zeiten kommen würden.

Symptomatisch war auch der Umstand, daß in den Sommermonaten Studenten aus Deutschland in den deutschen Dörfern auftauchten, um, wie gesagt wurde, bei der Ernte zu helfen. Diese Studenten erzählten vom Aufschwung in Deutschland, von den großartigen Leistungen der Volkswirtschaft und von den Überschußgütern der Industrie, die letztendlich bis in das Banat kamen. Als diese Studenten keine Absicht bekundeten, auf den Feldern bei der Ernte zu helfen, sondern anderen Beschäftigungen nachgingen, die mit einer Erntehilfe nichts zu tun hatten, wurden die Behörden mißtrauisch. Sie kontrollierten das Gepäck der Herren aus Deutschland und wurden fündig. Landkarten waren angefertigt worden, in denen jeder Baum, jeder Graben und selbstverständlich jedes Haus eingezeichnet waren.

„Da könnt ihr sehen“, wurde nun argumentiert, „daß die Deutschen einen Krieg gegen unser Land vorbereiten; wozu sollten sie sonst so genaue Landkarten brauchen!“

Das alles und noch einiges mehr trug dazu bei, daß Mißtrauen an die Stelle des Verstehens zwischen die einzelnen Nationalitäten trat. Auch die Söhne deutscher Eltern aus dem Banat, die an Universitäten in Deutschland studierten, trugen zur Verunsicherung der Lage bei. Sie kamen in den Ferien nach Hause und begannen mit dem Aufbau von Organisationen, wie sie in Deutschland vorhanden waren. Sie sagten uns jungen Burschen und Mädchen in den serbischen Mittelschulen, wir wären von den Serben unterdrückt, wir müßten uns wehren. Das ginge am besten, wenn man einer deutschen Jugendorganisation beitreten würde, natürlich ganz geheim, sodaß niemand etwas davon merken könne. Wir standen plötzlich in der früh um sechs Uhr auf und liefen auf den Berg in Werschetz, um dort Wehrtüchtigung zu betreiben; wir wollten von dem guten Werschetzer Wein nichts mehr trinken, weil ein deutscher Junge, der hart wie Kruppstahl, flink wie ein Windhund und zäh wie Hirschleder ist, keinen Alkohol trinkt und keinen Tabak raucht. Plötzlich hatten wir sogar schwarze Schnürsamthosen an, und über das weiße Hemd wurde ein breiter Hosenschnürriemen mit einem Sturmriemen über die Brust getragen. Zu Weihnachten 1940 hatten wir in Werschetz keinen Christbaum mehr, sondern einen Winterbaum, an dem als einziger Schmuck ein Bild von Adolf Hitler hing. Wir feierten auch kein Weihnachtsfest, sondern ein Julfest.

So ging das weiter, bis 1941 dann doch der Krieg ausbrach und danach eine ganz neue Situation entstand. Noch heute wirft sich die Frage auf, wer hat das seinerzeit inszeniert? Die offizielle, deutsche Außenpolitik gegenüber Jugoslawien war doch, wie wir aus dem vorangegangenen Kapitel erfahren haben, eine ganz andere, eine tolerante und auf Neutralität ausgerichtete.

Die Deutschen kommen

Mit dem Putsch des jugoslawischen Luftwaffengenerals Simović, am 27. März 1941, erreichte die Spannung in der Bevölkerung ihren vorläufigen Höhepunkt. Auch im Dorf glaubten viele, daß es nicht mehr lange so weiter gehen kann. Vor allem die intelligenteren Serben, etwa die Lehrpersonen an der serbischen Schule und die serbischen Angestellten im Gemeindehaus, glaubten, jetzt wird es zum Krieg kommen. In einigen Tagen werden die siegreichen jugoslawischen Armeen in Berlin sein und eine Neuordnung Europas einleiten. Dementsprechend gebärdeten sich diese Leute. In den Wirtshäusern gab es nur ein Thema, wie man es Hitler zeigen werde; wie er hier seine ersten großen Rückschläge erleiden werde. Der deutschen Bevölkerung wurde gedroht, man würde alle vertreiben und ihr Vermögen unter den Serben verteilen.

Als ein Tag nach dem Putsch, also bereits am 28. März, im Dorf verkündet wurde, daß von den neuen Machthabern in Belgrad über das ganze Land das Kriegsrecht verhängt wurde, überkam die Deutschen Furcht und Schrecken.

Die Schulen wurden geschlossen und die Schüler nach Hause geschickt. Auch aus Werschetz, wo die Mittelschulen von einigen Buben und Mädchen aus der deutschen Bevölkerung des Dorfes besucht wurden, kamen diese Schüler nach Hause; die Schuldirektoren wollten für die Sicherheit der Schüler keine Verantwortung übernehmen. Auch das war für die Bewohner des Dorfes wieder ein Signal, daß sich draußen in der Welt etwas zusammenbraute.

Der nächste Schritt, der es immer wahrscheinlicher erscheinen ließ, daß ein Krieg unmittelbar bevorstand, war der Mobilmachungsbefehl, demzufolge die wehrfähigen Männer, die in der jugoslawischen Armee ihren Militärdienst abgeleistet hatten, zu ihren Einheiten einrücken mußten. Der Jahrgang 1919 machte gerade seinen normalen Militärdienst. Bereits gemustert und für die Einberufung zum normalen Dienst standen die Burschen des Dorfes bereit, u. zw. alle, die dem Jahrgang 1920 angehörten.

Dem Mobilmachungsbefehl wurde von den Männern des deutschen Dorfes und selbstverständlich auch von jenen des serbischen Dorfes der Kolonie Folge geleistet. Die Desorientierung und das Durcheinander in der jugoslawischen Militärverwaltung war jedoch so groß, daß die wenigsten der Einberufenen überhaupt zu ihren Einheiten fanden; von einer Einkleidung und Bewaffnung war gar nicht zu reden. Richtig in die Kampfhandlungen dieses Krieges kamen lediglich jene jungen Männer unseres Dorfes, die dem Jahrgang 1919 angehörten, die also gerade ihren normalen aktiven Militärdienst absolvierten. Der Krieg brach

am Palmsonntag, den 6. April 1941, aus. Beim Frühstück konnte man im Radio bereits hören, daß der siegreiche Marsch nach Berlin unmittelbar bevorstand. Ehrlich gestanden, das glaubte niemand. Nicht einmal die Serben und auch nicht die Soldaten der jugoslawischen Nordarmee, von denen einige im Dorf stationiert waren. Diese begannen in den letzten Tagen die Brücken über den Kanal mit Sprengstoff zu laden, weil, wie sie sagten, dem Feind nichts Brauchbares in die Hände fallen dürfe. Mit Verwunderung registrierten die Bewohner des Dorfes auch, daß die Serben mit dem größten Mundwerk, also die Lehrer und die Angestellten der Gemeinde, begannen, das Dorf zu verlassen. Also glaubten auch diese nicht an den siegreichen Marsch nach Berlin.

Bereits in den Morgenstunden dieses Palmsonntages war die Luft erfüllt vom Dröhnen unzähliger Flugzeuge, die aus Rumänien kommend in Richtung Belgrad flogen. Nach etwa einer guten Stunde kehrten die Flugzeuge wieder zurück. Die Buben des Dorfes wetteiferten miteinander beim Zählen der Maschinen. Jeder wollte besser wissen, wieviele hingeflogen und wieviele nun wieder zurückkehrten. Diese Beschäftigung dauerte fast den ganzen Tag. Mittlerweile erfuhr man auch, was diese Flugzeuge in Belgrad angerichtet hatten. Aus den Nachrichten ging hervor, daß die Stadt in „Schutt und Asche“ läge.

Das war wieder eine Nachricht, die die Angst in der deutschen Bevölkerung weiter steigerte. Es gab nur mehr eine Frage: Werden die Serben ihre Drohungen der letzten Tage wahr machen und beginnen, die deutsche Bevölkerung zu verhaften, bzw. zu internieren. Wie man später nach dem Krieg gehört hatte, gab es solche Aktionen auch; es wurden viele angesehene deutsche Bürger verhaftet und als Geiseln in der Festung von Peterwardein eingekerkert.

Mit Ausnahme jener Männer, die durch die Mobilmachung einrücken mußten, wurde aus unserem Dorf jedoch niemand verhaftet und auch niemand verschleppt. Die Tage vom Palmsonntag bis zum Karfreitag waren allerdings kaum noch erträglich. Ein Gerücht jagte das andere. Schließlich kamen mehrere Männer, die einrücken sollten, wieder nach Hause, weil sie ihre Einheiten in der jugoslawischen Armee nicht finden konnten. Auch die jungen Rekruten des Jahrgangs 1920 kehrten wieder zurück; niemand wußte, was man mit ihnen anfangen sollte. All diese Konfusionen der offiziellen Stellen ließen darauf schließen, daß die angeblich so gute Armee, in der zeitweise die deutschstämmigen Reserveoffiziere von ihren Chargen suspendiert waren, weil sie als nicht würdig angesehen wurden, in dieser Armee zu dienen, nichts anderes, als ein großer „Sauhaufen“ war, von Korruption, Hochmut und Protektionismus durchsetzt. Ein „Sauhaufen“, mit dem man keinen Krieg führen und schon gar keinen Krieg gewinnen konnte.

Am Karfreitag, den 11. April hörte man in den Morgenstunden plötzlich Schüsse. Dann war wieder Ruhe. Gegen 9 Uhr schlugen einige Granaten im Dorf ein. Diese fielen aber im Gelände der großen Ziegelöfen auf freies Feld, sodaß sie keinen Schaden anrichteten. Wieder flackerte Gewehrfeuer auf, dann ging die Eisenbahnbrücke am Kanal in die Luft. Man konnte sehen, wie sich die Soldaten der jugoslawischen Armee im Laufschrift absetzten. Es schien so, als wäre nun der Krieg aus. So war es auch. Den deutschen Soldaten, die etwas später in das Dorf einmarschierten, wurde kein Widerstand mehr geleistet. Die Hausfrauen hatten für die Osterfeiertage bereits die Eier gefärbt und den Kuchen fertig gebacken. Mit

diesen Köstlichkeiten wurden die einrückenden deutschen Soldaten als Befreier von kaum aushaltbarem Druck begrüßt. Die meisten Soldaten, die damals noch sehr gut gekleidet waren, sie hatten in den Hosen der Kampfanzüge sogar noch Bügelfalten, staunten, daß sie hier bei ihrem ersten Einsatz keine Feinde, sondern deutschsprechende Menschen antrafen, die vor Glück schier außer sich waren. An den Kragenspiegel hatten diese Soldaten Zeichen aufgenäht, die wie die Zahl 44 aussahen. Wir meinten, es müsse sich um das Regiment 44 handeln. Später erfuhren wir dann, es war nicht das Regiment 44, sondern eine Einheit der Waffen-SS, die in Richtung Belgrad vorging.

Keiner dieser Soldaten wollte im Dorf bleiben. „Wir müssen weiter“, hieß es. Als der Trupp, der durch unser Dorf kam, weiterzog, sah man am Kanal eine ganze Kolonne von vorrückenden deutschen Soldaten. Auch durch das Serbendorf streiften sie. Da fiel ein Schuß. Es wurde später erzählt, ein Serbenbub hätte um eine Hausecke geschaut. Als ihm ein Soldat ein „Halt“ entgegenrief, lief dieser Bub davon. Darauf schoß der Soldat auf den Buben und traf diesen am Bein. Somit hatte unser Dorf auch einen Verletzten zu beklagen.

Nach dem Tag voller Freude kehrte am Abend Ernüchterung ein. Die deutschen Soldaten waren weitergezogen. Keiner blieb zurück, der die deutsche Bevölkerung hätte schützen können, wenn nun die Serben begonnen hätten, ihre Drohungen von der vergangenen Woche wahr zu machen. Eilig wurde eine Sitzung im Gemeindehaus einberufen, an der die angesehensten Bewohner des Dorfes teilnahmen. Dabei wurde beschlossen, mit Hilfe der von den zurückflutenden Soldaten der jugoslawischen Armee weggeworfenen Waffen, eine provisorische Bürgerwehr aufzustellen, die das Dorf vor eventuellen Bedrohungen in den nächsten Tagen schützen sollte. Es zeigte sich bald, daß diese Vorsichtsmaßnahmen überflüssig waren. Niemand dachte mehr an die ausgestoßenen Drohungen; auch die serbische Bevölkerung verhielt sich ruhig. Ihre größte Sorge war es, einen Arzt zu finden, der den angeschossenen Buben versorgen konnte. Schließlich gelang es, auch dieses Problem zu lösen. Der Arzt aus Heideschütz, der ja auch als zuständiger Arzt für unser Dorf tätig war, versorgte den Buben. Soweit bekannt ist, überlebte dieser auch die Verletzung, sodaß man sagen kann, beim Einmarsch der deutschen Truppen in unser Dorf ist keinem der Serben etwas ernstliches geschehen. Einzige Ausnahme war der Bub; dieser wurde aber von einem deutschen Soldaten verletzt. Von seiten der deutschen Zivilbevölkerung wurde keinem Serben auch nur ein Haar gekrümmt.

Die Männer des Dorfes versuchten in den ersten Tagen nach dem Einmarsch der deutschen Truppen, ihre Pferde, Fahrräder und Leiterwagen wiederzufinden, die von den zurückflutenden Soldaten der jugoslawischen Armee noch im letzten Moment beschlagnahmt worden waren. Alles wurde wiedergefunden. Der Krieg dauerte vom 6. bis 18. April 1941, also ganze 12 Tage. Das einst so gepriesene Heer erwies sich als total unfähig, einen Krieg gegen eine moderne Armee zu führen. Man ging auch in unserem Dorf zur Tagesordnung über. Eine neue Gemeindeverwaltung wurde eingesetzt; nicht gewählt, wie man erwartet hatte. Diese Männer der ersten Stunde versuchten, so gut wie sie es verstanden, wieder Ordnung zu schaffen, was, so schien es anfänglich auch, gelang. Die deutschen Männer, die in der jugoslawischen Armee gedient hatten, kehrten allmählich wieder nach Hause zurück, manche nach einem Umweg über ein Gefangenenlager im Altre-

ich. Es dauerte bei manchen Behörden, anscheinend auch bei den Dienststellen der Wehrmacht, eine geraume Zeit, bis man dort begriff, daß in dem nun besetzten Jugoslawien auch deutsche Menschen lebten, die als jugoslawische Staatsbürger verpflichtet gewesen waren, zur jugoslawischen Armee einzurücken.

Die erste Ernüchterung gab es, als die Nachricht eintraf, daß ein Bewohner des Dorfes, es war Peter Remilong, der gerade als Angehöriger des Jahrganges 1919 in der jugoslawischen Armee Dienst getan hatte, im Kampf gegen die deutschen Truppen gefallen war. So hatte dieser Krieg doch ein Menschenleben aus unserem Dorf gefordert; aber nicht das Leben eines Serben, sondern das Leben eines deutschen jungen Mannes. Gelegenheit zum Kennenlernen der deutschen Soldaten, die in so kurzer Zeit den Krieg siegreich beenden konnten, bekam die Bevölkerung einige Tage später, genau 2 Tage nach der Kapitulation der jugoslawischen Armee. Am 20. April wurde der Geburtstag Adolf Hitlers gefeiert. Auch im Heer des deutschen Reiches würdigte man diesen Tag. Die neue Gemeindevorstellung beschloß, daß auch in unserem Dorf dieser Tag gefeiert werden sollte. Als Gäste lud man die Angehörigen einer Batterie ein, die mit ihren Geschützen und ihren Fahrzeugen in Ilandscha, einem Dorf, das von unserem Dorf etwa 9 Kilometer entfernt war, lagerten. Die Soldaten dieser Batterie, etwa 180 Mann samt den Offizieren, kamen am 20. April 1941 in unser Dorf. Damit das Geburtstagsfeiern auch ausgiebig geschehen konnte, brachten die Soldaten eine ganze Regimentsmusikkapelle mit, die dann den ganzen Tag und die ganze Nacht in beiden Wirtshäusern aufspielen mußte. Es ging hoch her. Man muß sich das einmal vorstellen, wenn in ein Dorf mit etwas über 650 Einwohnern gleich 250 Soldaten zum Feiern kommen.

In jedem Haus wurden 4 bis 10 Mann einquartiert. Es waren lauter junge, unverbrauchte Burschen, die alle einer Einheit der Waffen-SS angehörten. Die einen wollten auf den Pferden der Bauern reiten, die anderen wünschten sich ein gutes Bett und wollten nichts, als einmal gut ausschlafen; die meisten wollten aber tanzen und feiern. Schließlich verging auch dieser Tag. Es muß hier festgehalten werden, daß diese Soldaten im Dorf einen ausgezeichneten Eindruck hinterließen. In der folgenden Woche pilgerten viele junge Menschen des Dorfes nach Ilandscha, um dort zu sehen, wie eine moderne Armee ausgerüstet ist. Wir kamen aus dem Staunen nicht heraus; die vielen Fahrzeuge, die großen Geschütze, alle auf Lafetten mit Gummibereifung und die Gulaschkanonen, aus denen die Soldaten gepflegt wurden und aus denen auch wir kosten durften. So erfuhren wir, was alles so ein Soldat zum Essen und zum Trinken bekam.

Es dauerte nicht lange, da hörte man auch schon, dieser und jener Bursch aus dem Dorf hatte sich freiwillig gemeldet und war von der Einheit mit den großen Kanonen in Ilandscha auch behalten worden. Alles Reden der Eltern nutzte nichts, die Anziehungskraft des Soldatenlebens war zu jener Zeit enorm. Zum Glück waren die einzelnen Einheiten damals noch sehr wählerisch. Sie nahmen nur die Besten. Man mußte mindestens 1,80 groß sein, einen gesunden und gut durchtrainierten Körper haben, und man mußte sich verpflichten auf die Dauer des Krieges bei den Soldaten zu bleiben.

So kamen bereits kurz nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in unserem Dorf die ersten jungen Männer zu den deutschen Soldaten. Nur wenige sollten dieses Abenteuer überleben.

Nach einigen Wochen, der Krieg war aus, und das Königreich Jugoslawien hatte nach zweiundzwanzigjährigem Bestand aufgehört zu existieren, kehrte wieder der Alltag in das Dorf zurück. Die Leute gingen ihrer gewohnten Arbeit nach und die durch den Krieg verursachten Schäden waren bald behoben. Länger dauerte es, bis die gesprengte Eisenbahnbrücke am Kanal wieder aufgebaut war. Diese Brücke verhinderte es auch, daß bald wieder Züge auf der Strecke Werschetz-Betschkerek fahren konnten. Es wurde von den neuen Behörden aber in Aussicht gestellt, daß die Brücke bis zum Herbst wieder benützlich sein werde, weil man die Eisenbahn ja für den Abtransport der zu erwartenden, guten Ernte benötigte. Ich erinnere mich noch, daß wir Schüler, die in Werschetz eine höhere Schule besuchten, mit dem Fahrrad oder mit einem Pferdefuhrwerk dorthin mußten. Der Unterricht in den Schulen (Bürgerschule, Gymnasium und Lehrerbildungsanstalt) war nun nicht mehr in serbischer Sprache, wie das vor dem Krieg der Fall war; wir konnten nun die im Herbst des Vorjahres begonnene Klasse, nach der kriegsbedingten Unterbrechung, in deutscher Sprache fortsetzen. Auch die Abschlußzeugnisse Ende Juni waren nun in deutscher Sprache ausgestellt. Die sogenannte „kleine Matura“ der Serben war abgeschafft worden. Im Dorf selbst machten sich allmählich doch Veränderungen bemerkbar: Es gab plötzlich einen Bauernführer, eine Frauenschaftsführerin, einen Jugendführer, eine Mädchenführerin und es gab für die Männer des Dorfes, soweit sie sich dafür interessierten, eine Deutsche Mannschaft. Mit Ausnahme der Bauernorganisation hatten auch bald alle anderen eine Uniform, bzw. eine einheitliche Kleidung, an der man erkennen konnte, wo die betreffende Person hingehörte. Auch das Wort „Nationalsozialismus“ bekam man zu hören. Es wußte zwar im ganzen Dorf kaum jemand mit diesem Wort etwas anzufangen; es war aber da, und es sollte anscheinend das Wort „Deutsch“ ablösen. Bisher waren für uns im Dorf immer „die Deutschen“, als unsere Stammesbrüder im Mutterland, unsere großen Vorbilder, die verehrt und bewundert wurden und über die man mit viel Sympathie gesprochen hatte. Nun konnte es einem passieren, daß man gefragt wurde, „bist du auch ein Nationalsozialist?“

Das alles wurde anfänglich aber nicht zu ernst genommen. Man hatte auch nicht die Zeit, sich mit derlei Dingen abzugeben, denn auf den Feldern reifte die Ernte heran; es gab immens viel zu tun, denn, so hörte man neuerdings ebenfalls, „für die Fortführung des Krieges braucht man jedes Weizenkorn“.

Das ganze Dorf war so voller Eifer bei der Arbeit, daß es den wenigsten auffiel, als es plötzlich hieß, jetzt würde auch Rußland von der sieggewohnten Wehrmacht angegriffen. Dabei sollte gerade dieses Ereignis bald gewaltige Auswirkungen auf das Leben im Dorf haben. Mit den serbischen und ungarischen Bewohnern gab es nach wie vor keine Schwierigkeiten. Viele Männer des serbischen Dorfes waren noch in Kriegsgefangenschaft in Deutschland; die Sorge der Ehefrauen um das Fortbringen der Familien wurde größer. Vereinzelt kamen solche Frauen auch in das Gemeindehaus und baten um Interventionen, damit die Familiernährer aus der Gefangenschaft entlassen werden. Im großen und ganzen geschah in dieser Hinsicht aber nur wenig. Ganz vereinzelt hörte man, daß wohl der eine oder der andere Familienvater zu seiner Familie in die Kolonie heimkam. Die Regel war aber, daß die Männer, die in Gefangenschaft waren, im Serbendorf fehlten, und daß die Familien dieser Männer zunehmend in Not gerieten.

Unruhe und Widerstand

Tatsache ist auch, daß sich im Dorf Unruhe breit machte. Nach einigen Monaten des Wirkens der neuen Dorfbehörden, machte sich Unzufriedenheit bemerkbar. Das Reglementieren aller Lebensbereiche führte zu Unbehagen. Auch das sogenannte „Führerprinzip“, nach dem nun im Dorf regiert wurde, sagte den Leuten nicht zu. Man war gewohnt, daß zumindest der Richter (Bürgermeister) des Dorfes von den Bewohnern gewählt wird. Davon war nun keine Rede mehr: Es wurde nur noch ernannt und befohlen. Wer sich gegen diese Praktiken aussprach, der wurde als Gegner der „neuen Ordnung“ abgekanzelt. „Wer anschafft, dem ist in Zukunft zu gehorchen“, lautete fortan die Parole.

Im Juli 1941, kurz nach der Weizenernte erreichte diese Meinungsverschiedenheit im Dorf den Höhepunkt. Eine ganz unbedeutende Anordnung der Gemeindevorstellung brachte das Faß zum Überlaufen. Unter der Führung von Heim Arnold begaben sich zwölf Männer des Dorfes in das Gemeindehaus. Dort forderten sie die Männer der neuen Führung auf, das Gemeindehaus sofort zu verlassen. Als provisorischer Richter blieb Heim Arnold im Amt. So schnell wie nur möglich sollten Wahlen für einen neuen Richter abgehalten werden. Diesem neugewählten Mann soll dann die Bevölkerung des Dorfes vertrauen und auch gehorchen, wurde verkündet.

Nun bekam das Dorf den ersten echten Anschauungsunterricht darüber, was unter dem Begriff „Nationalsozialismus“ zu verstehen war. Von den abgesetzten Männern ging einer ans Telefon und meldete in die mittlerweile in Werschetz etablierte Kreisleitung, was in unserem Dorf geschehen war. Bereits in den Vormittagsstunden des nächsten Tages fuhr vor dem Gemeindehaus ein Lastwagen vor, auf dessen Plattform zwanzig schwerbewaffnete Polizisten in schwarzer Uniform standen. Auf ein scharfes Kommando hin, wurde das Gemeindehaus gestürmt und alle Personen, die dort an einem Schreibtisch saßen, verhaftet. Bei einem an Ort und Stelle geführten, scharfen Verhör eruierte man die Namen der restlichen „Verschwörer“. Auch diese Männer wurden nun zum Teil von den Feldern geholt und verhaftet. Alle zwölf Männer mußten den Lastwagen besteigen und ab ging es nach Werschetz. Im Dorf zurück blieben vier Mann Polizei. Der alte Ortsgruppenführer wurde mit seinen Männern wieder in das Amt der Gemeindevorstellung eingesetzt.

In Werschetz kamen die verhafteten Männer sofort in den Arrest. Sie wurden dann einzeln zum Verhör vorgeführt. „Bei dieser Gelegenheit hat man uns“, so sagte mir einer, der bei den Verhafteten dabei war und der heute noch lebt, „mit Hilfe des Ochsenziemers beigebracht, was unter den Begriffen Führerprinzip und Nationalsozialismus zu verstehen ist.“ Die Männer blieben 12 Tage in Haft.

Inzwischen hat sich im Dorf noch etwas abgespielt, was heute von den betroffenen Personen, bzw. von der Hauptperson der nun folgenden Aktion ganz anders dargestellt wird. In seinem Buch „Donauschwäbische Zeitgeschichte aus erster Hand“ auf der Seite 153 schreibt Dr. Josef Beer auch einige Zeilen über dieses Ereignis in unserem Dorf. Dort heißt es: „In

der verhältnismäßig kleinen Gemeinde Greda machte sich die Unzufriedenheit über irgendwelche, mir heute nicht mehr in Erinnerung gebliebenen, wirtschaftlichen Probleme in der Form Luft, daß die Bevölkerung das Gemeindehaus stürmte und unter Androhung von Gewalt eine sofortige Erfüllung ihre Wünsche forderte. ... Meine unangenehme Arbeit war es nun, diesen Vorfall im Ort selbst zu untersuchen und über die erforderlichen Maßnahmen zu entscheiden. Obwohl ich mich als amtierender Stellvertreter des Volksgruppenführers auf die höchste Autorität der Volksgruppe berufen hatte, konnte ich doch weder rechtliche noch praktische Strafen verhängen. Es blieb mir daher gar nichts anderes übrig, als die Leute zu beschwichtigen und davon zu überzeugen, daß sie nunmehr auch in Amtspersonen aus ihren Reihen die staatliche Obrigkeit zu sehen und für ein gutes Einvernehmen mit ihnen zu sorgen hätten ... Im Führerprinzip liegt zweifellos die Gefahr von Auswüchsen und von Mißbrauch. Dazu ist es aber meines Wissens im Banat nicht gekommen.“

Soweit Dr. Beer in seinem Buch. Was war wirklich geschehen? Die zwölf „aufständischen“ Personen, die nichts anderes verlangt hatten, als eine Wahl der Gemeindevorstellung, waren verhaftet, eingesperrt und wie wir schon gehört haben, mit dem Ochsenziemer auch belehrt worden. Am dritten Tag nach dem „Sturm“ auf das Gemeindehaus kam Dr. Josef Beer. Er mußte mit einem Pferdefuhrwerk abgeholt werden, weil der Eisenbahnverkehr noch immer blockiert war. Dr. Beer trug ebenfalls eine schwarze Uniform, wie die neuen Führer in unserem Dorf. Im Gemeindehaus traf er mit den Hinausgeworfenen zusammen. Bei einem anschließenden Mittagessen im Gasthaus Muhr, ließ er sich dann berichten, was geschehen war. Am Abend des gleichen Tages fand dann vor dem Gemeindehaus eine Versammlung statt, an der alle Bewohner teilnehmen mußten. Dr. Beer hielt eine Ansprache und erläuterte die Begriffe „Führerprinzip“ und „Gehorsam“. Dann meinte er, jetzt sei es auch endlich aus mit den Privilegien im Dorf. Die Madjaronen, sagte er in Anspielung auf einige Mitglieder der Familie Birg, die mit bei den Rädelsführern des Aufstandes waren, haben nichts mehr zu melden. Auch sie müssen dem Führerprinzip entsprechend gehorchen und das tun, was von den neuen Führern des Dorfes angeschafft wird. Alles, was hier im Dorf passiert ist, muß als Verbrechen eingestuft werden. Ein solches Verbrechen ist vor allem deshalb so verwerflich, weil es sich gegen den schweren Schicksalskampf des deutschen Volkes richtet. Mit einem kräftigen „Sieg Heil“ wurde die Ansprache schließlich beendet.

Die Untersuchung des Dr. Beer hat sich somit folgendermaßen abgespielt: Die Täter wurden, ohne daß sie Gelegenheit bekamen, ihre Beweggründe zu nennen, verhaftet, eingesperrt, gezüchtigt und belehrt, um es etwas humaner auszudrücken. Vom Anhören des anderen Teiles, wie Dr. Beer es als gelernter Jurist doch hätte verlangen müssen, war keine Rede. Anscheinend hat sich der Stellvertreter des Volksgruppenführers gefürchtet, daß ihm beim Anhören des anderen Teiles der Bevölkerung auch Unangenehmes gesagt worden wäre. Dieses Unangenehme, das hier nach 45 Jahren nicht mehr der Reihe nach aufgezählt werden soll, hat es sicher gegeben. Es waren sicher schwerwiegende Dinge, ansonsten hätten die zwölf Männer des Dorfes nicht so konsequent gehandelt. Tatsächlich dauerte es zwölf Tage, und Interventionen von mehreren Rechtsanwälten waren notwendig, bis man endlich die „Rebellen“ freiließ.

Wenn also Dr. Beer in seinem Buch sagt, zu einem Mißbrauch des Führerprinzips sei es seines Wissens im Banat nie gekommen, so sei ihm hier gesagt, das stimmt nicht, denn in der „verhältnismäßig kleinen Gemeinde Greda“ ist es schon sehr bald nach dem Einmarsch der deutschen Truppen zu einer Auflehnung gegen die Auswüchse dieses Prinzips gekommen. Er wollte es nur damals und, wie aus seinem Buch hervorgeht, auch heute noch nicht wahrhaben. Bleibt nur noch die Frage offen, was von einer „Zeitgeschichte aus erster Hand“ von sogenannten Wissensträgern zu halten ist, wenn schon so „unscheinbare“ Dinge darin ganz verdreht dargestellt werden.

Auf dieser Seite 153 des bereits zitierten Buches vertritt Dr. Beer noch einige interessante Thesen. So heißt es, um nur ein Beispiel zu nennen, im letzten Absatz auf dieser Seite: „Es liegt sehr nahe, das Führerprinzip mit einer Diktatur in einem totalen Staat in Verbindung zu bringen. Völlig falsch wäre es, die Volksgruppenführer als Diktatoren oder die Volksgruppenverwaltung als totalitäre Einrichtungen abtun zu wollen. Das wesentliche Merkmal eines Diktators ist sein Besitz an Machtmittel, aber gerade solche Machtmittel besaßen die Volksgruppenführungen nicht; sie waren daher immer auf das freiwillige Mitgehen ihrer Landsleute angewiesen“. Angesichts dieses Textes sei hier noch die Frage gestattet: Von wem wurden die Einberufungen zum Dienst in der SS-Division „Prinz Eugen“ unterschrieben? Soweit mir das in Erinnerung ist, hat Johann Keks, der von 1927 bis 1939 Obmann des Schwäbisch Deutschen Kulturbundes war, in seiner Eigenschaft als Chef der Erfassungs- und Ergänzungsstelle, einer Organisation, die der Volksgruppenführung unterstand, die ersten Einberufungen zum „freiwilligen“ Dienst bei der Waffen-SS ausgeschickt. Erst später wurde Johann Keks Chef des SS-Ersatzkommandos und als solcher Versender der Einberufungen zum Dienst bei der Waffen-SS, u. zw. im Namen der SS-Führung.

Auch das Anwenden des Ochsenziemer gegen anständige Bürger unseres Dorfes, wie eben dargestellt wurde, ist in die Kategorie „Machtmittel“ einzuordnen. Es ist verständlich, daß Dr. Beer nicht diese „kleinen“ Machtmittel meint, wenn er von den Merkmalen der Diktatur spricht. Es behauptet ja auch niemand, daß die führenden Herren unserer Volksgruppenführung Diktatoren waren; das wären sie vielleicht gerne gewesen. Der Posten war aber schon von einem anderen besetzt, von einem der größten Diktatoren und Menschenverächter unseres Jahrhunderts. Somit blieb unseren Herren nichts anderes übrig, als sich damit zufriedenzugeben, willfährige und treue Handlanger dieses Diktators zu sein. Sie waren auch keine Idealisten, wie sie jetzt vorgeben, sondern gewöhnliche Opportunisten, wie wir noch sehen werden. Noch ein Wort zu dem Begriff „freiwillig“. Wie dieser Begriff ausgelegt und angewendet wurde, darüber gibt es auch aus unserem kleinen Dorf ein Beispiel: Als Birg Emil, der Sohn von Birg Georg, seine Einberufung bekam, sich zum Dienst in der „Prinz Eugen“ zu stellen, leistete er diesem Einberufungsbefehl nicht Folge. Er berief sich darauf, daß es sich bei der Division ja um eine „freiwillige“ Division handle und er keineswegs freiwillig zu dieser Division einrücken wolle. Birg Emil wurde daraufhin von der Feldgendarmarie, die mit auf dem Gewehr aufgepflanztem Bajonett erschienen war, festgenommen und mit Gewalt zu der Ausbildungseinheit der Division gebracht. So hat das tatsächliche „freiwillige Mitgehen“ des Dr. Josef Beer ausgesehen.

An dieser Stelle ist also festzuhalten: Mit einigen wenigen Ausnahmen lebten in unserem Dorf keine fanatischen Anhänger nationalsozialistischen Ideengutes. Bei allen Schichten der Bevölkerung war ein gesundes Rechtsempfinden, gepaart mit Anständigkeit, Fleiß und einem grenzenlosen Vertrauen zur eigenen Arbeitskraft, als primärer Wesenszug gegeben. Wurde diesen Prinzipien zuwider gehandelt, so war man bereit, dagegen aufzutreten und die den eigenen Vorstellungen entsprechenden Zustände wiederherzustellen.

In diesem Sinne ist auch die Auflehnung gegen die Gemeindeverwaltung zu sehen. Auch der Widerstand des Birg Emil gegen etwas, was nicht den Tatsachen entsprach, resultiert aus dieser Grundeinstellung zu den Dingen des Lebens. Meines Wissens ist in keinem Dorf des Banates so aktiv Widerstand gegen das System geleistet worden, wie in unserem Dorf. Dies, obwohl es sicher auch in den anderen Dörfern Menschen gab, die sofort erkannt hatten, daß da etwas schief läuft; daß da die Realität mit dem, was vorgetäuscht wurde, nicht übereinstimmt.

Es hat sich allerdings dann auch herausgestellt, daß diese Auflehnung aus dem Motiv der Anständigkeit niemandem etwas genützt hat. Die deutsche Obrigkeit unterdrückte jede derartige Regung, wie wir ja am Beispiel aus unserem Dorf gesehen haben, und die Kommunisten wollten, wenn sie überhaupt diesen Widerstand gegen ein als falsch erkanntes System registriert haben, davon nichts wissen, weil das nicht in ihr Konzept, nach dem alles was Deutsch war, vernichtet werden mußte, paßte.

In der Folge gab es laufend Aufregungen im Dorf. Die Menschen konnten nur schwer begreifen, daß ihre Wirtschaftskraft nun ganz der Kriegswirtschaft des Deutschen Reiches eingegliedert wurde; daß sie nicht mehr ihr Schwein schlachten konnten, wenn in der Speisekammer Nachschub benötigt wurde. Auch die neugeschaffenen „Gliederungen“ der Volksgruppe wurden aktiv, u. zw. in einer Form, die den Leuten gar nicht zusagte. So wurde die Jugend zum Fahnenhissen am Sonntag eingeteilt, just zu einem Zeitpunkt, da in der Kirche der Gottesdienst stattfand. Es wurde marschiert, Wehrtüchtigung betrieben und für jede „dienstliche“ Betätigung ein passendes Lied eingeübt. Sogar die Mädchen des Dorfes wurden nun angehalten, zu turnen und zu marschieren. Sie bekamen auch eine einheitliche Bekleidung, die der schwäbischen Tracht nachempfunden war. Das Ärgste für die Mädchen war jedoch, daß man nun von ihnen verlangte, sie müßten sich zum Turnen in weiße Leibchen und kurze, schwarze Turnhosen umziehen. Schließlich fügten sie sich dem Druck ihrer Führerinnen; sie zogen aber die Turnhosen hinunter bis knapp übers Knie. Mehr waren sie nicht bereit, zu zeigen.

Auch Arbeitskräfte für das Reich wurden angeworben. Ca. 20 junge Menschen, Männer und Frauen, haben sich freiwillig dazu gemeldet. Es wurde ihnen ein guter Lohn in Aussicht gestellt, vor allem ein geregeltes Arbeitsverhältnis mit garantiertem Urlaub usw. Die Mädchen, die damals das Dorf verließen, bekamen Arbeit in kinderreichen Haushalten des Reiches und die Burschen erhielten Arbeit auf den Bauernhöfen. In den Briefen, die sie von ihrem neuen Arbeitsplatz im Reich nach Hause schrieben, stand nur Gutes. Darauf folgte bald eine zweite Gruppe junger Menschen dem Ruf zur Arbeit im Reich.

Die Stimmung im Dorf beruhigte sich allmählich, wozu sicher die pausenlosen Siegesmeldungen von der Ostfront beitrugen. Ich erinnere mich noch gut an die Folgen dieser Son-

dermeldungen: Im Mathematikunterricht wurden nur mehr die Zahlen der gemeldeten Gefangenen zusammenaddiert. Unser Professor, ein russischer Emigrant aus dem Ersten Weltkrieg, meinte, auf Grund dieser imposanten Zahlen könne es sich nur mehr um einige Wochen handeln, bis Rußland kapitulieren würde.

Mittlerweile hatte man sich auch an die neue Ordnung gewöhnt. Die schwere Herbstarbeit auf den Feldern ließ allen Ärger in den Hintergrund treten. Wichtig war, daß der Mais geerntet und die Wintersaat rechtzeitig in die Erde kam. Das Kirchweihfest in diesem Herbst des Jahres 1941 war das letzte, das noch voller Überschwang und Frohsinn gefeiert wurde. Die Burschen brachten, wie auch in den früheren Jahren, ihre Hüte zu ihren Mädchen, damit sie schön mit Bändern geschmückt werden. In beiden Wirtshäusern spielte die Musik und in diesen drei Tagen dieses Herbstes war man noch bereit zu vergessen, daß die Kriegsfurie weiter tobte, und daß täglich tausende junge Männer ihr Leben auf den Schlachtfeldern des Ostens ließen. Wie aber schon vorhin erwähnt wurde, fehlten auch aus unserem Dorf zu diesem Zeitpunkt schon einige junge Männer.

Die Männer wurden Soldaten

Wie an anderer Stelle bereits vermerkt wurde, hatte das Banat durch die deutschen Truppen Lasten auferlegt bekommen, die sich vorderhand nur auf wirtschaftlichem Gebiet ausgewirkt hatten. Etwa nach einem halben Jahr der militärischen Besetzung zog man auch die Nutzung der Wehrkraft in Erwägung. Die Volksgruppenführung wurde verpflichtet, alle Männer im Alter von 17 bis 50 Jahre einer militärischen Musterung zu unterziehen, weil beschlossen worden war, aus diesen Männern eine ganze Division zu bilden. Diese Beschlüsse auf höchster Ebene des SS-Führungshauptamtes hatten im Dorf folgende Auswirkungen: Durch den Trommler, den Brücker Mischko, bekamen die Bewohner des Dorfes zu hören, daß sich alle Männer vom 17. bis zum 50. Lebensjahr am Tag X zur Musterung stellen mußten.

Fast alle Männer unseres Dorfes waren tauglich. Im Frühjahr 1942 kamen die ersten Einberufungen. Darin stand: der Betreffende hat sich an einem bestimmten Tag bei der Ausbildungseinheit der 7. Freiwilligen SS-Gebirgsdivision „Prinz Eugen“ in Werschetz zu melden, was die Männer dann auch taten. Mit einem Schlag war das Dorf seiner besten Männer beraubt, und die viele Arbeit auf den Feldern mußte von den Frauen, den halbwüchsigen Kindern und den alten Männern bewältigt werden.

Es war ein trauriger Tag in der Geschichte des Dorfes. Ich sehe noch immer das Gedränge auf dem Bahnhof, als die Männer abreisebereit warteten, daß der Zug einfuhr, um sie nach Werschetz zu bringen. Die jungen Burschen waren lustig; sie sangen Lieder und jubelten, daß sie nun doch endlich auch Gelegenheit bekämen, den „Endsieg“ mitzuerkämpfen. Die Familienväter machten besorgte Gesichter. Sie hatten ihre Kinder an der Hand und versuchten die Ehefrauen zu trösten, „daß alles ja nur halb so schlimm sei“. Die Frauen weinten und orakelten, „sie würden ihre Männer nie wieder sehen“. Es war ein trauriger und dazu

noch ein trüber Tag. Als der Zug einfuhr und das rasche Abschiednehmen einsetzte, regnete es in Strömen. Es war so, als weinte sogar der Himmel über die Ungerechtigkeit, die hier am Bahnhof unseres kleinen Dorfes ihren Anfang nahm und die nicht mehr aufhören sollte, bis es keine deutschen Menschen in dem Dorf mehr gab; bis alle tot, vertrieben, gemartert und an gebrochenem Herzen gestorben waren. Dieser Tag, an dem die Männer zur Waffen-SS einrücken mußten, veränderte das Leben im Dorf total. Im Vordergrund stand nicht mehr die Sorge um eine gute Ernte; die Angst machte sich breit. Wie wird es unseren Männern, unseren Söhnen ergehen, wie werden sie wieder nach Hause kommen, wie werden sie den mörderischen Krieg überleben? Diese Frage beherrschte alle Überlegungen. Sie stand immer im Raum, auch wenn sie nicht ausgesprochen wurde.

Mit großem Eifer stürzten sich die im Dorf verbliebenen Menschen in die Arbeit auf den Feldern. Sie brachten eine ausgezeichnete Ernte ein, sie stellten ihre Wirtschaftskraft ins beste Licht. Sie waren mit Eifer überall dabei, galt es doch, nun auch die eigenen Männer mit dem Nötigsten zu versorgen. Man stand nicht mehr abseits. Seit der Einberufung der Männer stand man mittendrin im Geschehen. Die schwere Arbeit auf den Feldern wurde nur unterbrochen, wenn es hieß, daß in Kürze mit einer Sondermeldung zu rechnen war. Diese kam dann auch bald und sie verkündete wieder einen glorreichen Sieg der deutschen Soldaten im fernen Rußland. Vereinzelt kamen Männer in Urlaub. Sie erzählten von der harten Ausbildung und, was die Menschen ganz unsicher machte, von der Verhöhnung der älteren Männer durch die jungen Offiziere und Unteroffiziere, die alle aus dem Reich stammten. Sie hatten für die Sorgen unserer Männer überhaupt kein Verständnis. Worte wie „Beutegermanen“, „Speckfresser“, „Schlappschwänze“ usw. wurden kolportiert und lösten Unbehagen aus. Man hörte dann auch bald, daß mit den ersten Einsätzen der nun ausgebildeten Männern zu rechnen war. Wie ernst die Lage wirklich war, begriffen die Menschen erst, als die Nachricht eintraf, daß bereits beim ersten Einsatz einer Einheit, deren Führer und weitere fünf Männer gefallen waren. Dieser Zugführer stammte aus unserem Dorf; es war der Birg Joschi. Sein Soldatentod löste im Dorf tiefe Bestürzung aus. Es war von diesem Tag an, da die furchtbare Nachricht bekannt wurde, nur noch tiefe Bestürzung und Niedergeschlagenheit zu erkennen. Das Mitgefühl mit der jungen Ehefrau und den zwei kleinen Kindern kannte keine Grenzen.

In diesem Herbst fiel jegliche Unterhaltung aus; es gab keinen Tanz beim Kirchweihfest, es gab nur noch Trauer und Sorgen, die sich bald als berechtigt erweisen sollten, weil der ersten Todesanzeige bald weitere folgten. Dazu kam noch, daß die Sondermeldungen im Radio allmählich durch Hiobsbotschaften abgelöst wurden. Die Erfolge des deutschen Heeres im fernen Rußland wurden immer seltener, bis die ersten Rückzüge und schließlich die Einkesselung der ganzen sechsten Armee bei Stalingrad bekannt wurde.

Während es in unserem Dorf ruhig blieb, lösten die schlechten Nachrichten von der Ostfront in anderen Orten Aktivitäten der im Untergrund agierenden, kommunistischen Partisanen aus. Immer häufiger hieß es, der Zug kann seinen Fahrplan nicht einhalten, weil die Gleisanlagen zerstört wurden. Einmal geschah ein solcher Sabotageakt an der Bahn auch im Weichbild unseres Dorfes. Die Lokomotive des Frühzuges von Betschkerek nach Werschetz

lag plötzlich im Bahngraben, weil die Partisanen in der Nacht die Schienen aus ihren Befestigungen gelöst hatten. Auch ganze Getreidefelder gingen in Flammen auf.

Das alles hatte zur Folge, daß weitere Männer ihren Einberufungsbefehl bekamen; zur Polizei, zum Grenzschutz und zuletzt zu der sogenannten Verfügungstruppe, die dem Volksgruppenführer unterstand. Während zur Polizei und zum Grenzschutz die älteren Männer, auch solche, die schon das 50. Lebensjahr hinter sich hatten, einberufen wurden, kamen zu der Verfügungstruppe die ganz jungen Burschen sowie die Mittelschüler und Studenten. Mit diesen Aushebungen des „letzten Aufgebotes“ standen die Dörfer, auch unser Dorf, plötzlich ganz ohne männlichen Schutz da. Auch die letzten, noch leistungsfähigen Arbeitskräfte fehlten ab diesem Zeitpunkt. Dabei bestanden die Behörden darauf, daß noch mehr Getreide abgeliefert werden sollte, weil sich auch der Nahrungsmittelmangel an den Fronten und in der Heimat schmerzlich bemerkbar machte. Es folgte eine traurige Zeit für alle Dorfbewohner. Zu der Sorge um die Männer in den verschiedensten Einheiten des deutschen Heeres kam die schwere Arbeit, die nun ganz auf den Schultern der Frauen und der größeren Kinder lastete. Auch Angst machte sich breit, weil die versteckten Drohungen der Serben nicht überhört werden konnten. Quälend wurde die Frage, was soll geschehen, wenn die Partisanen das Dorf angreifen? Was kann getan werden, damit das sich ankündigende Unheil abgewehrt werden kann. Vereinzelt hörte man sogar schon das Wort „Flucht“. In den meisten Hinterhöfen der Bauernhäuser standen fertig bepackte Planwagen, die für die Flucht vorgesehenen Pferde hatten einen neuen Hufbeschlag bekommen und die Hausfrauen gingen unerschrocken durch ihr vertrautes Heim, wo sie immer wieder auf neue Sachen stießen, die noch mitgenommen werden mußten. Die Stimmung im Dorf verschlechterte sich von Stunde zu Stunde; jeden Moment konnte der Befehl zur Abfahrt eintreffen. Es war arg, so sagten später mehrere Frauen übereinstimmend, weil die Männer nicht da waren und nun so schwerwiegende Entschlüsse gefaßt werden mußten.

Der Befehl zur Abfahrt kam jedoch nicht. Die Sondermeldungen im Radio blieben ganz aus. Gesprochen wurde nur mehr von Frontbegradigungen und geordnetem Rückzug. An die Spitze der Nachrichten im Radio rückten die Durchhalte-Parolen, und in den Zeitungen standen neben den langen Listen mit den Namen der Gefallenen und Vermißten nur noch Berichte über die neuen Waffen, mit denen das Kriegsglück wieder gewendet werden sollte. Auffällig war dabei, daß nie gesagt wurde, wann diese neuen Waffen endlich eingesetzt werden. Als dann noch feindliche Flugzeuge im Tiefflug über die Dörfer brausten und sogar die Leute bei der Feldarbeit beschossen wurden, gab es keinen Zweifel mehr: Die Lage war ernst und besorgniserregend. Es braute sich etwas zusammen, was Arges befürchten ließ.

Die Tragödie des Dorfes

Der Himmel war mit dunklen Regenwolken behangen. Aus der Ferne hörte man das Grollen von schweren Motoren. Dazwischen fielen Schüsse; zum Teil dumpf und rollend, zum Teil knatternd. Begleitet waren diese Geräusche von einem hellen Feuerschein am östlichen Horizont. Erfahrene Frontsoldaten aus dem Ersten Weltkrieg, die jetzt als ältere Männer von über fünfzig Jahren noch im Dorf waren, wußten genau, was dieses Grollen und Rauschen sowie der Feuerschein in der Nacht zu bedeuten hatten: „Es ist die Front, die stündlich näher kommt“, sagten sie. Und diese Feststellungen stimmten auch. Von Rumänien kommend, an Groß-Gaj, das ganz an der Grenze lag, vorbei, in Richtung Werschetz bewegte sich der Angriff der Roten Armee. Unser Dorf blieb von allen Kampfhandlungen verschont. Es wurde „befreit“, wie die Partisanen sagten, die als erste Vorabteilung in das Dorf kamen. Große Angst und vor allem Unsicherheit machten sich in der Bevölkerung breit. Das war am Sonntag, dem ersten und am Montag, dem zweiten Oktober 1944.

Bereits am nächsten Tag mußte der Trommler des Dorfes, es war Brücker Mischko, den Bewohnern verkünden, daß sich alle umgehend vor dem Gemeindeamt einfinden mußten. Dort hielt der aus der Kolonie stammende Serbe Miloš Kovašević* eine Ansprache etwa folgenden Wortlautes: „Das Dorf ist seit gestern von den deutschen Okkupanten befreit. Es braucht keiner Angst zu haben. Es wird keinem etwas geschehen, wenn er sich ruhig verhält und seine Arbeit in gewohnter Weise verrichtet. Jetzt sind alle Brüder; die Deutschen haben uns Serben bisher beschützt, jetzt wollen wir uns revangieren und die Deutschen beschützen. Alle Bewohner des Dorfes müssen jedoch die kommenden Anordnungen der Behörden striktest befolgen.“

Die meisten Bewohner, die in ihren Höfen die fertig bepackten Wagen für die Flucht stehen hatten, neigten nach dieser Ansprache zur Auffassung, daß es doch gut war, daß kein Befehl zur Abfahrt gekommen war. Bestärkt wurde dieses Gefühl der Sicherheit durch die Tatsache, daß der Kommandant der Deutschen Mannschaft, einer paramilitärischen Organisation, die den Schutz des Dorfes zu gewährleisten hatte, dafür sorgte, daß im deutschen Dorf keinerlei militärische Waffen lagerten. Diese wurden nämlich schon vor Tagen aus ihren Aufbewahrungsplätzen beim Muhr-Wirt und im Gemeindehaus hervorgeholt, auf einen

**Miloš Kovašević sprach gut deutsch. Er hatte in Zichydorf Rauchfangkehrer gelernt und kannte alle Bewohner des Dorfes. Es war auch im Dorf bekannt, daß er zu den Partisanen hielt, denn er war, wie er immer im Wirtshaus verlauten ließ, ein überzeugter Kommunist. Dieser Miloš Kovašević war der erste Repräsentant des neuen kommunistischen Regimes. Er hatte sein Domizil im Wirtshaus Muhr aufgeschlagen, wo er mit seinen Genossen den Sieg feierte. Sein Idealismus bröckelte aber allmählich ab, als er sah, wie sich die Befreiung und der Sieg in der Praxis auswirkten. Nachdem er seine Empörung nicht mehr zähmen konnte, wurde auch er, so wird berichtet, von den neuen Machthabern im Frühjahr 1946 liquidiert.*

Leiterwagen verladen und in das Serbendorf gebracht. Kommandant der Deutschen Mannschaft war zu dieser Zeit Nikolaus Birg; er wurde von allen Bewohnern einfach „der Miklosch“ genannt. Ein hochangesehener Mann, der schon im Ersten Weltkrieg als Offizier gedient hatte.

In diese relative Ruhe platzte bereits am nächsten Tag, es war der vierte Oktober, die vom Trommler verbreitete Aufforderung, daß alle Jagdwaffen, Fahrräder, Nähmaschinen, Radioapparate und vor allem sämtliche Uniformen im Gemeindehaus abgegeben werden mußten. Am meisten beunruhigte die Menschen der Nachsatz: „Wer dieser Anordnung nicht sofort Folge leistet, wird erschossen!“ Kein Wunder, daß in den nächsten Tagen die neue Behörde mit Arbeit überlastet war. Vor allem das Registrieren der abgegebenen Gegenstände machte den neuen Herren einige Mühe, weil sie ja doch alles ordentlich aufschreiben wollten, aber das schnelle Schreiben nicht so richtig von der Hand ging.

Mittlerweile war das Dorf voller Partisanen. Sie bezogen in der gerade fertiggestellten Villa des Birg Wilhelm Quartier und streiften ununterbrochen durch das Dorf. Viele junge Frauen und Männer aus der Kolonie nähten sich einen fünfzackigen, roten Stern auf die Kappe und schlossen sich den Partisanen an. An der Spitze der neuen Dorfverwaltung stand der schon erwähnte Rauchfangkehrer Miloš Kovašević.

Je weiter sich die Front vom Dorf entfernte, umso dreister wurden die Partisanen. Sie erhielten anscheinend von den Russen freie Hand. Russen sah man nur selten. Sie kamen nur ins Dorf, wenn sie etwas brauchten, schöne Pferde, Wertgegenstände, Schmuck, Uhren und manchmal auch Leckerbissen aus den Speisekammern der deutschen Hausfrauen. Später brachten die Partisanen immer wieder einige Russen ins Dorf, weil sie der Dorfbevölkerung zeigen wollten, daß die Russen ihnen helfen würden, wenn es Schwierigkeiten geben sollte. Auch Frauen wurden den Russen von den Partisanen angeboten, sodaß höchste Alarmstufe herrschte, wenn es hieß, Russen wären im Anmarsch. Die jungen Frauen kleideten sich in Lumpen und suchten ihre bereits vorbereiteten Verstecke in den Strohschobern auf. Nach etwa einer Woche waren auch schon die ersten Plünderungen zu verzeichnen. Unter dem Vorwand, heimgekehrte Söhne oder Väter würden gesucht, verschafften sich Bewohner aus der Kolonie, zusammen mit den Partisanen, Zutritt in die Häuser. Was ihnen gefiel, vor allem Bekleidung, wurde mitgenommen. Bald sah man nur mehr Serben und Partisanen in Anzügen aus den deutschen Häusern. Vereinzelt kam es auch schon zu Übergriffen in Form von Prügeleien. Die Angst steigerte sich wieder. Keiner wußte, wann bei ihm an die Tür geklopft wird.

Die im Dorf stationierten Partisaneneinheiten ernährten sich aus dem Dorf. Sie holten sich das Vieh aus den Ställen der Deutschen; geschlachtet wurde im Betrieb des Fleischermeisters Löchel. Kochen mußten deutsche Frauen. Auch aufräumen, das Gemeindehaus in Ordnung halten, und für Brennmaterial zum Heizen mußten Bewohner des deutschen Dorfes sorgen. Auch noch in der zweiten Woche nach der „Befreiung“ feierten die Serben und die im Dorf stationierten Partisanen ohne Ende. Die Vorräte in den zwei Wirtshäusern mußten dafür herhalten. Wenn alle betrunken waren, passierten die schon geschilderten Übergriffe. Es wurde förmlich zur Lieblingsbeschäftigung der Serben, die Deutschen zu demütigen, sie zu verunsichern und, wenn es nur ging, sie auszuplündern.

Während die Partisanen anscheinend auf Anweisungen höherer Stellen warteten, gingen die Deutschen ihrer Arbeit auf den Feldern nach. Der Mais war noch nicht eingebracht, die Sonnenblumen standen noch am Stock, und die Ausbringung der Wintersaat stand noch bevor. Die Unruhe im Dorf steigerte sich jedoch von Tag zu Tag. Vereinzelt war bereits durchgesickert, daß mit den Männern des Dorfes etwas geschehen würde; es wurde gesagt, sie kämen bald an andere Orte, damit überall die Herbstarbeit noch vor Einbruch des Winters bewältigt werde.

Daß sich die Situation der Deutschen verschlechtern wird, hörte man wieder vom Dorftrommler, unserem Brücker Mischko. Er mußte folgende Anweisung in deutscher Sprache verkünden. „Alle Personen deutscher Muttersprache haben in ihren Häusern zu bleiben. Es ist ihnen verboten, einen Arzt aufzusuchen oder in einer Apotheke Medikamente einzukaufen. Auch das Einkaufen in den Geschäften des Dorfes ist ihnen verboten. Die Staatsbürgerschaft von Jugoslawien ist ihnen aberkannt. Auch alle bürgerlichen Rechte sind ihnen verwehrt. Es gibt keinen Rechtsweg mehr für die Deutschen. Jedermann kann mit ihnen machen, was er will; vorderhand müssen sie aber alle Anweisungen der Behörde strengstens befolgen. Wer diese Anweisungen mißachtet, muß damit rechnen, daß er erschossen wird.“ Die Verkündigung dieser Anweisung war übrigens die letzte Tätigkeit des Brücker Mischko als Dorftrommler. Sein Amt bekam der Ungar Nemet Pischta, weil dieser angeblich auch der deutschen Sprache mächtig war. Für unseren vertrauten Brücker Mischko war das Ende in Rudolfsgnad bereits vorprogrammiert.

Daß die Partisanen neue Weisungen von ihren vorgesetzten Dienststellen bekommen hatten, konnte man bald an ihrem Verhalten ablesen. Ihre Auftritte im Dorf wurden immer selbstherrlicher, ihre Angriffe auf die deutschen Bewohner des Dorfes nahmen zusehends brutale Züge an. Plötzlich war vergessen, daß alle Brüder sind, und daß die Serben die Deutschen schützen werden. Mord und Totschlag traten an die Stelle der Brüderlichkeit. In den letzten Oktobertagen wüteten bereits die Serben aus dem Dorfteil jenseits des Friedhofes, also aus der Kolonie. Johann Jakob (Schneider Hans), ein dreiundsechzigjähriger Mann, wurde erschlagen und auf dem Feld zwischen dem Friedhof und dem deutschen Dorf verscharrt. Der langjährige Lehrer des Dorfes, Karl Petri, wurde von einem seiner früheren Schüler erschlagen und in das Grundloch zwischen Birg Adam und Illiewich (Postamt) geworfen. Erst einige Tage später wurde er aus dem Wasser geborgen und ebenfalls irgendwo auf dem Feld verscharrt. Der Ungar Josef Kaludjer, ein einfacher aber fleißiger Mann, der sein ganzes Leben lang als Knecht gearbeitet hat, wurde in das Gasthaus Loch gebracht und dort im Extrazimmer von Serben derartig zugerichtet, daß er nicht mehr gehen konnte. Einige Tage später erlöste man ihn von seinen Qualen in Werschetz durch einen Genickschuß aus einer Partisanenwaffe. Das sind nur einige Männer, die an dieser Stelle genannt sein sollen. Sie stehen für alle anderen, denen es in diesen letzten Oktobertagen des Jahres 1944 ebenso ergangen ist.

Die Partisanen fühlten sich sicher. Die Front war vom Banat weit entfernt. Es war nicht mehr zu befürchten, daß deutsche Truppen zurückkommen würden. Auch die Kriegslage hatte sich in dieser Zeit sehr zuungunsten der Deutschen verändert. Man konnte also zur Tat

übergehen, das wahre Gesicht zeigen und die Vernichtung der Deutschen im Banat in die Wege leiten.

Der erste Schlag war gegen die noch im Dorf anwesenden Männer gerichtet. Am ersten November 1944 (Allerheiligentag) erfolgte die Verhaftung von zwanzig Personen. Es waren alles Männer im Alter von über 50 Jahren, alles Zivilisten, also Personen, die keiner militärischen Formation angehörten. Die meisten von ihnen gingen ihrer Arbeit auf den Feldern nach, als sie von schwerbewaffneten Partisanen abgeholt und in den Hof des Gemeindehauses gebracht wurden. Als alle zwanzig beisammen waren, wurden sie von Partisanen umstellt, mit Drahtschlingen gefesselt und auf den Bahnhof getrieben. Dort wurden sie in Viehwaggons verladen und mit dem Zug nach Werschetz gebracht. Bereits bei der Verladung der Männer hörte man Schüsse; dazwischen das Stöhnen von Personen, die mit dem Gewehrkolben oder mit dem Bajonett verletzt worden waren.

In Werschetz angekommen, trieben die Partisanen die zwanzig Männer aus unserem Dorf, zusammen mit den anderen Männern aus den Nachbardörfern, die ebenfalls mit diesem Zug nach Werschetz gebracht worden waren, in die Stadt. In einem Haus gegenüber dem Palais des serbischen Bischofs war erste Station. Es dürfte ein Haus der Sicherheitspolizei gewesen sein, in dem Vernehmungen von Delinquenten (Das waren mittlerweile die Männer aus unserem Dorf) vorgenommen wurden. Die ganze Nacht hindurch wurden in diesem Gebäude die Männer derartig zugerichtet, daß sie am nächsten Tag nur unter größter körperlicher und seelischer Anstrengung den Weg in das Lager Stojkovitsch, in der Nähe des Bahnhofes, zurücklegen konnten. Einige von ihnen waren nach dieser Nacht bereits tot (z. B. Kaludjer Joschka, der mit nach Werschetz genommen wurde). Gebrochene Gliedmaßen, eingeschlagene Schädel, zerquetschte Brustkörbe, ausgestochene Augen und zerquetschte Geschlechtsteile sind nur einige Verletzungen, welche den Männern in dieser Nacht zugefügt wurden.

Unser Landsmann Helmut Birg, der mit dem zweiten Transport am 3. November in das Lager Stojkovitsch gebracht wurde und dort unter den Männern aus dem ersten Transport auch seinen Vater traf, schildert das, was er dort gesehen und gehört hatte, wie folgt: „Ich selbst war zweimal im Stojkowitsch-Telep. Am ersten November 1944 wurden zwanzig deutsche Männer aus unserem Dorf mit unbekanntem Ziel abgeführt. Am 3. November war dann auch ich an der Reihe. Mit einem Nachtzug ging es nach Werschetz und dort zum Stojkowitsch-Telep. Mit Schlägen und Fußtritten jagte man uns dort in eine stockdunkle Baracke. Hier fand ich meinen schwermißhandelten Vater und die anderen Überlebenden aus unserem Dorf. Tags darauf sah ich, daß sie alle barfuß waren, nur noch Stoffetzen am Leib trugen und kaum gehen konnten. Sie berichteten, daß zwei Männer während den Mißhandlungen gestorben waren (Kaludjer Joschka und Seger Johann). Inzwischen wurden aus unserer Baracke abgeführt: Angehörige der „Prinz Eugen“, der Schutzpolizei, der Deutschen Mannschaft usw. Übrig blieben die Jungen, ich war damals fünfzehn Jahre alt, und die ganz Alten. Auch mein Vater kam weg. Nachts hörten wir Fahrzeuglärm und Schüsse.

Am 10. November mußten wir schon früh am Morgen die Baracken räumen und im Hof Aufstellung nehmen. Ein Partisane mit Maschinenpistole wandte sich an einen alten Herrn (wohlgenährt) und beklagte sich über angebliche schlechte Behandlung durch diesen. Dieser

jedoch sagte, er kenne ihn gar nicht. Dann würde er ihn eben jetzt kennenlernen, meinte der Partisane unter Flüchen, ließ ihn vortreten, ein paar Schritte gehen und schoß ihn von hinten mit einer Garbe aus seiner Maschinenpistole nieder. Der Mann fiel um. Der Partisane schoß noch eine Garbe in den leblosen Körper. Einer seiner Vorgesetzten regte sich über die Verwendung der Maschinenpistole auf; Personen außerhalb des Lagers könnten gefährdet werden. Ein in der Nähe wartender Partisane zog darauf seine Pistole und schritt unsere Reihe ab. Einem stattlich aussehenden Mann hielt er vor, daß er wohl nur auf Kosten ausgebeuteter Serben zu solchem Wohlstand gekommen sei und er ihn deswegen bestrafen müsse. Er ließ ihn vortreten, sich umdrehen und streckte ihn mit einem Genickschuß nieder. Es wurde schon dämmerig, als zwei Männer mit Spaten vor uns vorbeikamen, gefolgt von zwei weiteren mit einer Trage, auf welcher mein Vater lag. In unserer Nähe im Hof gruben sie ein Loch, in welches sie die drei Toten verscharrten.

Am 25. März 1945 kam ich, damals 16jährig, mit meinen anderen Kameraden aus unserem Dorf und auch Burschen aus Werschetz, die im Winter 1944/45 in unser Dorf gebracht worden waren, zum zweiten Mal in das Stojkowitsch Lager in Werschetz. Mit diesem war in der Zwischenzeit eine große Veränderung vor sich gegangen. Es wurden uns Plätze zugewiesen, ein Friseur rasierte uns aus hygienischen Gründen den Kopf kahl und wir wurden in die Lagerordnung eingewiesen. Zu meiner großen Überraschung fand ich dort zahlreiche Männer mittleren Alters vor, die nach meinen ersten Erfahrungen mit dem Stojkowitsch-Telep eigentlich gar nicht mehr am Leben hätten sein dürfen. Aus Gesprächen mit ihnen und Gerüchten zufolge erfuhr man, daß es die „Antifaschisten“ waren, die erst vor kurzem in das Lager gebracht worden waren. Auch sie wurden nicht verschont, weil sie Deutsche waren. Diesmal blieb ich nur vier Wochen im Lager. Dort arbeitete ich täglich für die Luftwaffen-Partisanen, dann folgten weitere Arbeitseinsätze, bis ich im August 1966 nach Rumänien flüchten konnte.“

Wie Helmut schon ausgeführt hat, folgte am 3. November die zweite Verhaftungswelle. Alle Männer bis zum 60. Lebensjahr, die noch im Dorf waren, wurden im Schulhof zusammengetrieben. dazu kamen dann noch die fünfzehn- und sechzehnjährigen Buben des Dorfes. Auch die ungarischen Männer wurden an diesem Tag verhaftet. Konrad Löchel, der bei dieser Gruppe dabei war, schrieb darüber folgendes: „Am Nachmittag des 3. November 1944 wurden wir von vielen schwebewaffneten Partisanen aus der Sammelstelle Schule wie Vieh, mitten auf dem Fahrweg durch kniehohen Schlamm und Wasserlacken, zum Bahnhof getrieben. Selbstverständlich gingen die bewaffneten Begleiter auf den befestigten Gehsteigen vor den Häusern. Auf diesem Geiselpfad zum Bahnhof bot sich uns ein erschütterndes, nie zu vergessendes Bild. Die zurückgebliebenen Großmütter und Mütter mit kleinen Kindern auf dem Arm standen hinter den Fenstern, Zäunen und in den Haustoren. Sie weinten und stießen Klagelaute aus. Man verbot ihnen, uns Nahrung und Bekleidung mit auf dem Weg zu geben. Dies war der traurige Abschied von unserem lieben Heimatdorf.

Am Bahnhof wurden wir schließlich unter Hieben mit dem Gewehr und Stößen mit den Füßen angetrieben, schnell in die bereitstehenden Viehwaggons zu steigen. In den Waggons wurden wir so zusammengepfertcht, daß wir gerade noch stehen konnten. Am späten Abend sind wir dann mit dem Zug in Werschetz angekommen. Schon beim Ausladen auf dem

Bahnhof fielen Schüsse und es war uns allen klar, daß uns ab nun eine schwere Zeit bevorstehen würde. Bewaffnete und blutrünstige Partisanen trieben uns unter großem Gejohle, auf uns einschlagend, in die sogenannten Stojkowitsch-Baracken (auch Todes-Baracken genannt). Diese befanden sich unweit vom Bahnhof. Sie waren für viele deutsche Männer die letzte Station in ihrem Leben. Offensichtlich freuten sich unsere Bewacher über die neueingetroffenen Menschen, denn sie waren fast alle betrunken, und sie feierten auch noch die ganze Nacht weiter. Jetzt konnte das Plündern, Totschlagen und Erschießen weitergehen.

Wir wurden in die Baracken getrieben, wo sich uns ein grauenhaftes Bild bot. Auf dem bißchen Stroh, welches den Wänden entlang aufgeschüttet war, lagen, knieten oder standen Menschen mit verzweifelten Gesichtern. Einige darunter stöhnten vor Schmerzen, da sie von den Partisanen gefoltert, mit zerschmetterten Gliedern halb totgeschlagen dalagen. Man konnte und durfte diesen armen, geschundenen Menschen aber nicht helfen. An den Folgen dieser Mißhandlungen sind schon in den nächsten Tagen mehrere Männer unseres Dorfes gestorben. Wir Neuankömmlinge mußten uns in einer Reihe aufstellen, alle Taschen umdrehen und alles hergeben, was wir besessen hatten. Schuhe und gute Bekleidung wurden uns sofort weggenommen. Auch ich mußte meine guten Schuhe gleich ausziehen und einem Partisanen übergeben. Dafür erhielt ich ganz schlechte, bereits zerfetzte Sandalen. Bei der nachfolgenden, gründlichen Durchsuchung fand man bei mir einen Geldschein. Dafür wurde ich gleich an Ort und Stelle verprügelt. Das Überleben der Menschen in diesen Baracken war ein reiner Glücksfall. Wenn es den Partisanen einfiel, ließen sie einige Männer heraus in den Hof kommen, wo sie meistens mit einem Genickschuß ermordet wurden. Es wurden täglich unter strengster Bewachung Gruppen gebildet, die Massengräber ausheben mußten, die man auf Vorrat brauchte. Ich erinnere mich noch genau an folgende Begebenheit: Einmal sollten 240 Personen erschossen werden. In der großen Menschengruppe, die auf den tödlichen Schuß warten mußte, befanden sich auch wir Buben aus unserem Dorf. Es waren dies Friedlein Nikolaus, Treib Franz, Siller Hans und ich. Wir standen da; vor uns das Maschinengewehr und hinter uns das ausgehobene Massengrab. Im letzten Augenblick kam dann der Befehl, daß „nur“ 120 Personen zu erschießen seien. Dadurch entgingen wir Kinder, damals gerade 16 Jahre alt, dem sicheren Tod. Wir wurden aus der Gruppe herausgenommen. Danach erschossen die Partisanen 120 unschuldige Männer, darunter auch meinen Onkel aus Heideschütz. An folgende Männer aus unserem Dorf, die bei dieser Gruppe ihr Leben lassen mußten, kann ich mich mit Sicherheit erinnern. Es waren dies Wilhelm Remilong, Georg Siller und Jakob Bies (Rasierer).

Die Männer in den Baracken waren bei Tag und Nacht der Willkür der Partisanen ausgesetzt. Sie kamen in Gruppen und hatten ihren Spaß daran, auf die wehrlosen Männer einzuschlagen und diese zu quälen. Sie, die sogenannten Sieger, fanden es belustigend, uns verängstigt jammern und winseln zu hören. Mit besonderer Vorliebe machten sie sich an Landsleute, die bereits durch die vorangegangenen Folterungen gebrochene Gliedmaßen hatten. Sie traktierten diese mit Fußtritten, bis sie vor Schmerzen aufheulten. Das Leben in den Baracken war die Hölle. Angst, Hunger und Kälte waren nicht das Schlimmste. Am ärgsten

war die Ungewißheit: Bin ich der nächste, der auf die Folter kommt? Unser Leben war nichts wert!“ Soweit Konrad Löchel über seine Erlebnisse im Lager Stojkowitsch in Werschetz.

Nach einigen Tagen wurden die ungarischen Männer aus Werschetz wieder nach Hause geschickt. Durch sie erfuhr man im Dorf, welchem Schicksal die nach Werschetz gebrachten Männer entgegen sehen mußten. In der Tat, von den nach Werschetz gebrachten Männern und Jugendlichen haben nur die Burschen unter 16 Jahren, dann eine Gruppe von acht Personen, die nach Rußland deportiert wurde sowie der Schuhmachermeister Krämer Jakob, der ehemalige Dorfrichter Hirsch Peter und der Birg Friedl, sie waren über 60 Jahre alt, überlebt. Alle anderen Männer wurden im Lager Stojkowitsch ermordet. Es waren dies:

Angeführt sind hier 46 Männer. Die Liste erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. In ihr sind nur Männer genannt, über deren Schicksal mir eine Nachricht zukam. Darunter

Bajerle Franz (Schwob Franz)	geb. 1885	Hügel Adam	geb. 1893
Bajerle Jakob (Jakschi)	geb. 1885	Hügel Josef (Schneider)	geb. 1885
Bajerle Matthias (Schwob Matz)		Illiewich Josef	geb. 1893
Birg Adam	geb. 1892	Kiefer Hans	geb. 1883
Birg Konrad	geb. 1897	Kirchner Kaspar	geb. 1887
Birg Matthias	geb. 1900	Kirchner Konrad	geb. 1889
Birg Wilhelm	geb. 1906	Kirchner Peter	geb. 1895
Bogner Michael	geb. 1895	Müller Andreas	geb. 1893
Borschowa Adam sen.	geb. 1898	Moor Heinrich	geb. 1881
Brenner Franz		Muhr Karl sen.	geb. 1895
Brenner Peter		Niedermayer Johann	geb. 1899
Bies Jakob (Rasierer)	geb. 1894	Ölberg Johann	geb. 1898
Bies Jakob (Drangan Schuster)	geb. 1900	Paul Matthias	geb. 1904
Bies Johann (Drangan Hans)	geb. 1883	Reiter Franz sen.	geb. 1893
Bies Fillip	geb. 1906	Reiter Nikolaus	geb. 1912
Dian Michael	geb. 1901	Reiter Franz jun.	geb. 1921
Eisler Anton	geb. 1900	Remilong Wilhelm	geb. 1894
Engst Franz	geb. 1895	Seger Johann	geb. 1913
Faul Josef	geb. 1901	Siller Georg	geb. 1890
Filips Franz	geb. 1892	Storch Franz	geb. 1910
Halmaschan Theodor (Todor)		Wingert Andreas	geb. 1899
Heim Arnold		Winter Johann	
Holz Müller Peter	geb. 1906	Wüst Michael	geb. 1894

sind auch einige Männer, die schon älter als 60 Jahre waren. Die kolportierte Regel, daß alle Männer über 60 Jahre verschont wurden, stimmt somit nicht. Es waren auch nicht nur die „reichen“ Männer, wie man zu sagen pflegte. Ganz arme waren darunter, solche, die weder ein eigenes Haus hatten, noch einen Grundbesitz. Eines hatten allerdings alle gemeinsam: Sie hatten einen deutschen Namen und sie waren Deutsche. Ihre Muttersprache war Deutsch, ihre Kinder gingen in die deutsche Volksschule und alle Männer im wehrfähigen Alter, das

waren die vom 18. bis zum 50. Lebensjahr, mußten in Einheiten des deutschen Heeres am Krieg teilnehmen. Sie mußten!

Als Soldaten haben die folgenden Männer unseres Dorfes ihr Leben verloren (ohne Gewähr):

In der königlich jugoslawischen Armee: Remilong Peter, geb. 1919

In Einheiten der deutschen Armee:

Arnusch Nikolaus	geb. 1921	Hirsch Hans	geb. 1907
Armbruster Kaspar	geb. 1904, vermißt	Hirsch Peter jun.	geb. 1912
Berkowich Nikolaus	geb. 1921	Jakob Franz	geb. 1910
Birg Josef	geb. 1909	Kirchner Konrad	geb. 1923
Birg Michael	geb. 1911, vermißt	Loch Melchior	geb. 1917
Birg Anton	geb. 1909	Löchel Konrad	geb. 1901, vermißt
Bockmüller Josef	geb. 1914	Merle Fritz	geb. 1915
Bogner Peter	geb. 1924	Müller Hans	geb. 1926
Brücker Christof	geb. 1910	Niedermayer Peter	geb. 1904
Enderle Stefan	geb. 1918	Reiter Heinrich	geb. 1923
Engst Hans	geb. 1921	Reiter Josef (Babilon)	geb. 1926, vermißt
Faul Adam	geb. 1901	Remilong Hans	geb. 1925
Gerger Johann	geb. 1905	Remilong Wilhelm	geb. 1922
Filips Anton (Busch Toni)	geb. 1923	Sauer Michael	geb. 1908
Friedlein Johann	geb. 1903	Seim Peter	geb. 1918
Hirsch Christof	geb. 1894	Stemper Hans	geb. 1909

Die Verhaftung, der Abtransport und die mittlerweile bekanntgewordenen Folterungen der Männer des Dorfes hinterließen einen schweren Schock unter den zurückgebliebenen ganz alten Männern, den Frauen und den Kindern. Von Beschütztwerden durch die Serben war keine Rede mehr. Ja selbst Serben, die als königstreu bekannt waren, erlitten zum Teil das gleiche Schicksal wie die deutschen Männer. Eine grenzenlose Angst machte sich breit. Gesteigert wurde diese Angst noch dadurch, daß sich die Partisanen und ihre Helfer aus der Kolonie auch gegenüber den zurückgebliebenen Frauen immer rücksichtsloser benahmen. Sie gingen in jedes Haus und holten sich, was sie wollten. Und wenn sie nicht fanden, was sie suchten, scheuten sie vor Gewalt nicht zurück. Es ging vor allem um Wertgegenstände, die von den Frauen versteckt oder vergraben worden waren. Sie peinigten die Menschen so lange, bis sie den letzten Ehering, das letzte Tafelbesteck oder das schöne Porzellangeschirr hergaben.

Nicht auszuhalten war der psychische Druck, der durch das gezielte Verbreiten von Gerüchten erzeugt wurde. Da wurde eine Frau in das Gemeindehaus gerufen, um von den Beamten zu erfahren, daß in der vergangenen Nacht ihr Gatte auf dem Weg nach Hause von den Soldaten erwischt und sofort hingerichtet worden war. Dort hieß es wieder, der Sohn war in Werschetz erkannt, verhaftet und sofort erhängt worden. Und so ging das fast täglich.

Wahrheit war das keine. Gefügig, verängstigt und unsicher sollten die Menschen gemacht werden. Angesichts dieser vielen Gerüchte wurde der Nachricht, daß bald alle jungen Frauen vom Dorf fort auf Arbeit kommen würden, nicht die Bedeutung beigemessen, die diese furchtbare Nachricht verdient hätte. Es handelte sich in diesem Fall nicht um ein Gerücht, sondern um eine Indiskretion eines im Gemeindehaus tätigen Serben. Es war die Ankündigung der zweiten schweren Prüfung der noch im Dorf anwesenden Frauen.

Die Deportation in die Sowjetunion

Frau Theresia Salfner, geborene Milowan, beschreibt in ihrem Erlebnisbericht die Stimmung im Dorf zu dieser Zeit wie folgt: „Wir hatten gerade die traurigsten Weihnachten hinter uns. Das ganze Dorf stand noch unter dem Eindruck der furchtbaren Tage, an denen die Männer verhaftet und nach Werschetz gebracht worden waren. Gerüchte, die von den Partisanen verbreitet wurden, nach denen keiner der Männer mehr am Leben sei, drückten auf die Gemüter. Es kam überhaupt keine Weihnachtsstimmung auf. Als bald war ein neues Gerücht im Umlauf. Es hieß, bald müßten alle arbeitsfähigen Bewohner des Dorfes weit fort auf Arbeit. Obwohl das niemand glauben wollte, weil von den Partisanen täglich neue Gerüchte in die Welt gesetzt wurden, war es ernst. Am zweiten Weihnachtstag hörten wir, daß alle Frauen im Alter von 18 bis 40 Jahren ins Gemeindehaus kommen sollen. Warme Kleidung und etwas Essen war mitzunehmen. Im Gemeindehaus wurde uns gesagt, daß wir bald fortkommen und längere Zeit fortbleiben werden. Dann ging alles sehr rasch. Zirka dreißig junge Frauen und Mädchen wurden in Marsch gesetzt. Auf etwa vorhandene kleine Kinder, die noch dringend die Mutter gebraucht hätten, wurde keine Rücksicht genommen. Die Kinder mußten zurückbleiben. Das Gejammer der Mütter um ihre Kinder war furchtbar. Es rührte aber keines Partisanen Herz. Wir wurden gegen Abend bis Zichydorf gebracht. Dort stellte man uns mit den Frauen und Mädchen sowie einigen jungen Männern aus Zichydorf zu einer Kolonne zusammen. Noch in der Nacht ging es zu Fuß nach Werschetz. Das waren immerhin 30 Kilometer, die bei klirrender Kälte und zu Fuß zu bewältigen waren. Als wir in Werschetz ankamen, war es noch dunkel. Man brachte uns in ein Haus in der Nähe des Bahnhofes, wo wir auf dem Fußboden etwas schlafen konnten. In Werschetz blieben wir bis zum vierten Jänner.

Inzwischen wurden wir einer russischen Kommission vorgeführt, die unseren Gesundheitszustand überprüfte. Dabei ging man großzügig vor. Aus unserem Dorf waren alle gesund und für den Abtransport eingeteilt. Am vierten Jänner begann die Verladung in Viehwaggons. Diese waren so hergerichtet, daß nicht nur am Boden des Waggons, sondern auch auf einer zweiten Etage Menschen liegen konnten. In unserem Waggon befanden sich 50 Personen, alles Frauen. Der Zug war sehr lang, später konnten wir feststellen, daß er fünfzig Waggone hatte. Er faßte also über 2.000 Personen. Die Leute in diesem Zug stammten aus den Ortschaften Heideschütz, Setschanfeld, Altletz, Zichydorf, Karlsdorf, Werschetz und aus unserem Dorf.“

An dieser Stelle des Berichtes von Milowan Resi ist noch etwas einzuschieben, weil es sich um eine Begebenheit handelt, die Menschen aus unserem Dorf angeht. Darüber hat Konrad Löchel folgendes berichtet: „Anfang Dezember 1944 wurde im Lager Stojkowitsch eine Arbeitsgruppe von ca. 50 Mann zusammengestellt. Man sagte uns, wir werden nach Kudritz gebracht, um dort Holz für die Beheizung des Lagers zu machen. Uns war alles Recht, wenn es uns nur endlich aus den Mord-Baracken des Lagers rausgebracht hatte. Wir mußten uns in Reihen zu vier Mann aufstellen. Alle aus unserem Dorf blieben zusammen. In einer Reihe gingen: Friedlein Nikolaus, Siller Hans und Engst Franz (alt) und ich; in der Reihe dahinter gingen: Treib Franz, Reiter Franz (alt), Oberle Hansi und ein anderer Mann. Bewacht und getrieben wurden wir von Partisanen aus dem Lager. Diese hatten dort ja allerdhand gelernt, wie man mit den „Schwabos“ umzugehen hatte. So wurde unser Fußmarsch nach Kudritz alles andere als ein Spaziergang. Schon beim Abmarsch wurde auf uns eingeschlagen und getreten. Es blieb so bis Kudritz. Zwei Männer aus der Gruppe konnten nicht mehr weiter; sie wurden einfach im Straßengraben erschossen und dort liegengelassen. Dieser Geiseldang dauerte fast sechs Stunden. In Kudritz übernachteten wir in der Schule. Am nächsten Tag trieb man uns nach Zolschitza in den Wald und man teilte uns die Arbeit zu. Mit schlechtem Werkzeug mußte jeder täglich einen Kubikmeter Holz machen. Es mußte am Abend sauber gestapelt abgegeben werden. Bei Nichterfüllung der Solleistung bekam man Prügel. Der alte Franz Engst ist dabei gestorben. Da ich keine Schuhe hatte, der erste Schnee aber schon gefallen war, hackte ich mir aus Lindenholz ein Paar Sohlen zurecht und befestigte diese mit Bastfäden an meine mit Lumpen umwickelten Füße. Wenn man nicht als Strafe am Abend länger arbeiten mußte, konnte man bei Einbruch der Dunkelheit in einen nahegelegenen Schafstall gehen, um zu übernachten. Die Bewachung war streng, aber gemessen an den Baracken in Werschetz, war es trotz schwerer Arbeit, Hunger und Kälte nicht mehr so lebensgefährlich.

In Zolschitza trafen wir auf die Landsleute Hemmert Peter, Borschowa Adam und Wingert Adam.

Eines Tages brachte man uns wieder nach Kudritz zurück, wo uns ein russischer Major „begutachten“ sollte, ob wir als Arbeitskräfte für Rußland geeignet wären. Dieser schickte uns als untauglich, da wir zu jung oder zu alt waren, zurück in das Lager. Wir hatten schon gehofft, daß uns die Reise nach Rußland erspart bleiben wird, da kam plötzlich, Anfang Jänner, ein Trupp Partisanen aus Werschetz, holten uns ab und wir landeten im letzten Waggon eines Zuges, der bereit zur Abfahrt auf dem Bahnhof in Werschetz stand. Angeblich fehlten in diesem Waggon noch zehn Personen, da hat man sich an uns junge Burschen erinnert. So kamen wir schließlich, ebenso wie die jungen Frauen aus unserem Dorf, nach Rußland zur Zwangsarbeit.“

Soweit dem Chronisten bekannt ist, wurden aus unserem Dorf folgende Frauen nach

Armbruster Resi	Kiefer Elisabeth
Bäcker Anna	Kirchner Susanne
Bajerle Magdalena (Hirsch Lentschi)	Löchel Magdalena
Bajerle Rosina und Tochter	Milowan Theresia
Bajerle Gertaud (Rather)	Müller Maria
Brenner Elisabeth	Niedermayer Magdalena
Brenner Magdalena	Oberle Elisabeth
Eisler Maria	Paul Barbara (Kundi Wawi)
Enzmann Magdalena (Schwob Leni)	Siller Barbara
Faul Anni	Storch Barbara
Filips Elisabeth	Wingert Anna
Gerger Anna	
Gerger Maria	Und folgende Männer, bzw. Buben:
Hirsch Magdalena	Borschowa Adam
Hirsch (Arnusch) Rosalia	Enzmann Hans
Hügel Anna	Friedlein Nikolaus
Herold Katharina	Löchel Konrad
Illi Elisabeth	Hemmert Peter
Jakob Elisabeth	Siller Hans
Jakob Thersia	Treib Franz
Jakob (Hügel) Anna	Wingert Adam

Rußland deportiert:

In Rußland bzw. unmittelbar nach der Rückkehr oder auf dem Rücktransport haben folgende Personen ihr Leben verloren:

Gerger Anna, kurz nach dem Rücktransport gestorben; Enzmann Hans, in Rußland verstorben; Hemmert Peter, in Rußland verstorben; Treib Franz, in Rußland in der Kohlengrube tödlich verunglückt; Borschowa Adam, nach Rücktransport verstorben; Wingert Adam, auf dem Rücktransport am Bahnhof gestorben.

Über die Reise nach Rußland, die Arbeit dort und das Leben in den Lagern berichtet Konrad Löchel wie folgt: „Mit der Zwangsverschleppung nach Rußland begann für uns alle ein neuer Lebensabschnitt. Für die einen war es ein Entkommen aus den Klauen der mordlüsternen Partisanen, für alle anderen eine Fahrt ins Ungewisse.

Die Reise dauerte 27 lange Tage, die wir eingepfercht in Viehwaggons verbrachten. Manchmal standen wir tagelang irgendwo auf der Strecke oder auf einem Nebengeleise, ohne daß jemand die Waggons geöffnet hätte. Nur in Ploesti und in Odessa gab es eine warme Suppe. Vor dem Hungertod haben uns einige Mitreisende bewahrt, die in ihrem Gepäck noch Lebensmittel hatten und diese mit uns teilten. Die Notdurft mußten wir in ein in den Waggonboden geschlagenes Loch verrichten. Nachdem zwei Drittel der Frauen in Artoma und Kadjevka ausgeladen worden waren, kamen wir Männer und die restlichen Frauen

am 31. Jänner 1944 in Rußland im Lager Nr. 1224, Brianka, bei einer Kälte von -40 Grad und hohem Schnee, an. Unser großer Hunger und die schlechte Bekleidung ließen uns rasch wahrnehmen, wo wir uns befanden und was uns bevorstehen würde. Die Waggonen wurden nach unserer Ankunft am Zielbahnhof von außen aufgeschlossen. Halb verhungerte und halb erfrorene Menschen krochen heraus. Wer jetzt gehofft hatte, daß es hier am Ziel wenigstens eine warme Suppe oder ein warmes Zimmer geben wird, wurde arg enttäuscht. Einige Russen empfingen uns mit der Mitteilung, daß wir zu früh angekommen seien. Es war für uns nichts vorbereitet. Schließlich setzte sich eine Menschenkette in Bewegung; einer stützte den anderen. Endlich erreichten wir das 6 Kilometer von der Bahnstation entfernte Lager Brianka.

Dort stand für die Unterbringung der Männer lediglich ein größeres Haus, zum Teil ohne Fenster und Türen und ohne Heizung, zur Verfügung.

Die mit uns angekommenen Frauen wurden in einem ähnlichen Haus in der Nachbarschaft untergebracht. Die Russen wollten uns zwar helfen, aber wo nichts ist, kann auch nicht geholfen werden. Wir erhielten lediglich die alte gebrauchte Winterbekleidung der Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg. Die erste Zeit war fürchterlich. Erst als wir neben der Arbeit, die uns nach drei Tagen Rast bereits zugeteilt worden war, unser Quartier einigermaßen hergerichtet hatten, waren wir doch wenigstens in der Nacht gegen die grimmige Kälte etwas geschützt. Viele von uns haben diesen ersten Winter nicht überlebt. Die Toten wurden einfach neben unserem Haus in den Schnee gelegt, wo sie zusammenfroren. Im Frühjahr nach der Schneeschmelze wurde dann ein Massengrab ausgehoben, in dem alle ihre letzte Ruhe fanden. Nach diesem so menschenfeindlichen Winter, der viele Opfer forderte, glaubte man es geschafft zu haben. Jetzt fing aber erst unsere eigentliche Arbeit an, für die man uns hierher verschleppt hatte: Wir mußten mithelfen, die durch den Krieg verursachten Schäden zu beheben. In unserer Umgebung befanden sich mehrere Kohlengruben, die beim Rückzug der deutschen Truppen völlig zerstört worden waren. Die in den Gruben lagernde Kohle war aber für den Wiederaufbau der total deroutierten Wirtschaft sehr wichtig. Daher mußte jede Tonne Kohle so schnell wie nur möglich gefördert werden. Zuerst ging es an die Aufräum- und Aufbauarbeiten über Tag. Noch bei großer Kälte sollten Fundamente für die neuen Gebäude betoniert werden. Dazu braucht man jedoch Steine. Da es diese aber in Form von Schotter nicht gab, mußten die Männer in zwei Schichten Tag und Nacht mit der „Nosilka“ (eine aus Brettern zusammengenagelte Trage) Felsbrocken aus einer Entfernung von ca. 4 bis 6 km herbeischleppen. Schubkarren oder sonstige Transportmittel gab es nicht. Die Frauen mußten ebenfalls in zwei Schichten bei -30 bis -40 Grad Kälte sitzend mit einem Hammer die Felsbrocken zerkleinern, sodaß man mit ihnen Beton herstellen konnte. Dies war schlimmer als eine Zwangs- oder Sträflingsarbeit, denn es mußte auch in der Nacht bei großer Kälte gearbeitet werden.

Viele unserer Frauen, die diese Arbeit verrichten mußten, wurden für das restliche Leben krank, oder sie waren diesen Anstrengungen nicht gewachsen und starben. Andere mußten die Reste der gesprengten Schachtanlagen abmontieren und zwar, da es anderes Werkzeug nicht gab, mit Hammer und Meißel. Das Abschlagen großer Niete führte mit diesem einfachen Werkzeug oft zu unangenehmen Unfällen. In die vorhandenen Kohlen-

gruben konnte man nicht einfahren, da die gesamten Förderanlagen zerstört waren. Also mußte die Kohle auf anderem Weg aus der Grube geholt werden. Die Russen erinnerten sich an ihre alten, längst stillgelegten Gruben. In diese ist man nicht eingefahren, sondern von einem unscheinbaren Eingang aus, zu Fuß steil ins Innere hinuntergestiegen bis zur Förder-schicht, die sich in etwa 800 bis 1.500 Meter Tiefe befand. Die einzelnen Flöze waren oft nur 60 bis 100 cm stark, sodaß die Kohle liegend und kniend mit kleinen Pickeln und kleinen Schaufeln gefördert werden mußte. Uns Gefangenen konnte man eine solche lebensge-fährliche Arbeit verrichten lassen, da wir ja nichts kosteten. Wenn einer oder auch mehrere aus der Schicht nicht zurückkamen, mußte man von der Liste nur den Namen durchstreichen. Das war alles. Gefahr drohte sowohl durch Einsturz der Schächte, denn das zur Abstützung eingebrachte Grubenholz war schon verfault und morsch, als auch durch plötzlich auftre-tendes Erdgas. Dazu kam noch, daß die alten Gruben naß waren. Es tropfte und regnete ständig von oben herab. In einer solchen Grube in Artioma ist unser Landsmann Franz Treib im Februar 1946 durch Einsturz des Schachtes tödlich verunglückt. Er wurde von seinen Fre-unden Hans Siller und Nikolaus Friedlein begraben.

Nun zurück zum Lagerleben. Nach dem strengen Winter und der katastrophalen An-fangszeit hat sich auch hier einiges „normalisiert“. Es wurde um das Lager Stacheldraht gezogen. An diesem standen plötzlich Wachtposten mit Gewehren. Auch zur Arbeit und zurück begleiteten uns diese Wachtposten. Fast täglich mußte man zur Abzählung im Lager-hof antreten.

Am meisten schmerzte uns, daß wir den Hunger nicht unter Kontrolle bringen konnten. Sauerkraut mit heißem Wasser übergossen und ein bis zwei Eßlöffel Graupen war das Stan-dardgericht, einige Kartoffeln, Bohnen oder Erbsen, die absolute Ausnahme. Die Brotverteilung war täglich das wichtigste Ereignis. Pro Person und Tag gab es 500 Gramm naßes, schweres Brot. Die Grubenarbeiter erhielten 800 bis 1.000 Gramm von diesem naßen Brot. Mit dieser Nahrung mußte Schwerarbeit geleistet werden. So mußten z. B. 60 t Kohle, gelagert in Pullmannwaggons, von 6 bis 8 Mann in vier bis fünf Stunden händisch, mit nur einer Schaufel als Werkzeug, abgeladen werden. In der Kokerei, bei den Grubenarbeiten und auch im Sägewerk, wo riesige Baumstämme verarbeitet wurden, mußte man die vorgegebene Norm erfüllen.

Zu unserem ständigen Hunger und der permanenten Erschöpfung kamen noch die Läuse in großen Mengen. Sie waren unsere ständigen Begleiter. Wir konnten sie nie loswerden. Über sanitäre Einrichtungen im Lager braucht man nicht zu sprechen, es gab keine. Im Lagerhof hatten wir eine tiefe Grube ausgehoben und diese mit einem „Donnerbalken“ versehen. Am Eingang hatte ein gescheiter Mensch die Aufschrift „Achtung Rutschgefahr!“ angebracht. Das war sehr von Nutzen, denn wer hier sein Gleichgewicht verlor, dem blieb die Beerdigung erspart.

Gelegentlich mußten sowohl Männer wie Frauen zum Haarschneiden. Bei dieser Gele-genheit wurde auch die Wäsche desinfiziert. Eine gründliche Reinigung erfolgte in der „Badeanstalt“. Nach so einer Pflegekur war es insbesondere für die Frauen sehr schmerzlich, kahlköpfig herumlaufen zu müssen. Unterernährung, keine sanitären Anlagen und die tägliche schwere Arbeit verursachten Krankheiten, die oft zum Tod führten. Blutrühr war am

häufigsten. Es gab außer Holzkohle, die wir uns selber anfertigten, kein Mittel dagegen. Trotzdem mußte zur Arbeit gegangen werden. Erst mit hohem Fieber war man, laut Auffassung der Russen, krank. Eine ärztliche Betreuung war so gut wie nicht vorhanden.

Unsere Landsleute waren in folgenden Lagern und Orten untergebracht und im Einsatz: Januar 1945 bis Juli 1945 im Lager Nr. 1224, Brianka (Frauen und Männer); Juli 1945 bis Februar 1947 in Artioma, Kreis Woroschilowgrad (Frauen und Männer); Februar 1947 bis April 1948 in Kadjevka (Frauen und Männer); April 1948 bis Mai 1949 wieder Artioma (Frauen und Männer); Mai 1949 bis Dezember 1949 in Stalino, Lager Nr. 1046 (Frauen und Männer).

Die Lagerverhältnisse waren überall gleich, wie bereits geschildert. Zieht man allerdings Vergleiche zwischen der Behandlung in den Baracken des Lagers Stojkowitz in Werschetz und dem Lager in Rußland, so ist festzustellen, daß die Russen humaner und nicht so voller Haß wie die Serben mit uns umgegangen sind. In Rußland mußte man wohl schwer arbeiten, auch zum Essen gab es wenig; Man brauchte jedoch nicht Angst zu haben, daß man aus der Baracke geholt und erschossen wurde, wie das die Partisanen täglich gemacht hatten.“ Soweit Konrad Löchel.

Im folgenden noch einige Begebenheiten aus dem Lager in Rußland, wie sie Milowan Resi geschildert hat: „... Oft gab es aus unerfindlichen Gründen harte Strafen. So mußte ich einmal drei Tage in den Bunker, wo ich bis zum Bauch im Wasser stand. Auch die Essensration wurde gekürzt. Begründet wurde diese Marter vom russischen Lagerkommandanten mit einem Hinweis auf meine Brille. Mit dieser Brille könne ich lesen und schreiben, meinte er, daher müsse ich eine Faschistin sein. Ich habe acht Monate im Steinbruch gearbeitet. Die Steine mußten mit grobem Werkzeug aus dem Felsen gebrochen werden. Im Oktober 1945 bin ich krank geworden. Ich mußte fünf Monate lang liegen. Davon war ich drei Monate lang oft bewußtlos. Zum Glück waren in unserem Lager auch zwei Kusinen von mir aus Heideschütz. Diese pflegten mich neben ihrer schweren Arbeit. Nach und nach habe ich mich wieder erholt. 1946 wurde ich in ein anderes Lager versetzt, wo die Arbeit um nichts leichter war. Als im Februar 1947 ein Transport mit Kranken zusammengestellt wurde, bin ich auch dabei gewesen. Wir kamen nach Ostdeutschland, wo ich bis Ende August verblieb. Schließlich bin ich bei Nacht ganz alleine losgezogen und über Leipzig mit dem Zug nach Köln gefahren, wo ich auch heute noch lebe.“

Die Deportation von Frauen und Männern nach Rußland, von der, wie wir vorhin gehört haben, auch Bewohner unseres Dorfes in Mitleidenschaft gezogen worden waren, ist mittlerweile von Wissenschaftlern aufgearbeitet worden. Aus dem Ergebnis dieser Arbeit darf im folgenden noch angeführt werden: Den Deportierungen von deutschen Frauen und Männern aus den von der Roten Armee besetzten Gebieten lagen Forderungen der Sowjetunion nach Arbeitskräften zugrunde, damit in den vom Krieg heimgesuchten Regionen der Wiederaufbau in Angriff genommen werden konnte. Für das Partisanenregime in Jugoslawien kam diese Forderung des großen sowjetischen Bruders nicht ungelegen. Sie bot eine zusätzliche Möglichkeit, die radikale Ausrottung der deutschen Bevölkerung des Landes um eine weitere Facette zu bereichern.

Aus Jugoslawien wurden in der Zeit, von kurz vor Weihnachten des Jahres 1944 bis Anfang Jänner 1945, zwischen 27.000 und 30.000 Menschen in die Sowjetunion deportiert. Dazu wurden die arbeitsfähigen Jahrgänge der deutschen Bevölkerung ausgehoben; Männer im Alter von 16 bis 45 Jahren und Frauen im Alter von 18 bis 40 Jahren. Die betroffenen Personen wurden, so geht es aus dem offiziellen Bericht hervor, in den einzelnen Dörfern und Städten gesammelt und von dort zu Fuß in Städte mit günstiger Eisenbahnverbindung gebracht. Die Verladung erfolgte in Güterwaggons. Die Fahrt eines derartigen Zuges dauerte 15 bis 25 Tage. In dieser Zeit wurden die Züge von russischen Soldaten begleitet und bewacht. Ziel aller Züge war das Industriegebiet im Donezbecken. Die Arbeitslager, in denen die Deportierten untergebracht wurden, befanden sich in den Städten und Dörfern zwischen Charkov und Rostov. Die lange Fahrt durch den eiskalten Winter war ein Martyrium. Die Versorgung mit Wasser und Lebensmitteln war auf dem Transport total unzureichend. Erkrankungen und Todesfälle waren bereits während der Fahrt an der Tagesordnung. Zum Arbeitseinsatz im Zielgebiet wurden unterschiedslos Männer und Frauen herangezogen. Die kräftigeren mußten in die Kohlengruben unter Tag arbeiten und sehr hoch bemessene Arbeitsnormen erfüllen. Die anderen führten Aufräumarbeiten aus und waren im Rahmen des Wiederaufbaues auf Bauplätzen, Bahnhöfen, Industrierwerken oder in der Landwirtschaft tätig. Wer die hohen Arbeitsnormen nicht erfüllen konnte, bekam von den ohnehin knapp bemessenen Lebensmittelrationen nur einen Teil zugemessen. Ständiger Hunger, Kälte, Nässe und das viele Ungeziefer in den dürftigen Behausungen machten das Leben fast unerträglich. Die ersten Kranken und Arbeitsunfähigen wurden bereits im Sommer 1945 entlassen. Weitere Krankentransporte verließen dann in den Jahren 1946, 1947 und 1948 die Sowjetunion. Sie kamen über Frankfurt an der Oder in die sowjetisch Besatzungszone Deutschlands. Die Auflösung und Räumung der Arbeitslager erfolgte im Herbst 1949. Der Großteil der überlebenden Deportierten kam gleichfalls nach Ostdeutschland. Kleinere Transporte landeten in Rumänien, von dort sollte der Weitertransport nach Jugoslawien erfolgen. Die Transportzüge wurden jedoch wochenlang im Grenzgebiet hin und her geschoben, weil die jugoslawischen Behörden eine Übernahme ablehnten. Schließlich zerstreuten sich die Zuginsassen. Ein Teil wurde auch von den ungarischen Behörden nach Österreich abgeschoben.

Es steht heute fest, daß von den Deportierten rund 16 Prozent in der Sowjetunion verstorben sind. Viele der Überlebenden wurden durch schwere Krankheiten und die jahrelangen Entbehrungen für den Rest ihres Lebens schwer geschädigt.

Soweit Auszüge aus der offiziellen Darstellung dieser Tragödie deutscher Frauen und Männer aus Jugoslawien, wie sie in der Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost- und Mitteleuropa von der Deutschen Bundesregierung publiziert wurde.

Aus unserem Dorf mußten, soweit das noch eruiert werden konnte, 31 Frauen und 8 Männer dieses harte Los durchmachen. Sechs Personen haben dabei ihr Leben verloren; fünf Männer und eine Frau.

Vertreibung aus den Häusern

Der Zug mit den Deportierten war noch nicht einmal an seinem Ziel in Rußland angekommen, da braute sich im Dorf schon neues Unheil zusammen. Die paar alten Männer, die Großmütter mit den zurückgelassenen Kindern sowie einigen Frauen, die wegen momentaner körperlicher Gebrechen der Deportation entgangen waren, bildeten jetzt noch die Bevölkerung des Dorfes. Dazu kamen noch einige Männer, die vorderhand an ihren Arbeitsplätzen geduldet wurden, weil man für sie keinen Ersatz aufreiben konnte, z. B. in der Getreidemühle, am Bohrturm auf der Hutweide und in den Ziegeleien. Manche Häuser standen bereits leer, andere waren nur mehr spärlich bewohnt. Dafür gab es Einquartierungen. So war bei der Familie des Birg Adam ein Ingenieur einquartiert, der die Arbeiten beim Bohrturm leitete. Es war ein Serbe aus Belgrad, der anscheinend über gute Informationen verfügte. Denn er sagte eines Morgens beim Frühstück zu seiner Quartiergeberin: „Euch Deutschen gehört hier überhaupt nichts mehr, nicht einmal eine Nadel. Für Euch werden noch schwere Zeiten kommen. Man wird euch alles wegnehmen und dann wird man euch einsperren, bis keiner mehr lebt. Dann wird das Problem mit euch Deutschen auch für alle Zeiten geregelt sein.“

Durch das letzte Auftreten des deutschen Dorftrommlers, des Brücker Mischko, war ja bereits gesagt worden, daß alle Deutschen ohne Rechte seien und keinerlei Schutz beanspruchen könnten; daß alle praktisch vogelfrei seien. Das wollte man damals nicht recht glauben. Viele neigten zur Auffassung, daß die Zeit schon alles zum besseren wenden wird. Doch der letzte und furchtbarste Schlag, der gegen die alten, wehrlosen Frauen und Männer sowie gegen die unschuldigen Kinder gerichtet war, warf bereits seine Schatten voraus. Eines Tages im Jänner 1945 wurden Deutsche, Frauen und ältere Männer samt einer Schar Kindern, in das Dorf gebracht und in alle Häuser, die Platz boten, einquartiert. Es waren die ersten, die aus ihren Häusern und Wohnungen geworfen worden waren. Sie stammten alle aus Werschetz. Dort hatte man bereits begonnen, die deutschen Häuser frei zu machen für Neuansiedler aus Serbien, Bosnien und vor allem aus Slowenien. Außer einigen Habseligkeiten durfte nichts mitgenommen werden, weil, wie gesagt wurde, alles dem Staat gehörte und dieser mit dem, von den Deutschen gewonnenen Gut, die Neuansiedler beschenken muß.

Zur Sorge um die verhafteten Männer und die nach Rußland deportierten Frauen kam jetzt noch die Sorge um das Dach über dem Kopf, denn es war ja Winter und dieser brachte in den Monaten Jänner und Februar die größte Kälte und den meisten Schnee.

Vorderhand konnten die aus Werschetz gebrachten Menschen aus den Beständen der Dorfbewohner noch mitverpflegt werden. Es dauerte jedoch nicht lange, da ereilte die noch verbliebenen Bewohner des Dorfes das gleiche Schicksal wie vor etwa einem Monat die deutsche Bevölkerung von Werschetz. Die Häuser mußten verlassen werden. Es folgte die Übersiedlung ins Lager. Als Lager galten die Häuser in der unteren Gasse von Dormut und Wüst bis Holzmüller und Schwob Leopold. Dieser Dorfteil wurde von den Partisanen und Milizeinheiten umzingelt und fortan streng bewacht. Die Lagerküche, die nun die Lagerkost

ausgab, es war reine Kesselkost, befand sich im Wagenschuppen des Hauses der Familie Wüst. Die restlichen Häuser der Gasse wurden mit Menschen „vollgestopft“. Von diesem Dorflager aus kamen die Menschen, die noch halbwegs gesund waren, auf Arbeit. Aus diesen Ortslagern konnten Dienststellen, Versorgungseinrichtungen und auch Serben, die noch Land besaßen, Arbeitskräfte anfordern. Zum Teil wurden ganze Gruppen von Personen zur Arbeit in andere Orte verschickt, zum Teil wurden Einzelpersonen im Dorfbereich zur Verrichtung der anfallenden Arbeiten eingesetzt. So eine Arbeit im Ortsbereich war zum Beispiel das Ausräumen der Häuser, die durch die Internierung freigeworden waren. Alles was noch in diesen Häusern war, wurde herausgeschafft, registriert, sortiert und schließlich als Staatsgut deklariert. Daß dabei von den Serben der Kolonie alles, was halbwegs verwendbar war, gestohlen wurde, braucht nicht gesondert erwähnt zu werden. Was übrigblieb, kam in die Magazine, bis die neuen Siedler kamen. Diese bekamen dann nicht nur die Häuser der internierten Deutschen, sie wurden auch mit dem Notwendigsten aus den Magazinen ausgestattet, damit sie sofort ihr „neues Leben“ beginnen konnten.

Obwohl in dieser ersten Phase der Internierung noch keine große materielle Not zu beklagen war, es gab noch ausreichend zu Essen und die Bekleidung war auch noch in einem guten Zustand, sind Menschen schon in dieser ersten Phase des Lagerlebens gestorben, so das Kind Hans Brücker (sieben Jahre alt), der Dorftrommler Brücker Michael und die alten Omas Brenner Anna und Wagner Magdalena.

Nach wie vor machten sich die Bewacher des Lagers ihren Spaß, indem sie deutsche Menschen quälten, demütigten, nötigten und oft schwer mißhandelten. Mit dem Beginn der abschließenden Offensive der Partisanenarmee Anfang April 1945, die erfolgreich verlief, ließen die Partisanen gegenüber der deutschen Bevölkerung alle Hemmungen fallen. Sie brauchten von deutschen Truppen keine Interventionen mehr befürchten, da es zu dieser Zeit bereits klar war, daß der Zweite Weltkrieg in Europa seinem Ende entgegengehe, und daß die Deutschen diesen Krieg verlieren würden. Eine neue Welle von Terror gegen die deutsche Zivilbevölkerung setzte ein. Getroffen wurden vor allem Frauen, Kinder und ältere Männer, die bisher das Wüten der Partisanen überlebt hatten und der Deportation nach Rußland entgangen waren.

Eines Tages, im April 1945, wurden alle Insassen des Lagers in der unteren Gasse zusammengetrieben, auf dem Viehtrieb vor der Kanalbrücke aufgestellt und sortiert. Die Arbeitsfähigen kamen zurück ins Dorflager, die alten Frauen und Männer sowie die Kinder, also alle Personen, die man zur Arbeit nicht mehr einsetzen konnte, schickte man in die Dorflager Setschanfeld und Heideschütz. Für diese Menschen begann nun ein Leidensweg, der in vielen Fällen mit dem Tod endete. An diesem Tag haben viele einstige Bewohner des Dorfes ihre unmittelbare Heimat zum letztenmal in ihrem Leben gesehen. Zuvor waren schon im Monat Februar 1945 die halbwüchsigen Jugendlichen nach Werschetz getrieben worden, wo sie im berüchtigten Lager Stojkowitsch einquartiert wurden. Hier waren die Massensexekutionen deutscher Männer zu diesem Zeitpunkt bereits abgeschlossen. Von den hierhergebrachten 4.500 Männern aus den Dörfern um Werschetz herum hatten etwa 300 überlebt. Mit diesen und den neu herangeführten Jugendlichen wurden nun neue Arbeitsgruppen gebildet, die auf Arbeitsplätzen in Werschetz und in der näheren Umgebung eingesetzt wurden.

Wingert Johann, ein Sohn vom Wingert Adam, damals 15 Jahre alt, berichtet über solche Arbeitseinsätze:

„... Im Frühjahr hatten sich dort, wo Gräber und Massengräber während des vergangenen Herbstes und im Winter angelegt worden waren, breite Risse im Boden gebildet. Aus diesen trat ein kaum auszuhaltender Verwesungsgeruch. Wir mußten sowohl auf dem Gelände des Stojkowitsch-Lagers, als auch auf dem Gelände des Schinderplatzes in der Nähe der Stärkefabrik, in die Erdrisse gelöschten Kalk gießen. Dadurch konnte die Verpestung der ganzen Gegend eingedämmt werden.“

Auch Dian Bernhard, ebenfalls erst 15 Jahre alt, der auch in das Stojkowitsch-Lager kam, erzählte von diesen Massengräbern in der Nähe der Stärkefabrik. Er mußte mit einigen anderen Buben aus unserem Dorf, unter ihnen auch Birg Dittmar, in so einem Trupp von Jugendlichen arbeiten.

Zu den Quälereien und Demütigungen durch die Partisanen kamen in den Dorflagern andere Schwierigkeiten; in den Mittelpunkt rückte der Hunger. Nachdem alle Vorräte aufgebraucht waren, stand nur mehr die Lagersuppe und das steinharte Maisbrot zur Verfügung. Wann es überhaupt etwas zum Essen gab, das bestimmten die Partisanen. Wenn diese nicht wollten, konnten auch Tage vergehen, an denen alle im Lager hungern mußten, bis endlich wieder eine Kleinigkeit ausgegeben wurde. Kein Wunder, daß in diesen Lagern der Tod umging und täglich seine Opfer nahm. Aus unserem Dorf sind im Lager Setschanfeld gestorben: Heinermann Anna, Kirchner Magdalena, Brenner Katharina und das Kind Hirsch Magdalena. Im Lager Heideschütz ist Frau Katalin Siller verstorben.

Auch die arbeitsfähigen Personen, die noch im Lager unseres Dorfes geblieben waren, wurden bald in andere, sogenannte Zentralarbeitslager verlegt, sodaß unser Dorf schon im Frühjahr keine deutschen Bewohner mehr hatte. Ab Ende Mai 1945 kamen dann die Neuan siedler, hauptsächlich Leute aus Slowenien, die in die Häuser der Deutschen einzogen und nun zusammen mit den Einwohnern der Kolonie begannen, umzugestalten bzw. auszubauen. Vielfach wurde aber auch abgerissen und mit dem gewonnenen Baumaterial wieder andere Objekte erstellt. Wer heute durch das Dorf kommt, erkennt es nicht mehr. Es ist nicht mehr unser Heimatdorf, in dem wir und unsere Vorfahren gelebt haben.

Doch noch einmal zurück zu dem sogenannten Arbeitslager. Wir haben bereits aus dem Bericht von Löchel Konrad darüber einiges gehört. Dieser war damals, als er zur Schwerarbeit gezwungen wurde, kaum 16 Jahre alt. Dian Bernhard, von dem im folgenden ebenfalls Erlebnisse aus so einem Arbeitslager geschildert werden, war sogar noch um ein Jahr jünger. Der Umgang der neuen Machthaber mit den Kindern von deutschen Eltern gehört zu den düstersten Geschehnissen dieser Zeit überhaupt, denn Kinder sind auf jeden Fall unschuldig. Selbst wenn man versucht, den Erwachsenen, also den Eltern, noch eine Schuld zuzuordnen. Kindern kann man sicher keine Schuld zumessen. Sie hatten den einzigen Makel, daß sie Kinder deutscher Eltern waren und deshalb mußten sie, genau wie ihre Eltern, ausgerottet oder zumindest vertrieben werden. Über das traurige Schicksal der Kinder werden wir noch mehr bei der Schilderung der Zustände im Konzentrationslager Rudolfsnad erfahren.

Hören wir hier noch kurz, was der damals fünfzehnjährige Dian Bernhard über seine Erlebnisse im Arbeitslager zu berichten hat:

„... Den Winter haben wir im Lager Stojkowitsch in Werschetz verbracht. Dort lebten wir in ständiger Todesangst. Gegen Frühjahr zu hieß es dann eines Tages, wir kommen zur Arbeit in die Weingärten. Ein Aufatmen ging durch die Baracke, hofften wir doch, endlich von dieser Stätte des Grauens und des täglich erlebten Todes wegzukommen. Auf der neuen Arbeitsstätte ging es uns aber auch nicht gut. Der Hunger war unser ständiger Begleiter. Um sechs Uhr in der Früh haben wir einen Schöpfer Suppe bekommen. Es war so eine Art Einbrennsuppe. Anschließend ging es hinaus in die Weinberge. Es bekam dann ein jeder drei gekochte Kartoffel und zwanzig Deka Maisbrot. Das war die Verpflegung für den ganzen Tag. Es war nicht zum Sterben und nicht zum Leben. Im Weingarten, wir mußten die Reben schneiden, fanden wir noch hie und da einen Krautstrunken oder eine in der Erde vergessene Zwiebel. Es wurde alles zusammengegessen. Wie das Vieh waren wir hinter diesen Resten aus dem Herbst her. Eines Tages, ich war schon schwach, als wir von der Arbeit in unser Quartier kamen, wurde mir schlecht und ich wurde bewußtlos. Als ich wieder aufgewacht bin, lag ich in der Ambulanz. So hat ein kleiner Raum in der Baracke geheißen. Eine ärztliche Behandlung gab es dort auch nicht. Gerettet haben mich schließlich einige Frauen, die auch im Weingarten arbeiten mußten. Was sie draußen an Eßbarem erwischten, brachten sie mit und gaben alles mir. Oft waren es nur zwei oder drei grüne Äpfel. Hauptsache war, daß ich etwas im Magen hatte. So wurde ich von diesen selbstlosen Frauen, denen ich sicher mein Leben verdanke, wieder aufgepäppelt. Hätte man die Frauen dabei erwischt, daß sie mir von draußen etwas mitgebracht haben, es wäre ihnen schlecht gegangen. Sie haben trotzdem alles riskiert und haben mir geholfen. Ich bin heute noch allen zu großem Dank verpflichtet. Ich weiß aber nicht, ob sie noch leben, bzw. wo sie hingekommen sind. Denn eines Tages wurden einige von uns in den Schweizerkeller in Werschetz überstellt. Das ganze Gelände dort gehörte zu einer riesigen Weinkellerei. Ein kleines Verlies im Keller war dort unsere Unterkunft. Täglich mußten wir von hier aus zur Arbeit gehen. In Gruppen von zehn Mann bekamen wir einen Aufseher zugeteilt, einen „Desetar“. Das waren oft junge Burschen von 17 bis 20 Jahren. Diese haben uns den ganzen Tag bei der Arbeit schikaniert.

Wenn wir dann einmal einen Tag nicht gearbeitet haben, hielten wir uns im Hof des Schweizerkellers auf und versuchten unsere Bekleidung vom Ungeziefer zu reinigen. Legte man ein Kleidungsstück in die Sonne, da hat sich alles bewegt, so viele Läuse waren da drinnen. Es hat aber alles nichts geholfen, denn unser Quartier im Keller war so von Ungeziefer verseucht, daß es von diesen Parasiten keine Befreiung gab. Wenn einer von uns krank und schwach wurde, sodaß er nicht zur Arbeit gehen konnte, so war sein Leben von den Läusen bedroht. Neben uns im Raum ist so etwas passiert. Es war ein Mann in diesem Raum gelegen, der schon so schwach war, daß er nicht mehr aufstehen konnte. Um den Mund, die Augen und die Nase haben ihn die Läuse aufgefressen. Er ging elend zugrunde. Helfen durfte und konnte ihm keiner. Das ist nur ein Beispiel. Solche hat es hunderte gegeben. Es läuft einem noch heute, wenn man sich diese Erlebnisse wieder in Erinnerung ruft, kalt über den Rücken.

Im Hof des Schweizerkellers haben wir uns in einer Ecke ein paar Ziegel zusammengestellt. Das war unser Ofen. Darauf wurde Wasser gewärmt, um unser hartes Maisbrot etwas aufzuweichen. Ich erinnere mich noch an einen Tag, da hatte Birg Dittmar, der auch

mit uns in diesem Lager war, von draußen ein Stückchen Speck hereinbekommen. Wir haben gut zusammengehalten. Da durften wir auch unsere Blechbüchsen mit diesem Speck etwas einfetten. In diese etwas eingefettete Büchse, die heiß gemacht worden war, gaben wir dann unser Maisbrot hinein. Das Essen an so einem Tag war für uns alle ein Festessen. Schade, daß man so etwas nicht öfter machen konnte.

Ich bin dann von Werschetz weg nach Wladimierowatz gekommen. Dort war in einem Wald ein Munitionslager. Die schweren Munitionskisten mußten auf einer kleinen Schienenbahn weiter in den Wald transportiert und dort aufgeschichtet werden. Die Arbeit machten wir Buben mit deutschen Kriegsgefangenen. Das war für uns unterernährte Buben eine sehr schwere Arbeit. Hier gab es noch weniger zu Essen als in den Weingärten, weil man in dem Wald nichts Eßbares finden konnte. Wasser zum Trinken gab es nur, wenn unsere Bewacher gut gelaunt waren. Das Wasser war schmutzig und die meisten von uns wurden krank. Wir waren alle so schwach, daß wirklich keiner mehr konnte. Trotzdem haben wir uns immer wieder aufgerafft, weil wir Angst hatten, daß uns die Wachmannschaften erschießen würden, wenn wir nichts mehr arbeiten könnten. Die Kriegsgefangenen haben immer gesagt, wir müssen uns zusammenreißen, wir müssen es schaffen. Aber wir haben es doch nicht geschafft. Weil keiner mehr konnte, wurden wir in Waggonen verladen und zurück nach Werschetz ins Lager gebracht.

Ungefähr im August 1945 wurde ich zur Dreschmaschine eingeteilt. Der Dreschplatz war in der Nähe der Stärkefabrik. Unser Quartier hatten wir in der Stärkefabrik. In den schwülen, heißen Augustnächten war es dort fast nicht auszuhalten vor lauter Gestank. In der Nähe war der Aasgarten und man hat immer davon gesprochen, daß dort auch viele deutsche Männer, die von den Partisanen erschossen worden waren, eingegraben seien. Nachdem man sie nur notdürftig mit Erde bedeckt hatte, stieg aus den Erdrissen dieser furchtbare Leichengeruch auf...“ Soweit Dian Bernhard.

Der Bruder von Bernhard, Heinrich, er war noch kaum 14 Jahre alt, mußte bereits als Stallknecht im Fohlenstall in unserem Dorf arbeiten. Die Kinder wurden, wenn sie einmal 13 Jahre alt waren, zu schwerer Arbeit eingeteilt, ohne Rücksicht, ob sie das schon schaffen konnten. Obwohl das den Kindern schwerfiel, waren sie doch froh, aus dem Lager herauszukommen, weil sie dann doch Aussicht hatten, mehr zum Essen zu bekommen.

In den Dorflagern sowie in den zentralen Arbeitslagern sind viele Frauen und Kinder sowie die noch vorhandenen ganz alten Männer rasch krank und arbeitsunfähig geworden. Auch die Sterberate stieg in diesem Sommer 1945 stark an. Es mußte also ein Ausweg aus der Situation gefunden werden. Das Ergebnis der Überlegungen von seiten der Behörde war die Errichtung der großen Konzentrationslager für die alten und arbeitsunfähigen Menschen sowie für die vielen Kinder, die weitgehend elternlos geworden waren. Die Väter waren entweder noch beim Militär, oder sie waren bereits von den Partisanen erschossen worden. Die Mütter waren in Rußland in Zwangsarbeit. Nachdem nun die alten Menschen, also die Großmütter, die noch auf die Kinder schauen hätten können, auch wegstarben, war das Problem mit den Kindern ein dringendes. Die neuen Machthaber begannen mit der Lösung in gewohnter Weise, am Ende stand in vielen Fällen der Tod.

Höhepunkt des Elends – Rudolfsgnad

Das für viele ehemaligen Bewohner unseres Dorfes schicksalhaft gewordene Konzentrationslager war Rudolfsgnad. Ein deutsches Dorf, das in seiner besten Zeit etwas über 3.000 Einwohner aufzuweisen hatte, wurde zum Konzentrationslager für alte und arbeitsunfähige deutsche Menschen umfunktioniert. Das Dorf war „strategisch“ für den vorgesehenen Zweck bestens geeignet. Seine Gemarkung wurde auf der Seite nach Westen durch den Fluß Theiß mit einer Brücke in das gegenüberliegende Slankamen, und im Norden durch einen Kanal mit tiefem Wasser begrenzt. Auf der Ostseite des Dorfes verlief die Bahnstrecke Belgrad-Betschkerek. Wegen der ständigen Überschwemmungsgefahr dieser Region war die Bahnstrecke über einen hohen Damm geführt worden. Im Süden, allerdings in größerer Entfernung, gelangte man an die Donau. Auch hier gab es hohe Dämme, über die man nicht gelangen konnte, ohne daß man schon von weitem gesehen wurde.

In dieses Dorf wurden nun 20.000 Menschen gepfercht. Auch aus unserem Dorf kamen immer mehr Menschen aus den Arbeitslagern, wo sie nichts mehr schaffen konnten, weil sie krank und schwach geworden waren, nach Rudolfsgnad. Unter ihnen fast alle Kinder des Dorfes. Wie das vor sich ging, schrieb mir Philipp Wenzel, der damals im Herbst 1945 mit seiner Mutter und seinen sechs Geschwistern in Rudolfsgnad landete. Philipp war noch nicht ganz sieben Jahre alt. Er berichtet:

„... Eines Tages hat man uns aus den Häusern getrieben und aller halbwegs wertvollen Sachen beraubt. Dann hieß es, wir kommen in ein Lager. Wir Kinder wurden mit unseren Müttern oder sonstigen Angehörigen, meistens waren es die Großmütter, wie eine Herde über die Feldwege getrieben. Erste Station war Setschanfeld. Dort wurde Rast gehalten. Wie lange diese gedauert hat, weiß ich nicht mehr. Ich kann auch nicht mehr mit Bestimmtheit sagen, wie lange wir unterwegs waren, bis wir in Rudolfsgnad angekommen sind. Der Fußmarsch dorthin hat auf jeden Fall lange gedauert und er war sehr anstrengend, besonders für meine Mutter, denn sie hatte noch drei kleinere Kinder neben uns größeren. Als wir in Rudolfsgnad ankamen, mußten wir auf der Straße lagern und warten, bis unsere Unterkunft, eine Baracke, fertig war. Das Schlafen unter freiem Himmel war sehr unangenehm, weil uns allen kalt war in der Nacht. Endlich konnten wir in die Baracke einziehen. Diese war aber sehr einfach gebaut. Sie hatte große Ritze, die wir erst mit Stroh zustopfen mußten, weil es schon so grimmig kalt war. Als erste ist meine Schwester Anna, 9 Jahre alt, gestorben. Sie war stark unterernährt und hatte Skorbut.

Auch meine anderen Schwestern verstarben in dieser Baracke. Es waren dies nach der Anna, die Lenka und die Maria. Mein Bruder Jakob wurde 1946 krank und verstarb kurze Zeit danach. Dann wurde meine Mutter krank und der Bruder Franz. Die Mutter starb 1946 im Sommer; ein paar Wochen später verstarb auch der Bruder Franz. Die Toten holten die Zigeuner und verscharrten sie in Massengräbern. Dann hat man meine ältere Schwester Resi und mich getrennt. Meine Schwester kam in die Baracke, wo elternlose, nicht arbeitsfähige

Kinder untergebracht waren. Ich wurde in ein Kinderlager nach Batscka Topola abtransportiert ...“

Was der damals kleine Philipp, wie oben geschildert, erlebt hat, entsprach einer Methodik, die von den Behörden, dem Präsidium der Volksversammlung der autonomen Provinz Wojwodina, Abteilung für innere Angelegenheiten, Sektion für Lager, entwickelt wurde. Anfang Oktober 1945 begann die Besiedlung des Lagers Rudolfsgnad. Dort wurden Leute aus unserem Dorf, aber auch deutsche Bewohner der banater Gemeinden und Städte Werschetz, Weißkirchen, Karlsdorf, Ernsthausen, St. Georgen a. d. Bega, Banater Brestowatz, Glogau, Elemer, Apfeldorf, Modosch, Kathreinfeld, Klek, Kubin, Franzfeld, Lazarfeld, Zichydorf, Sigmundfeld, Alt-Lec, Setschanfeld, Panschowa und von noch einigen kleineren Dörfern zursammenggezogen. Ende Dezember 1945 betrug, wie aus der „Dokumentation“ hervorgeht, der Lagerstand 19.237 Personen. Nach ihrer Ankunft wurden die Leute in einzelnen Zimmern der vorhandenen Häuser eingewiesen, zumeist 20 bis 30 Personen in einen Raum. Die meisten Leute waren schon vor ihrer Einlieferung nach Rudolfsgnad mehrfach ausgeplündert worden; sie hatten kaum noch brauchbare Bekleidung und konnten nichts zum Essen mitbringen. Vom ersten Tag an gab es nur mehr Not, Hunger und Elend. Die ganze Gegend war als Sperrgebiet deklariert worden. Es durfte niemand auch nur in die Nähe kommen; auch hinaus aus dem Lager durfte niemand. Wer sich nicht an diese Anordnung hielt, dem wurde mit Erschießen gedroht, was nicht selten auch geschehen ist. Als Wache fungierte eine bewaffnete Volkspolizei (Miliz). Diese bestand aus einem Kommandanten, der sein Domizil in einem Haus mitten im Dorf hatte. Ihm zur Seite standen zwei Feldwebel und 77 Mann Volkspolizisten.

Die Organisation funktionierte am Anfang ganz schlecht. Bis man sein Quartier bezogen hatte und auf der Verpflegsliste stand, vergingen oft Tage, in einem Fall sogar über eine Woche. Man muß bedenken, daß Winter war. Die Menschen froren und hungerten sich durch. Landsleute, die in dieser Anfangsperiode nach Rudolfsgnad kamen, berichten, daß es in diesen kalten Wintermonaten fast gar nichts zum Essen gab. Ganz am Anfang verteilte man eine dünne und magere Verpflegung aus dem Kessel. Später wurde auch diese Kost eingestellt.

Die Ernährung bestand aus Maisschrotsuppe, etwas Polentabrei, Maisbrot und Tee. Von allem gab es wenig, selbst bescheidensten Ansprüchen genügte das, was ausgegeben wurde, nicht. Dieser erste Winter in Rudolfsgnad war der furchtbarste. Die total unterernährten Menschen in ihren kalten Quartieren wurden bald so schwach, daß sie sich nicht mehr bewegen konnten. Das war dann auch das rasche Ende. Zumal durch die Überfüllung der Häuser die hygienischen Einrichtungen, wenn überhaupt vorhanden, so dürftig waren, daß auch das Ungeziefer rasch überhand nahm und die Menschen durch diese zusätzlich gepeinigt wurden.

In der ersten Zeit wurden die Lagerinsassen oft auch in der Nacht kontrolliert, im Schlaf gestört und ständig bedroht, oft auch aus ganz nichtigem Anlaß mißhandelt, verflucht, verwünscht und immer wieder mit dem Erschießen bedroht. Die Menschen wurden ratlos und apathisch. Bald wurde der körperliche und seelische Verfall bemerkbar. Zu dieser verzweifelten Lage kam im Spätherbst noch eine Grippeepidemie, der niemand Widerstand

leisten konnte. Die Folge war ein Massensterben, besonders der Kleinkinder und der älteren Personen. Täglich lagen in der früh vor jedem Haus Leichen, die mit Pferdegespannen gesammelt und zur Bestattung ins Massengrab befördert wurden.

Mitten in dieses Elend platzte die Kunde „Fleckfieber ist ausgebrochen“. Die Epidemie griff rasch von Haus zu Haus. Die Lagerwachen samt dem Kommandanten bekamen Angst. Sie riefen nach Hilfe und wurden schließlich von ihren vorgesetzten Behörden erhört. Dort befürchtete man nämlich, daß die Epidemie über die Lagergrenzen hinaus dringen könnte, was einer Bedrohung der Bevölkerung in der ganzen Region gleich gekommen wäre. Bald kamen Kommissionen aus Belgrad in das Lager; auch Ärzte wurden geschickt und zuletzt ging man daran, Pläne zu entwickeln, die der Epidemie entgegenwirken sollten. Vor allem sollte die Verpflegung verbessert werden. Man merkte aber lange Zeit nichts von diesen versprochenen Maßnahmen. Die Menschen starben und die Quartiere boten bald Platz für neue Aufnahmen in das Lager. Die Sterbefälle erreichten im Monat Februar 1946 ihren Höhepunkt. Es starben laut offizieller Verlautbarung im Monat Jänner 1946 insgesamt 1.265 Personen und im Monat Februar sogar 1.346 Personen.

Die Bekämpfung des Fleckfiebers dauerte bis April 1946. Das Elend war groß und wer keine Möglichkeit hatte, sich etwas zu verschaffen, und wer sich seelisch über das Elend nicht hinwegsetzen konnte, war ernstlich bedroht, seinem langsamen Untergang entgegenzusehen. Die Anzeichen der schlechten Ernährung und die Folgen der Fleckfieberepidemie kamen immer mehr zum Vorschein. Die Menschen waren aufgedunsen, Durchfall stellte sich als Folge der vitaminlosen Kost ein. Unter den Kindern machte sich Skorbut, Gürtelrose, Herzmuskeldegeneration und vor allem Nachtblindheit breit.

Von den für das Lager verantwortlichen Stellen wurde nach dieser furchtbaren Epidemie zwar versprochen, daß in Zukunft durch eine bessere Ernährung der Lagerinsassen eine ähnliche Katastrophe vermieden werden soll, das Ergebnis der Maßnahmen schaute jedoch folgendermaßen aus: Dort, wo durch das Massensterben der vergangenen Monate Platz wurde, kamen aus den Arbeitslagern neue Menschen, die soweit herabgekommen waren, daß sie nicht mehr arbeiten konnten. Das Elend war prolongiert. Als gewisse Erleichterung war lediglich die wärmere Jahreszeit anzusehen, die es möglich machte, daß doch noch einige, die zu einer gewissen Arbeit fähig waren, aus dem Lager auf die umliegenden Felder gebracht wurden, wo sie durch ihre Arbeit einige Zubußen an Nahrung bekamen, sodaß sie sich etwas erholen konnten. Die seelische Not blieb jedoch aufrecht. Die Demütigungen und Quälereien verminderten sich nicht. Vor allem die Frauen hatten unter dem unersättlichen Verhalten der Wachmannschaften zu leiden. Eine Episode aus jenen Tagen, die für viele stehen mag, und die das Schicksal eines Mannes aus unserem Dorf beschreibt, möge im folgenden angeführt werden. Sie entspricht der Wahrheit, sie wurde von zuverlässigen Menschen, die Rudolfsgrad überlebt haben, berichtet. Eines Morgens ging durch den Straßenzug, in dem hauptsächlich Leute aus unserem Dorf untergebracht waren, ein Raunen. Es sei ein großes Unglück geschehen. Am Ufer der Theiß liege ein Mann in nassen Kleidern. Er sei tot, hieß es. Als man Nachschau hielt, war bald festzustellen, daß es sich um den Landsmann Froh Hans handelte, der entweder selbst in das Wasser gegangen war, weil er dem seelischen Druck des Lagerlebens nicht mehr standhalten konnte, oder, so wird auch vermutet, es kön-

nten bei seinem Tod auch Wachmannschaften ihre Hände im Spiel gehabt haben. Unser Landsmann Froh Hans, der, wie wir an anderer Stelle dieses Buches noch sehen werden, ein musisch begabter Mann war, der im Dorf durch seine Tätigkeit als Musiker so vielen Menschen Freude und Glück vermittelt hatte, fand so sein Ende.

Über das Schicksal der Kinder im Lager Rudolfsgnad sei im folgenden eine Stelle aus dem Buch „In den Fängen des roten Drachen“, verfaßt von Pfarrer Wendelin Gruber, zitiert:

„... Heute besuche ich wieder das Kinderkrankenhaus, das man auch Kinderheim oder Waisenheim nennen könnte. Einige hundert sehr verwahrloste Kinder sind im ehemaligen Schulbau untergebracht und hausen auf den mit etwas Stroh bestreuten Fußböden. Arzneien habe ich keine mehr, eine Lebensmittelaktion, die versprochen wurde, ist auch noch nicht eingeleitet; was mache ich also dort? Die Kinderpflegerin führt mich von Abteilung zu Abteilung. Lebende Knochengerüste, ausgezehrte mit Skorbutwunden bedeckte Gestalten liegen da auf dem Stroh und aus den tiefen Augenhöhlen starren matte, ausdruckslose Augenlichter in die Ferne. Irgendwie sind sie sortiert, nicht nach dem Maßstab der Krankheit, sondern nach der herannahenden Todesfrist. Die Pflegerin flüstert mir ins Ohr: „Die sich erholt haben, werden nach einigen Tagen in staatliche Kinderheime verfrachtet.“ Es handelt sich also auch bei der Behandlung dieser Kinder hier in Rudolfsgnad um eine einheitliche, von oben gelenkte Aktion, wie ich sie auch schon in anderen solchen Lagern in der Batschka erlebt habe ...“

Die folgenden Kinder, die in staatliche, serbische Kinderheime kamen, haben das Inferno überlebt: Bauer Margarethe, geb. 1934; Bajerle Mariechen, geb. 1934; Enzmann Anni, geb. 1937, Hirsch Helga, geb. 1941; Jakob Eva, geb. 1938; Milowan Maria, geb. 1934; Wenzel Theresia, geb. 1933 und Wenzel Philipp, geb. 1938. Die Liste ist nicht vollständig. Alle, außer der Theresia Wenzel, wurden von ihren Angehörigen im Weg über das internationale Rote Kreuz wieder gefunden. Sie leben heute in der BRD und in Übersee. Theresia Wenzel, die ja nicht nur fünf Geschwister, sondern auch die Mutter im Lager Rudolfsgnad und den Vater in Werschetz verloren hat, lebt heute noch in Jugoslawien.

Frau Anna Schiefer, geborene Wingert, Jahrgang 1927, kam, wie sie unlängst erzählt hat, Ende 1946 in das Lager Rudolfsgnad, nachdem ein Arbeitslager, in dem sie arbeiten mußte, aufgelöst worden war. Sie wußte, daß in Rudolfsgnad auch ihre Mutter mit den noch jüngeren Geschwistern war. Aber sie konnte die Mutter nicht mehr retten; diese starb noch 1946 im Lager. „Wenn es Nacht wurde“, so berichtet sie, „durfte niemand mehr das Haus verlassen. Wir schlichen uns trotzdem hinaus und gingen in die Häuser, wo tote Landsleute lagen, zum Beten. In den Morgenstunden wurden dann die Leichen, die von uns noch in alte Tücher oder Decken eingenäht worden waren, abtransportiert.“

Die durch das Sterben entstandenen Lücken im Lager wurden durch neue Zugänge aus den Heimat- und Arbeitslagern aufgefüllt. Es hieß zwar, nach der Fleckfieberepidemie müsse nun alles besser werden! Wie das aber so ist, wenn man mit Menschen, die niemand mehr haben will, zu tun hat; der alte Schlendrian stellte sich trotz des Wechsels in der Lagerleitung wieder ein. Zur Illustration der Situation Ende des Jahres 1946 sei im folgenden ein offizieller Bericht der Lagerleitung an die vorgesetzte Dienststelle wiedergegeben. Er stammt vom 13. Oktober 1946 und lautete:

„Auf Grund der Anordnung Nr. 1436 vom 11. 2. 1946 wird der zehntägige Bericht über den gesundheitlichen und hygienischen Zustand im Sammellager Rudolfsgnad übermittelt. Im Laufe dieses Monats trat erneut in großem Ausmaß Krätze auf. Die Ursache liegt darin, daß die Lagerinsassen keine Seife haben und auch keine Gelegenheit sich warmes Wasser zu verschaffen; und das Bad ist noch nicht fertig. Malaria hat sich verringert, auch schon wegen der kalten Tage. Herzmuskelerkrankungen und Ödeme sind infolge der schwachen Verpflegung und mangels Medikamenten noch häufig. Skorbut gibt es noch 54 ziemlich schwere Fälle als Folge vitaminloser Verpflegung. Tuberkulose gibt es insgesamt nur einige Fälle; Infektionskrankheiten gibt es überhaupt keine. In großen Mengen zeigen sich Augenbindehautentzündungen, Hornhautentzündungen und Bindehaut-Hornhautentzündungen, ebenfalls wegen vitaminloser Verpflegung.

Die Verpflegung ist einseitig, denn außer Erbsen und Gerste wird den Lagerinsassen fast keine andere Nahrung zugeteilt, es sei denn, sie gehören zur Kategorie der Schwerarbeiter, und das sind höchstens 10% der Gesamtzahl der Lagerinsassen. Die größte Zahl der Kranken leidet an Durchfall, was ebenfalls auf die Ernährung zurückzuführen ist. Verlausung tritt auf, wird jedoch durch DDT erfolgreich bekämpft. Aborte sind noch immer nicht in genügender Zahl errichtet, weil kein Material vorhanden ist. Arzneimittel sind fast überhaupt nicht vorhanden, darum wäre es notwendig, die angeforderten Medikamente zuzustellen. Mit Rücksicht auf die kalten Tage müßte man darauf drängen, daß alle Lagerinsassen täglich dreimal warmes Essen bekommen ...“

Unterzeichnet ist dieser Bericht vom Lagerleiter und vom Lagerarzt. (Entnommen der „Dokumentation der Vertreibung ...“, herausgegeben vom Vertriebenenministerium, Bonn)

Das Verlassen des Lagers auf eigene Faust war strengstens verboten. Viele Lagerbewohner, die sich bei Nacht aus dem Lager stahlen, um für ihre schwachen und unterernährten Kinder etwas Essen zu erbetteln, mußten dieses eigenmächtige Verlassen des Lagers nicht selten mit dem Leben bezahlen. Sie wurden von den Wachtmannschaften erschossen, wenn sie erwischt wurden. Es ist auch vorgekommen, daß Frauen, die sich aus dem Lager schlichen, um etwas Eßbares für ihre Kinder zu erbetteln, den Weg zurück nicht schafften und unterwegs vom Tod ereilt wurden. So erging es auch unserer Landsmännin Maria Wenzel. Sie hatte bereits vier von ihren sieben Kindern verloren. Nun war auch noch der kleine Franz, 3 Jahre alt, krank. Trotz ihrer bereits stark angeschlagenen Gesundheit und ihrer körperlichen Schwäche, machte sie sich in der Nacht wieder auf den Weg, um für das kranke Kind etwas Milch zu erbetteln. Sie kam nicht mehr zurück. Man fand sie tot in einer nahe dem Lager gelegenen Hütte. Sie war an Erschöpfung und sicher auch an gebrochenem Herzen gestorben. Eine Woche nach diesem Unglück verstarb auch der kleine Franz.

Bei diesem Kindersterben bis Herbst 1946 verloren auch drei Kinder der Eltern Adam und Elisabeth Jakob ihr Leben. Der Vater war zu dieser Zeit in einem Lager als Kriegsgefangener, die Mutter als Deportierte in einem Arbeitslager im Donezbecken, Sowjetunion. Der Bub Nikolaus war 11 Jahre, seine Schwester Katharina war 9 und die kleinere Elisabeth erst 5 Jahre alt, als sie im Lager Rudolfsgnad ihr Leben lassen mußten. Mögen diese zwei Fälle für alle anderen stehen, die genauso tragisch waren und bis heute noch unbegreiflich sind, denn diese Kinder, die man einfach verhungern ließ, waren sicher ganz unschuldige Wesen.

Ein Begräbnis im Sinne, wie das Brauch und Sitte war, gab es in Rudolfsgnad nicht. Es war eher ein Verscharren von Leichen, ohne daß auch nur ein Angehöriger hätte dabei sein dürfen. Die Leichen wurden auf einem gewöhnlichen Bauernwagen, der so hergerichtet war, daß er möglichst viele Leichen fassen konnte, in die Massengräber gebracht. Starb einer, so blieb er vor dem Haus oder im Gang des Hauses liegen, bis der Wagen vorbeikam und den Abtransport ins Massengrab besorgte. Später, als sich die Zahl der Lagerinsassen schon stark gelichtet hatte, konnte man in den Häusern kleinere Räume als Leichenkammern reservieren, in denen die Verstorbenen bis zum Abtransport aufbewahrt wurden. In der Zeit der Fleckfieberepidemie waren die Leichen nur spärlich bekleidet. Erst später wurden sie in alte Decken oder Tücher eingenäht und so beerdigt. Am Anfang, also von Herbst 1945 bis etwa Februar 1946 wurden die Massengräber auf dem Friedhof von Rudolfsgnad ausgehoben. Dort haben insgesamt 3.160 deutsche Menschen, die in dieser kurzen Zeit im Lager verstorben waren, ihre letzte Ruhe gefunden. Da im Friedhofsbereich im Februar bereits das Grundwasser anstieg, machte die Beerdigung der Verstorbenen Schwierigkeiten. Es wurde daher auf der Teletschka, einem höher gelegenen Terrain, ein neuer Platz für die Massengräber reserviert. Das war ungefähr 2 Kilometer südlich vom Dorf entfernt. Dorthin fuhr nun der Leiterwagen mit den Toten, bis zum Tag der Auflösung des Lagers Ende März 1948. Laut der „Dokumentation“ wurden auf der Teletschka insgesamt 6.343 im Lager Rudolfsgnad verstorbene Deutsche beerdigt. Bei den insgesamt in Rudolfsgnad verstorbenen über 9.000 Personen befinden sich auch aus unserem Dorf etwa 70. Wenn man bedenkt, daß als Soldaten, als Opfer des Massakers von Werschetz und in der Deportation in Rußland sowie in den verschiedenen Heimat- und Arbeitslagern ebenfalls eine stattliche Anzahl von ehemaligen Bewohnern unseres Dorfes ihr Leben verloren hatten, so ist der Blutzoll für so ein kleines Dorf von kaum 650 Einwohnern enorm.

Im folgenden sind die Personen, die in den verschiedenen Lagern sowie im Konzentrationslager Rudolfsgnad gestorben sind, angeführt. Wo es möglich war, wurde auch das Geburtsjahr hinter den Namen gesetzt, sodaß man ersehen kann, ob es sich bei dem Verstorbenen um ein Kind oder um eine erwachsene, ältere Person gehandelt hat. Es war nicht möglich, alle gewaltsam Verstorbenen zu erfassen, weil manche Familien ganz ausgestorben sind, also keine Hinterbliebene mehr nach den Daten gefragt werden konnten; andererseits gibt es auch einige Familien des Dorfes, die keinen Wert auf eine Veröffentlichung ihrer verstorbenen Angehörigen legen, bzw. eine Veröffentlichung sich sogar verbeten haben.

Im Lager Setschanfeld sind verstorben

Brenner Katharina	geb. 1877	Hirsch Magdalena	geb. 1934
Heinermann Anna	geb. 1886	Schag Sebastian	geb. 1898

Im Lager unseres Dorfes sind verstorben

Brenner Anna	geb. 1886	Brücker Michael	geb. 1874
Brücker Hans	geb. 1937	Wagner Magdalena	

Im Lager Heideschütz ist verstorben

Siller Katalin	geb. 1869
----------------	-----------

Im Altersheim Karlsdorf ist verstorben

Niedermayer Anna	geb. 1872
------------------	-----------

Im Lager Rudolfsgnad sind verstorben

Armbruster Elisabeth	geb. 1872	Jakob Nikolaus	geb. 1934
Arnusch Maria		Kiefer Anna	geb. 1934
Arnusch Theresia	geb. 1939	Kiefer Maria	geb. 1898
Bauer Magdalena	geb. 1908	Kirchner Apollonia	geb. 1896
Bies Maria	geb. 1876	Lefor Barbara	geb. 1922
Bies Theresia	geb. 1897	Loch Anna	geb. 1885
Birg Anna	geb. 1883	Merle Barbara	geb. 1892
Birg Friedrich (Friedl)	geb. 1883	Mess Anna	
Birg Peter	geb. 1881	Mess Eva	geb. 1909
Bockmüller Anna	geb. 1887	Mess Josef (Mess-Schneider)	geb. 1872
Borschowa (Saršev) Theresia	geb. 1899	Mess Sabine	geb. 1872
Brenner Michael		Milowan Barbara	geb. 1901
Brücker Johann	geb. 1944	Oberle Stephan	geb. 1889
Brücker Katharina	geb. 1886	Paul Johann sen.	geb. 1879
Deutsch Lene	geb. 1945	Paul Elisabeth	geb. 1883
Dormut Adam	geb. 1879	Peter (Brenner) Regina	
Dormut Maria	geb. 1881	Reiter Katharina	geb. 1880
Ebner Heinrich sen.	geb. 1879	Schwan Franziska	
Engst Magdalena	geb. 1888	Schreiner Franz	geb. 1943
Filips Anna	geb. 1901	Schütz Anton	geb. 1870
Froh Hans		Schütz Susanne	geb. 1875
Froh Gretl		Wenzel (Sege) Maria	geb. 1911
Halmaschan Ladislaus		Wenzel Anna	geb. 1934
Halmaschan Magdalena		Wenzel Lenka	geb. 1937
Heim Margarethe		Wenzel Maria	geb. 1939
Herold Nikolaus	geb. 1883	Wenzel Jakob	geb. 1941
Hirsch Katharina	geb. 1886	Wenzel Franz	geb. 1943
Hirsch Susanne		Wersching Franz (Blinder Franz)	
Hügel Anna		Wingert Anna	geb. 1874
Jakob Klaus	geb. 1942	Wingert Barbara	geb. 1905
Jakob Katharina	geb. 1937	Wingert Eva	geb. 1872
Jakob Elisabeth	geb. 1940	Winter Maria	

Das Lager Rudolfsgnad haben auch einige Landsleute überlebt. Es waren solche, die aus dem Lager flüchten konnten, was, von etwa 1947 an, sogar begünstigt wurde, weil man die Menschen einfach loshaben wollte. Oder solche Personen, die über eine robuste Gesundheit verfügten, deshalb immer unter denen waren, die außerhalb des Lagers auf Arbeit gehen mußten und sich so, bei der Arbeit außerhalb des Lagers, Zubeußen zu den kargen Lebensmittelrationen des Lagers verschaffen konnten. Diese waren im Lager, bis es von der Behörde aufgelöst wurde. Das war im Frühjahr 1948. Wenn man jedoch nun zur Annahme neigt, mit der Auflösung des Lagers in Rudolfsgnad hätte der Leidensweg der Insassen auch ein Ende gefunden, irrt man. Es erfolgte vielmehr eine Fortsetzung der Leiden; nur unter anderen Vorzeichen. Unter der Vorspiegelung, daß der Entlassungsschein zu unterschreiben ist, hatten die Leute sich im Handumdrehen für drei Jahre Arbeit auf einem landwirtschaftlichen Staatsgut oder in einem Bergwerk schriftlich verpflichtet. Durch die jahrelange Einschüchterung von seiten der Lagerverwaltung und der Wachmannschaften wagte es niemand, auch nur zu fragen, was denn auf dem Papier stehe, das einem da zur Unterschrift vorgelegt wurde. Man hat einfach, ohne nach dem Inhalt des Schriftstückes zu fragen, unterschrieben. Dazu kommt noch, daß viele Lagerinsassen, vor allem die älteren Frauen, die in der Schule noch in ungarischer Sprache unterrichtet wurden, das, was sie da unterschrieben hatten, gar nicht verstanden. Überhaupt hätten sie das kaum lesen können, da ja alles in cyrilischer Schrift abgefaßt war. Manchen Lagerinsassen hat man auch gesagt, sie müßten das Papier nur unterschreiben, dann wären sie aus dem Lager entlassen. Man würde sie in einigen Tagen in ein Land ihrer Wahl, vornämlich nach Österreich oder Deutschland, bringen.

Tatsächlich begann in den nächsten Tagen die Zusammenstellung von Transporten, und alsbald erfolgte auch der Abtransport. Im folgenden einige Kurzberichte von Landsleuten, die diese Endphase im Lager Rudolfsgnad mitgemacht haben. So schrieb mir Maria Niedermayer (Frau von Isele Hans): „Drei Jahre waren wir schon im Hungerlager Rudolfsgnad. Ich und das drei Jahre alte Kind von Lentschi. Was wir da alles mitgemacht haben, um am Leben zu bleiben, kann ich gar nicht niederschreiben, so schrecklich war es oft. Ich habe dort auch miterlebt, wie viele unserer Dorfbewohner, vor allem auch Kinder, gestorben sind, weil sie entweder ansteckende Krankheiten bekamen oder einfach verhungert sind. Fast täglich ist der Leiterwagen, mit dem die in der Nacht Verstorbenen abtransportiert wurden, vor unserem Haus stehengeblieben. Wir haben, so gut es mit den einfachen Mitteln möglich war, die Leichen eingenäht in alten Säcken oder Decken. Dann wurden sie ins Massengrab abtransportiert. Kurz bevor das Lager im Februar 1948 aufgelöst wurde, hat uns Stoffel, der als Kriegsgefangener im Kupferbergwerk Bor arbeiten mußte, aus dem Lager Rudolfsgnad herausgeholt und nach Montenegro bringen lassen, wo wir fast ein Jahr in sehr schlechten Verhältnissen gelebt haben, bis uns Stefan dann auch nach Bor bringen konnte. Dort haben wir endlich, nach den vielen Jahren der Angst und der Entbehrungen, in einer alten Baracke eine Wohnung bekommen. Wir haben uns dort recht und schlecht durchgeschlagen, bis 1950 Lentschi aus Rußland zurückkam. Die Kleine war mittlerweile 8 Jahre alt geworden. Nach unserer Übersiedlung nach Deutschland begann für uns endlich wieder ein normales Leben ohne Angst und Furcht. Wir mußten zwar da auch hart arbeiten und kämpfen, bis wir uns

wieder ein richtiges Zuhause aufbauen konnten. Jetzt denken wir aber nur mehr selten an die schwere Zeit, die wir durchmachen mußten.“

Margarete Bies (die Frau von Dragan-Schuster) schreibt in einem Brief: „Als das Lager im Februar 1948 aufgelöst wurde, kamen wir, ich und meine drei Kinder, die ich trotz aller Schwierigkeiten im Lager durchgebracht hatte, mit einem Transport in die Baranya auf ein landwirtschaftliches Gut. Dort waren wir aber nicht frei, wie man uns bei der Entlassung gesagt hat, sondern wir waren Zwangsarbeiter. Die Unterbringung war mangelhaft, die Bewegungsfreiheit eingeschränkt. Wir durften das Gelände des Betriebes nicht verlassen. Tag für Tag gab es schwere Arbeit auf den Feldern. Für diese Arbeit bekamen wir wohl einen kleinen Lohn. Von dem Geld wurde jedoch ein Teil für die Verpflegung abgezogen. Es blieb uns fast gar nichts. Als wir aufbegehren und uns dagegen wehren wollten, daß wir hier wie Gefangene gehalten würden, fragte der Verwalter, was wir denn wollten; wir hätten uns doch bei der Entlassung aus dem Lager Rudolfsgnad verpflichtet, drei Jahre auf dem Staatsgut zu arbeiten. Da wußten wir erst, daß man uns wieder hereingelegt hatte. Wir waren sehr deprimiert, es half uns aber nichts, wir mußten die drei Jahre, praktisch auch wieder Zwangsarbeit, abarbeiten. Erst dann konnten wir unsere Übersiedlung in die Bundesrepublik Deutschland durchsetzen, wo wir uns eine neue Heimat aufgebaut haben.“

Flucht, um zu überleben

Wie schon an anderer Stelle erwähnt wurde, kamen nicht alle ehemaligen Bewohner des Dorfes nach Rudolfsgnad in das Hunger- und Vernichtungslager. Gute Arbeitskräfte blieben in den sogenannten Dorf- oder Arbeitslagern. Sie mußten dort schwere körperliche Arbeit verrichten, bis sie krank oder so schwach wurden, daß sie nicht mehr arbeiten konnten; dann erfolgte die Überstellung nach Rudolfsgnad.

Aus diesen Dorf- oder Arbeitslagern konnte man unter Einsatz des Lebens die Flucht wagen. Besonders aus jenen Lagern, die nahe an der rumänischen Grenze lagen, gelang diese Flucht. Vielfach gelang sie nicht, denn die Grenzwatchen hatten Schießbefehl. Wenn sie nicht vorher bestochen waren, auch das gab es, machten sie bei der Wahrnehmung der geringsten Bewegung von der Schußwaffe Gebrauch. In den meisten Fällen gelang die Flucht in den Herbstmonaten, wenn die Maisfelder gute Deckung boten. Über die Grenze nach Rumänien sind mehrere Frauen mit ihren Kindern geflüchtet. Auch Burschen, die mittlerweile herangewachsen waren, wagten den Weg über die Grenze. Über solche Abenteuer gibt es mehrere Berichte. Im folgenden einer, der typisch ist und der einen Eindruck vermittelt, welchen Gefahren man sich aussetzte, wenn man aus dem Elend im damaligen Jugoslawien entkommen wollte.

Bernhard Dian, damals gerade 17 Jahre alt, schildert seine Flucht folgendermaßen: (Wiedergabe verkürzt)

„... Ich war auf der Orcy-Pušta im Pferdestall beschäftigt. Dort mußte ich mit einigen Kameraden dafür sorgen, daß die Pferde des Gutes gepflegt wurden und immer einsatzfähig

waren. Man hat uns viel abverlangt. Von früh um vier Uhr bis Einbruch der Dunkelheit mußte schwer gearbeitet werde. Trotzdem war es gut auf der Orcy-Pušta, denn dort bekam ich zum erstenmal, seit dem Verlassen des Elternhauses, wieder genug und gut zum Essen. In der Küche des Gutes waren nämlich deutsche Frauen aus Heideschütz tätig und diese haben immer darauf geschaut, daß wir jungen Buben uns gut sattessen konnten. Als ich mich körperlich wieder gut gefühlt habe, begann ich an Flucht zu denken. Schließlich ging ich an die Vorbereitung dieses Wagnisses. Zuerst setzte ich mich mit meinem 15jährigen Bruder in Verbindung. Er hatte seine Arbeit in unserem Heimatdorf im Fohlenstall. Als dieser informiert war, wurde nur mehr auf einen günstigen Zeitpunkt gewartet. Im Mai 1946 war es dann soweit. Zusammen mit einem ebenfalls auf der Orcy-Pušta Beschäftigten, namens Anton Nießner aus Zichydorf, wurde noch in der Nacht, es dürfte Mitte Mai gewesen sein, die Orcy-Pušta verlassen. Der Weg führte uns über unser Heimatdorf, wo wir meinen Bruder aus dem Stall holten. Dann ging es weiter in Richtung Zichydorf. Von dort schlugen wir den Weg zur rumänischen Grenze ein. Die Nacht war so finster, daß wir kaum einen Meter vor uns etwas gesehen haben. Das war einerseits gut, weil auch uns niemand sehen konnte; andererseits schlecht, weil es begann, aus den tief hängenden Wolken zu regnen, sodaß wir bald durch und durch naß waren. Auch die Orientierung ging uns verloren. Obwohl wir bis zum Morgengrauen ununterbrochen marschiert sind, sahen wir, daß wir uns gerade erst vor Zichydorf, am Kanal befanden. Wir waren nicht nur total durchnäßt, wir waren auch müde und, was das Schlimmste war, auch etwas entmutigt.

Am Ufer des Kanals lag ein großer Haufen geschnittener Weiden. In diesen Haufen wollten wir hineinkriechen und bis am Abend warten, um wieder in Richtung Grenze zu marschieren. Es kam aber nicht mehr dazu. Jemand muß uns gesehen haben, denn plötzlich standen zwei Mann von der Miliz vor uns. Sie sagten, wenn wir nicht sofort aus dem Weidenhaufen herauskommen, schießen sie. Wir wußten, wie locker die Waffe bei diesen Herrschaften in der Hand sitzt. Das haben wir oft und oft im Stojkowitsch-Lager in Werschetz gesehen. Also raus aus dem Weidenhaufen und Hände hoch! Unser nächster Aufenthaltsort war ein nasser und finsterner Keller bei der Miliz. Bei den Lagerleuten in Zichydorf sprach sich unsere Ankunft rasch herum. Man brachte uns etwas zum Essen, aber unsere nassen Kleider wollten in dem feuchten Keller nicht trocknen. Schließlich hatten die Soldaten von der Miliz mit meinem Bruder Mitleid, weil dieser am ganzen Körper zitterte und sich in dem nassen Anzug nicht erwärmen konnte. Mein Bruder wurde zu meiner Mutter und Schwester ins Lager Rudolfsgnad gebracht. Ich blieb mit meinem Freund aus Zichydorf weiter in dem nassen Keller der Miliz. Wir haben dann eines Tages von den Frauen, die uns etwas zum Essen in den Keller brachten, gehört, daß man nach einem Mann suche, der in der Lage ist, zwei Zuchthengste zu betreuen. Ich meldete mich sofort, hatte aber keine Chance, weil man mir nicht mehr traute. Anscheinend fand man aber niemanden, der es gewagt hätte, mit den lebhaften Hengsten umzugehen. Man kam wieder auf mich zurück. Wie ich später hörte, hatte da einer der Czöke-Brüder, die früher auf der Rarosch bei Bally wohnten und arbeiteten, die Hände im Spiel. Dieser sagte nämlich den Milizionären, daß sie mich kennen und daß sie wissen, daß ich mit Hengsten umgehen kann. Ich kam also aus dem Keller her-

aus und in einen Pferdestall hinein. Mein Freund aus Zichydorf wurde den Kutschern des Lagers zugeteilt.

Die Hengste, es waren zwei prachtvolle Pferde, mußten von mir gefüttert, gepflegt und geritten werden. Geschlafen habe ich im Stall. Mein Essen bekam ich im Lager. Dort erfuhr ich auch die Neuigkeiten, die sich so unter den Lagerleuten herumsprachen. Das Wort „Flucht“ stand immer im Mittelpunkt. Anscheinend hatten alle Leute in dem Lager nur einen Gedanken: Wie komme ich über die Grenze und so in die Freiheit? Auch bei mir drängte sich dieser Gedanke immer mehr in den Vordergrund. Schließlich stand mein Entschluß fest. Diesmal mußte es gelingen, denn einen zweiten Fehlschlag durfte es nicht geben. Nachdem ich täglich zwei Stunden mit einem der Hengste ausreiten mußte, wollte ich bei dieser Gelegenheit Umschau halten, ob sich nicht ein Anhaltspunkt für die Flucht bot. Anfangs wurde ich überwacht, ob ich bei meinem Ausritt auch die vorgeschriebene Route einhielt. Später, als ich sehen konnte, daß die Partisanen mir Vertrauen schenkten, wagte ich eine Abweichung von der vorgeschriebenen Route. Ich ritt querfeldein in Richtung Orcy-Pušta. Ich wußte, daß kurz vor der Orcy-Pušta ein Rumäne ein kleines Anwesen hat. Ein Mann mit dem mein Vater gut bekannt war, weil der Rumäne öfter ein Stück Vieh bei meinem Vater gekauft hatte. Bei diesem Mann kehrte ich also ein und bat ihn, er möge mir helfen, damit ich über die Grenze nach Rumänien komme. Er versprach, mir zu helfen. Es wurde ein Treffpunkt und ein Termin ausgemacht. Als ich mit meinem Hengst wieder zurück in den Stall kam, war dieser in Schweiß gebadet. Er wurde aber schnell mit einigen Strohbuschel abgerieben. Anscheinend hatte niemand etwas von meinem Abweichen von der täglichen Route bemerkt. Ich habe mich mit meinem Freund vom ersten Fluchtversuch besprochen. Er wollte wieder mitmachen. Jedesmal, wenn ich ins Lager essen ging, nahm ich von seinen Habseligkeiten etwas mit zu mir in den Stall. Als es dann soweit war, sind wir in der Nacht wieder auf und davon. Wir waren aber schon verraten worden, denn kaum, daß wir weg waren, begann bereits eine intensive und umfangreiche Suche nach uns. Wir trafen zwar an der verabredeten Stelle den Mann, der uns führen sollte, dieser hatte jedoch Angst bekommen. Wir mußten unseren Unternehmungsgeist etwas einbremsen. Der Mann nahm uns mit in sein Haus und versteckte uns dort. Nach zwei Tagen, als sich alles etwas beruhigt hatte, zogen wir wieder los. Diesmal führte uns der Weg in Richtung Kriwabara. Auf der alten Straße, die direkt zur Grenze führte, begleitete der Mann uns bis etwa eine Gewannlänge vor der Grenze. Von dort hat der gute Mann uns dann den weiteren Weg genau beschrieben. Er ging wieder zurück und wir standen nun wieder ganz auf uns gestellt da. In der Nähe der Jagoditsch-Pušta haben wir die Grenze schließlich ohne Probleme überschritten. Die Grenze war durch einen Erdwall markiert, welcher etwa einen Meter hoch war. Vor diesem Wall blieben wir liegen, bis wir hörten, daß vor uns die Grenzwachen vorbeigingen. Wir warteten noch eine Weile und rannten dann los, ohne uns umzuschauen. In einem Getreidefeld blieben wir kurz liegen, dann gingen wir weiter. Auf einer Wiese an einem Ziehbrunnen wagten wir die erste längere Rast. Wir waren zwar von Angstschweiß ganz durchnäßt, doch die Freude, die uns überkam, kann man nicht schildern; wir waren plötzlich frei, wir brauchten nicht mehr jeden Moment um unser Leben bangen. Die Willkür unserer Peiniger, drüben in der alten Heimat, hatte endlich ein Ende.

Wir gingen dann weiter in Richtung Stamora. Dort gaben uns deutsche Familien vorübergehend Unterschlupf. Als uns dort der Boden zu heiß wurde, zogen wir weiter ins Landesinnere, damit wir nicht von den rumänischen Grenzsoldaten erwischt und wieder zurück nach Jugoslawien geschickt werden, was diese gerne taten.

In Stamora trafen wir noch den Noll Christian aus Zichydorf, der ging dann auch mit uns weiter. Wir waren nun drei Mann, die wild entschlossen waren, nicht stehen zu bleiben, bis sie die Grenze nach Österreich passiert haben. Auf einem Gutshof haben wir schließlich Arbeit gefunden, um etwas Geld zu verdienen. Auf diesem Gutshof traf ich auch den Hügel Matz, der auch auf der Reise in die Freiheit war. Plötzlich war dieser aber verschwunden. Ich bin ihm seither nicht mehr begegnet. Als die Arbeit auf dem Gutshof vorbei war, zogen wir über Temeschwar weiter, in Richtung ungarischer Grenze. Diese erreichten wir dort, wo der Fluß Marosch die zwei Länder Ungarn und Rumänien trennt. Den Fluß zu überqueren, war nun unser Problem. Obwohl der ganze Tag mit dem Suchen einer Stelle zur Überquerung draufging, fanden wir keine. Am späten Nachmittag kam schließlich ein Mann auf uns zu, und fragte, ob wir hinüber nach Ungarn wollten. Wir waren uns bald einig, denn wir hatten ja noch etwas Geld von unserem Verdienst auf dem Gutshof. Es wurde ausgemacht, daß er am nächsten Tag in den Morgenstunden mit seinem Boot an eine ausgewählte Stelle kommt und uns über den Fluß setzt. Er kam gegen Abend wirklich mit seinem Boot, sagte uns, wir sollten unser Gepäck, das aus Säcken mit unseren Habseligkeiten bestand, an einer bestimmten Stelle ablegen und etwa einen Kilometer weiter vorgehen, weil man dort leichter in das Boot einsteigen könne. Wir würden dann zurück zum Gepäck rudern, dieses aufnehmen und dann an das andere Ufer übersetzen. Es wurde alles, wie ausgemacht abgewickelt, nur unser Mann mit dem Boot kam nicht mehr. Wir liefen zurück zu der Stelle, wo unser Gepäck abgelegt war, fanden die Stelle aber verlassen und das Gepäck war auch weg. Voller Verzweiflung warteten wir die ganze Nacht, ob der Mann mit seinem Boot nicht doch noch kommen würde. Er kam nicht. Mit dem was wir am Leib hatten, standen wir nun da und ärgerten uns, daß wir so leichtsinnig gewesen waren und uns von dem Mann hereinlegen ließen. Am nächsten Tag, es war ein strahlender Sonntag, beschlossen meine Begleiter, den Fluß schwimmend zu durchqueren. Nachdem wir ja kein Gepäck mehr hatten, sollte das ohne Schwierigkeiten gelingen. Ich konnte aber nicht schwimmen. Trotzdem stiegen wir in das Wasser. Mit einem starken Weidenstock wurde ich ins Schlepp genommen. Über eine Sandbank, die plötzlich vor uns lag, kamen wir glücklich an das andere Ufer. Wir waren nun in Ungarn.

Unser nächstes Ziel war Szeget. Dort hatte Noll Christian einen Verwandten. Den haben wir auch gefunden. Freude haben die aber mit uns keine gehabt. Sie gaben uns aber etwas zum Essen und einen Wecken Brot, sowie für jeden ein gekochtes Ei, mit auf den Weg. Nun war unser Ziel Budapest. In einem Dorf erwischte man uns aber beim Betteln. Wir wurden auf das Gemeindeamt gebracht und dort wieder eingesperrt. Die Unfreiheit wollte anscheinend kein Ende nehmen! In der Nacht konnten wir aber ausbrechen und unseren Weg nach Budapest fortsetzen. Gebettelt haben wir nun nicht mehr. Unsere Nahrung bildeten Feldfrüchte, die wir unterwegs fanden. Es war nicht viel und eine etwas einseitige Kost; dafür war aber mit der Beschaffung der Sachen keine Gefahr verbunden. In einem Vorort

von Budapest hat uns eine alte Frau aufgehalten und uns zum Essen eingeladen. Das war eine große Freude. Diese Frau zeigte uns auch den Weg zum Bahnhof. Wir gingen über die Donaubrücke, wo links und rechts die großen Löwen stehen und kamen zum Bahnhof, von wo die Züge Richtung Österreich abfahren. Nachdem wir aber kein Fahrgeld hatten und Schwarzfahren unmöglich war, weil in jedem Waggon ein Schaffner war, gingen wir wieder zu Fuß weiter und kamen schließlich auch gut über die Grenze nach Österreich. Hier haben uns die Russen gefangengenommen. Wir mußten wieder flüchten. Schließlich landeten wir in der englischen Besatzungszone, wo wir in Straß in der Steiermark registriert wurden. Den ganzen Weg von Topola in Rumänien bis nach Straß in der Steiermark haben wir zu Fuß zurückgelegt. Nun waren wir endlich in Freiheit.“

Solche Flucht-Unternehmen, wie sie vorhin Dian Bernhard beschrieben hat, sind keine Einzelaktionen gewesen. Aus unserem Dorf haben zahlreiche Familien, oder die Reste von Familien, solche Flucht-Abenteuer durchmachen müssen, bis sie in der Freiheit in Österreich oder in der Bundesrepublik Deutschland eingelangt waren. Wenn sie auf ihren Fluchtwegen Pech hatten, wie das zum Beispiel meiner Mutter und meiner Schwester wiederfahren ist, so hat der Weg in die Freiheit noch viel länger gedauert. Meine Mutter und meine Schwester wurden nämlich in Budapest von der Polizei aufgegriffen und in das Schub-Haus (Tolonz-haz) eingeliefert, wo sie bei minimaler Verpflegung möglichst lange behalten wurden, damit in diesem Haus immer volle Besatzung gemeldet werden konnte. Der Direktor des Schub-Hauses hat nämlich von verschiedenen internationalen Hilfsorganisationen Geld und Verpflegung bekommen, deren Umfang sich nach dem Stand der Insassen im Schub-Haus richtete. Daß an die Insassen des Hauses von all dem, was kassiert wurde, fast nichts abgegeben wurde, braucht hier nicht sonderlich erwähnt werden. Tatsache ist, daß durch die Habgier dieses korrupten, ungarischen Beamten meine Mutter und Schwester, sowie noch einige hundert Personen, fast verhungert wären. Nach Monaten Haft in dieser Anstalt durften die bedauernswerten Menschen erst weiterziehen und schließlich nach Österreich gelangen. Auch viele andere Fluchtabenteuer wurden von unseren Menschen durchgemacht. So ist z. B. unser Landsmann Löchel Konrad aus einem Arbeitslager in Rußland geflüchtet. Was er dabei alles erlebt hat, schilderte er in einem Schreiben folgendermaßen (gekürzte Wiedergabe):

„... Schon in der Zeit in Brianka, im März 1945, als wir in der Nacht mit der Nosilka Steine schleppten, faßte ich den Entschluß, zu flüchten. Bei -40 Grad°C knisterte der Schnee bei jedem Schritt und der Magen knurrte dazu. Da überkamen mich zu allem Übel noch ganz furchtbare Depressionen; immer wieder tauchten in meinen Gedanken die Sklaven im alten Ägypten auf, die vor viertausend Jahren Steine, in ähnlicher Weise wie wir, für den Bau der Pyramiden schleppen mußten. Daß es möglich war, in unserer Zeit, Menschen zu derartig primitiven Formen der Arbeit zu zwingen, nagte an dem bißchen Substanz in meinem Inneren. Dazu kam noch die Ausweglosigkeit unseres Tuns. Es gab keinen hellen Horizont, nur finstere Nacht und die düsteren, demütigenden Gedanken. Schließlich stand am Ende aller Überlegungen das Wort „Flucht“. Es verfolgte mich bei Tag und bei Nacht; bei der schweren Arbeit und im Schlaf, aus dem ich oft aufschreckte, weil ich in meinen Träumen bereits auf der Flucht war. Ich vertraute meine Gedanken einem Freund an. Es war dies Hel-

mut Weber; er stammte aus der Tschechoslowakei. Auch er verriet mir, daß er nur mehr an Flucht denken könnte, weil er das tägliche Elend, den ständigen Hunger, die durch die schlechte Nahrung hervorgerufene Blutruhr und die Angst, in eine Kohlengrube eingeteilt zu werden, nicht mehr länger ertragen könnte. Auch fürchteten wir, daß ein nächster Winter, wenn dieser auch so kalt wie der letzte werden würde, von uns nicht mehr ausgehalten werden könnte.

Nachdem wir uns ausgesprochen hatten und eine weitgehende Übereinstimmung unserer Gedanken feststellten, begannen wir einen Plan für die Flucht auszuarbeiten. Dieser war bald fertig. Wir wollten mit den Kohlenzügen über den Dnjeper in Richtung Ukraine fliehen. Wenn alles klappte, sollte es weiter nach Odessa und schließlich nach Rumänien gehen, wo wir uns doch etwas mehr Freiheit erwarteten, als hier in Rußland. Den Landleuten und Freunden aus unserem Dorf habe ich nichts von meinen Plänen gesagt, weil ich fürchten mußte, daß diese eine solche Nachricht nicht ertragen hätten; sie wollten unter Umständen mitgehen, was ich glaubte, nicht verantworten zu können, weil, bei einer mißlungenen Flucht, sehr harte Strafen zu erwarten waren.

Es war Ende Juli 1945. Ich verließ mit meinem Freund Helmut Weber bei Nacht das Lager mit der Absicht, nicht mehr hierher zurückzukommen. Als Ausrüstung hatten wir eine alte Konservendose als Eßgeschirr, etwas Salz, ein Messer und ein Feuerzeug mit. Wir sind in dieser ersten Nacht auf der Flucht ziemlich lange gelaufen, um möglichst weit vom Lager wegzukommen. Tagsüber haben wir uns in dem Waldstreifen entlang der Bahnstrecke aufgehalten. Ernährt haben wir uns von dem, was im Wald zu finden war. Auch die angrenzenden Felder wurden abgesucht, wo wir hie und da Kartoffeln, sicher aber Mais fanden. Abends legten wir uns bei den Bahnstationen auf die Lauer und warteten, daß ein Kohlenzug langsam durch den Bahnhof fuhr, damit wir auf den Zug aufspringen konnten. Bei Tagesanbruch sind wir bei passender Gelegenheit wieder vom Zug abgesprungen und haben Deckung gesucht. Mit dieser Methode sind wir anfänglich ganz gut vorwärts gekommen.

Anscheinend wurden wir mit der Zeit schon etwas zu leichtsinnig, unser Lagerfeuer wurde von Russen entdeckt und dann dauerte es nicht mehr lange und wir saßen schon wieder in einem Lager. Diesmal war es ein Lager für Kriegsgefangene. Dort sahen wir, daß durch die selbstaufgelegte Manneszucht der Insassen die Verpflegung und die ganze Organisation viel besser war als in den Lagern für Zivilisten. Als es sich jedoch herausstellte, daß wir keine Kriegsgefangenen waren, wurden wir in ein Lager für Zivilverschleppte überstellt, von wo wir aber bald wieder geflüchtet sind. In der bereits beschriebenen Weise wurde der Weg in die Freiheit fortgesetzt. Mitte August 1945 saßen wir, zwei Zivilflüchtlinge, bei herrlicher sternklarer Nacht wieder auf einem Kohlenwaggon und der Zug raste dahin.

Plötzlich stellten wir fest, daß der Zug in eine ganz andere Richtung fuhr; nicht nach Süden, sondern, wie uns die Sterne bald verrieten, nach Osten. Abspringen konnten wir nicht, weil der Zug zu schnell fuhr. Bei Tagesanbruch fuhr unser Zug in einen großen Bahnhof ein. Um nicht entdeckt zu werden, gruben wir uns in die Kohlen ein. Das half aber nichts, wir wurden von den vorbeifahrenden Lokführern entdeckt. Gleich darauf haben uns vier bewaffnete Soldaten, die auch zwei Suchhunde bei sich hatten, abgeholt. Wir erfuhren, daß wir uns in Marinopol am Asowschen Meer befanden. Das war eine furchtbare Ernüchterung.

Es folgten lange Verhöre. Ich gab an, mein Name sei Mile Jankowitsch, mein Freund gab einen tschechischen Namen an. Aus welchem Lager wir geflüchtet waren, wollten wir nicht sagen. Nachdem wir auch keine Papiere bei uns hatten und ohnehin die „halbe Welt“ auf der Flucht war, landeten wir in einem Lager für Sträflinge in Stalino. Als erstes mußten wir in den Bunker bei Wasser und Brot. Dieser Aufenthalt im Bunker hat uns wahrscheinlich das Leben gerettet. In dem Lager in Stalino wütete nämlich eine furchtbare Typhus-Epidemie, an welcher täglich viele Menschen starben. Der Bunker war so gut von dem übrigen Lager abgeschirmt, daß die Krankheit uns verschont hat. Der Ausbruch dieser furchtbaren Krankheit hatte Folgen. Der Kommandant wurde abgelöst, die Verpflegung verbessert und eine umfangreiche Desinfektion durchgeführt. Schließlich wurden wir aus dem Bunker herausgeholt und zur Arbeit eingeteilt. Weihnachten 1945 verbrachten wir in diesem Lager. Wir hatten unser Brot von zwei Tagen aufgespart und dazu eine Handvoll Bohnen organisiert. Diese haben wir zu einem dicken Brei gekocht. Das war dann unser Festessen am Heiligen Abend. Ich werde dieses Weihnachtsfest nie vergessen! Im Frühjahr 1946 wurden alle nicht-deutschen Häftlinge aus diesem Lager zu einer Sammelstelle nach Odessa gebracht. Unter den Häftlingen befand sich auch ein Mann Namens Mile Jankowitsch, alias Konrad Löchel. Auch mein Freund Helmut war als Tscheche dabei. In Lutzdorf, einer deutschen Ansiedlung bei Odessa, wurden wir im Weinbau und in der Landwirtschaft beschäftigt. Dort gab es endlich auch bessere Verpflegung. Vielleicht wollte man uns nicht so dürr, wie wir alle waren, nach Hause schicken. Es war nicht zu glauben, anscheinend bestand wirklich die Absicht, uns zurück in unsere Heimat zu bringen. Anfang April wurden nämlich Gruppen aus den verschiedenen Nationalitäten (Ungarn, Jugoslawen, Rumänen, Tschechen usw.) gebildet. Diese Gruppen von etwa 30 bis 40 Mann wurden mit Begleitung in ihre jeweiligen Heimatländer zurückgebracht. Plötzlich stand auch ich in einer Gruppe von 42 Mann, die am nächsten Tag nach Jugoslawien abgefertigt werden sollte. Hier mußte ich mich von meinem Freund und Fluchtgefährten Helmut Weber trennen, denn er war ja „Tscheche“ und somit in einer anderen Gruppe, die in die Tschechoslowakei abgefertigt wurde. Unsere Gruppe der „Jugoslawen“ war von einem russischen Offizier und einem Serben, der in der russischen Armee gedient hatte, begleitet worden. Wir machten während des Transportes, der nur langsam auf den überlasteten Bahnlinien vorankam, bald eine interessante Entdeckung: Unter den 42 Mann des Transportes waren höchstens drei echte Jugoslawen, der Rest waren alles deutschsprachige Landsleute, die bei ihrer Flucht ebenfalls falsche Namen angegeben hatten. Wir hielten uns aber alle an das, was wir ursprünglich angegeben hatten; wir sprachen untereinander nur russisch oder serbisch, damit nicht noch im letzten Moment alles abgeblasen würde.

In Ploesti (Rumänien) hielt der Zug etwa eine Stunde an. Auf dem Bahnsteig standen Leute, die Lebensmittel im Tausch gegen Bekleidung anboten. Ich tauschte eine „Puföika“ (abgesteppte Winterjacke) für 3 kg Brot, 1 kg Speck und 18-20 abgekochte Eier ein. Das würde für mindestens eine Woche ausreichen, glaubte ich. Es war aber ein Irrtum, bis am nächsten Tag in der Früh hatte ich alles aufgegessen. Der große Hunger, der durch das monatelange Darben aufgestaut war, schien nun endlich gestillt zu sein.

Die Fahrt ging hier in Rumänien gut voran. Wir kamen gegen 10 Uhr an einem Vormittag in Temeschwar an. Von dort sollte es dann schon um 13 Uhr weiter nach Werschetz in Jugoslawien gehen. Hier in Temeschwar erfuhren wir auch von deutschen Leuten, daß in Jugoslawien noch immer alle deutschen Personen in Lagern interniert seien und eine schlechte Zeit durchmachten. Nach kurzem Überlegen stand mein Entschluß fest: Ich bleibe für die nächste Zeit in Rumänien!

Mit einem Kollegen, der mit mir die Absicht, in Rumänien zu bleiben, teilte, wollte ich zum Bahnhof gehen, um meine Sachen abzuholen. Das war ein Fehler. Die meisten aus unserer Gruppe hatten sich bereits „verabschiedet“ und unsere Wache, die uns nach Jugoslawien bringen sollte, kam in große Verlegenheit, weil sie bald niemanden mehr zu bewachen hatten. Also wurden wir paar Mann, die noch da waren, in einem Raum am Bahnhof eingesperrt, wo wir bis zur Abfahrt des Zuges nach Werschetz warten sollten. Damit saßen wir wieder fest. Ich bat schließlich die Bewacher um die Erlaubnis, noch schnell eine Flasche Wodka kaufen zu dürfen, damit wir die Ankunft in der „Heimat“ noch feiern könnten. Das wurde genehmigt und ich brachte bald eine Flasche, aus der wir alle eifrig tranken. Durch List und die Wirkung des Flascheninhaltes gelang es schließlich, soviel Freiraum zu erlangen, daß wir, mein neugewonnener Freund und ich, vom fahrenden Zug noch vor der Grenzstation nach Jugoslawien abspringen konnten. Wir überstanden das gewagte Abenteuer ohne größerem Schaden und suchten rasch nach einer Zuflucht. Es regnete leicht, was uns sicher genützt hat, denn bei diesem Wetter hielt sich niemand auf den Feldern auf. Schließlich erspähten wir eine Feldhütte, in der wir fürs erste mal Unterschlupf fanden. Was sollte nun weiter geschehen? Diese Frage beschäftigte uns die ganze Nacht hindurch. Denn einerseits fühlten wir uns jetzt endlich wieder als freie Menschen, andererseits wußten wir aber nicht, was wir nun mit der plötzlich gewonnenen Freiheit anfangen sollten. Am anderen Tag fand uns in dieser Feldhütte eine alte Frau, die uns deutsch ansprach. Als diese Frau erfuhr, mit welchem armen Burschen sie es da zu tun hatte, versprach sie, uns am Abend nach Einbruch der Dunkelheit von der Hütte abzuholen. Das tat sie dann auch. Sie brachte uns in ihr Haus, wo sie uns vorerst einmal versteckte und etwas zu essen gab. Ein gefährliches Unterfangen für diese Frau, denn sie hatte sich durch unsere Unterbringung in ihrem Haus bereits strafbar gemacht; sie hätte uns laut Order der Behörden sofort anmelden müssen. Wir hörten dann, daß die Frau selber zwei Söhne hatte, die beide im Krieg geblieben waren. Wir bekamen nun die Kleider dieser Söhne geschenkt, konnten uns gründlich reinigen und einige Tage lang gut sattessen. Schließlich sagte die Frau uns, daß in der Nähe Reisfelder angelegt werden. Dort könnten wir Arbeit und auch Verdienst finden. Wir schauten uns das an. Die Reisfelder wurden entlang der Bega, in der Nähe der Scharfpußta bei Otelek-Ujvar, angelegt.

Auf diesen Reisfeldern verbrachte ich den ganzen Sommer. Ich war einem Ingenieur aus Temeschwar zugeteilt, der Vermessungsarbeiten ausführte. Diesem mußte ich helfen. Nach der Reisernte im Herbst wurde ich in das zur Pußta gehörende Verpflegungslager eingewiesen, wo ich bis 1951 im Büro arbeitete. Hier habe ich mich auch bemüht, rumänische Sprachkenntnisse zu erwerben, was mir relativ gut gelang. Irgendwann während der Jahre 1947 oder 1948 versuchte ich mit einer Gruppe von 6 Personen von der Scharfpußta in die Bundesrepublik Deutschland zu gelangen. Wir hatten keinen Erfolg. An der

rumänisch/ungarischen Grenze wurden wir geschnappt und zunächst von Milizposten zu Milizposten zurück nach Werschetz gebracht. Dabei kamen wir auch in das Gefängnis von Temeschwar. Dort hörte ich, daß in dem Gefängnis zu dieser Zeit auch Dittmar Birg und seine Mutter logierten. Von Werschetz aus wurden wir wieder über die Grenze nach Rumänien abgeschoben. So kam ich wieder zurück auf die Scharfpußta. Damit hatte aber die Flucht noch immer kein Ende. Als 1951 die im rumänischen Banat lebenden „unzuverlässigen“ Deutschen in die Baragan-Steppe zum Bau des Donau-Schwarzmeerkanals gebracht wurden, waren auch viele sogenannte Staatenlose aus Jugoslawien bei den Transporten dabei. So kam auch ich in die berühmte Baragan-Steppe. Dort blieb ich bis zu meiner Abreise in die Bundesrepublik Deutschland im Juni 1956. Jetzt hatte endlich das Herumzigeunern, das mit der Deportation und der vorangegangenen Verhaftung am 3. Oktober 1944 begonnen hatte, ein Ende.“

Auch der folgende, auf das Wesentliche gekürzte Bericht des Schneidermeisters Lorenz Wingert vermittelt ein interessantes Bild über den Lebensweg einer Familie unseres Dorfes nach dem Herbst 1944. Er schrieb mir:

„Wir lebten in unserem Dorf in Frieden und Eintracht. Es wäre alles wunderbar gewesen, wenn nicht der Zweite Weltkrieg gekommen wäre. Da mußte auch ich einrücken, nicht zum Kämpfen, sondern zum Panzergraben ausheben in der Batschka. Die Deutschen haben den Krieg trotz unserer Panzergräben gewonnen. Es dauerte nicht lange, da mußte ich, wie alle Männer zur Prinz Eugen Division einrücken. Dort blieb ich ein ganzes Jahr, dann wurde ich zur Polizei versetzt. Wir waren in Kubin stationiert. Unser Hauptmann war dort Birg Jani. Es kam der Umsturz und wir mußten nach Wien flüchten. Von dort kamen wir schließlich nach Budweis in die Tschechoslowakei. Dort arbeitete ich in einem Flüchtlingslager als Koch. Wieder kam ein Umsturz. Die Russen haben uns damals gefangen genommen und durch Ungarn an die jugoslawische Grenze gebracht. Die Serben haben uns dort nur ausgeplündert und dann wieder zurück nach Ungarn geschickt. Schon an der Grenze fielen wir wieder den Russen in die Hände. Die steckten uns nun in Viehwaggons und ab ging die Post nach Ostdeutschland. Dort war ich dann bis 1948 als Schneider tätig. Schließlich bekam ich von meinem Neffen, Sepp Arnusch, Nachricht. Mit dessen Hilfe übersiedelte ich, noch bevor die Mauer errichtet wurde, nach Bayern. Ich fand eine Wohnung in Dachau und Arbeit als Schneider in Langwied bei München. Nun ging der Kampf los. Ich brauchte eine größere Wohnung, weil meine Frau und die Kinder noch in Jugoslawien waren. Das war ein Kampf, der drei Jahre gedauert hat. Es war ein furchtbarer Papierkrieg. Zuerst beschaffte ich, nach unzähligen Eingaben und Vorsprachen bei den Behörden, die Wohnung. Jetzt konnte ich darangehen, eine Zuzugsgenehmigung zu beschaffen. Als diese Hürde auch genommen war, mußte meine Frau erst um Aberkennung der jugoslawischen Staatsbürgerschaft ansuchen, was ziemlich viel Geld gekostet hat. So war das; zuerst haben die Serben den Deutschen alle Rechte aberkannt, dann haben sie alle in Zwangslager gesperrt, wo sie fast verhungert sind, dann bekamen sie wieder die Staatsbürgerschaft, weil man die fleißigen Deutschen für die Arbeit brauchte. Und nun mußte man viel Geld hinlegen, damit man diese Staatsbürgerschaft wieder los wurde. Als alles durchgestanden war, sind wir endlich, nach achtjähriger Trennung, im September 1952 wieder zusammengekommen. Wir

sind dann noch vier Jahre in Bayern geblieben, dann sind wir wegen Wohnungsproblemen in die USA ausgewandert. Es ging alles gut; meine Frau und ich bekamen Arbeit in einer Mantelfabrik, die Tochter konnte wieder in die Schule gehen und der Sohn Rudi konnte ein Studium beginnen. Er ist heute Ingenieur und verdient gut. Nach vier Jahren konnten wir uns ein Haus kaufen. Wir waren noch nicht richtig in der Rente, da ist meine Frau gestorben. Jetzt bin ich wieder allein. Zum Glück habe ich die Kinder und die Enkelkinder.“

Die Schilderung des Lebensweges von Lorenz Wingert möge für die vielen anderen angeführt sein, die hier nicht alle erzählt werden können. Jede Familie, die überlebt hat und in die Freiheit gelangen konnte, könnte Ähnliches berichten. Viele sogar noch viel Schlimmeres.

* * *

Im Oktober 1948 erklärte der jugoslawische Delegierte, Vladimir Dedijer, vor der dritten UNO-Vollversammlung in New York folgendes: „In meinem Land gibt es keine Diskriminierung von Menschen wegen ihrer Hautfarbe, Rasse, Sprache, ihres Geschlechts, ihrer politischen und anderer Überzeugungen. In der Volksrepublik Jugoslawien ist so etwas völlig ausgeschlossen, sowohl infolge der gesetzlichen Vorschriften, als auch infolge der Lebenspraxis.“ Diese Feststellungen, die an Hohn und Zynismus nicht mehr überbietbar sind, wurden gemacht, als in der UNO die Deklaration der Menschenrechte zur Debatte stand.

Ursachen, Wirkungen, Verbrechen

Wir wollen alle Opfer unseres Dorfes, Frauen, Männer und Kinder, die ihr Leben durch Gewalt verloren haben, in unvergeßlicher Erinnerung behalten und nicht müde werden, zu erzählen, wie schändlich, brutal und rücksichtslos gegen das Leben der deutschen Menschen unseres Dorfes vorgegangen wurde.

Trotz dieses Gedenkens in Ehrfurcht, muß doch die Frage gestellt werden, wie konnte das alles geschehen? Diese Frage kann nicht mit einem Satz beantwortet werden. Es wird daher im folgenden versucht, aus dem bekannten Material und aus der Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung im Banat, eine Antwort auf diese, für uns alle so wichtige Frage, zu formulieren. Dazu sind vorerst folgende Aspekte zu berücksichtigen:

Während die Ungarn vom Tag an, an dem sie die politische Verwaltung des Banats übertragen erhielten, speziell aber seit dem Österreich-Ungarischen Ausgleich im Jahr 1867 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges, bestrebt waren, aus allen Bewohnern der Region gute Ungarn zu machen, betrachteten die Serben vom Beginn ihrer Herrschaft an alle Minderheiten ihres Landes als Fremdkörper, die zu beseitigen seien. Besonders stark war diese Aversion gegen die deutsche Bevölkerung ausgeprägt. Es gab daher schon seit dem Jahr 1919 Pläne, nach denen man die von Ungarn gewonnenen Gebiete der Vojvodina von den dort lebenden Deutschen „säubern“ wollte. Dazu nur eine der vielen einschlägigen Äußerungen des späteren serbischen Ministerpräsidenten Nikola Pašić: „Hätten wir gleich nach 1918 in der Vojvodina die Frage der Deutschen gelöst, so wären wir heute mit ihnen fertig.“ Man könnte auch noch von anderen Autoren gemachte, ähnliche, Äußerungen zitieren; das würde jedoch hier zu weit führen. Als Tatsache soll jedoch festgehalten werden: Die neuen Machthaber im Banat wollten bereits nach dem Ersten Weltkrieg die Deutschen aus der Region aussiedeln. Daß sie diese bereits damals konkreten Pläne nicht verwirklichen konnten, hängt einerseits mit der Haltung der alliierten Mächte zusammen, die bei einer eventuellen Aussiedlung auf eine Entschädigung bestanden. Andererseits hatte der junge Staat, der sich gegenüber dem Vorkriegsserbien versechsfacht hatte, auch noch andere Sorgen. Denken wir nur an das Problem mit den Kroaten.

Da die Aussiedlung der Deutschen also nicht möglich war, wurde der umgekehrte Weg eingeschlagen; in das Siedlungsgebiet der Deutschen wurden im Zuge einer Agrarreform im neuen Staat, Menschen aus Bosnien, Altserbien, der Herzegowina und der Lika angesiedelt. Mit dieser Maßnahme sollte unter anderem das slawische Element in dieser Region der Minderheiten gestärkt werden. Auch am Rande unseres Dorfes wurde von Großgrundbesitzern Land enteignet, und auf diesem ein neues Dorf mit Serben als Bewohner angelegt. Diese Bewohner der Kolonie blieben, obwohl sie ein Haus, Grundbesitz und Haustiere vom Staat geschenkt bekamen, im Schatten des deutschen Dorfes. Sie blieben wirtschaftlich schwächer; sie blieben nach landläufiger Auffassung arme Leute.

Es ist leider nicht gelungen in den Jahren von 1919 bis 1944 tragbare Brücken zwischen der Bevölkerung des alten Dorfes und der Kolonie zu schlagen. Es gab wohl Ansätze dazu,

die Zeit zur Überbrückung solch grundlegender Verschiedenheiten in Mentalität, Kultur und Brauchtum war jedoch zu kurz; auch noch 1944 standen sich zwei fremde, grundverschiedene Völkerschaften gegenüber.

Seit der Machtübernahme Hitlers im Jahr 1933 machten sich auch im Banat Bestrebungen bemerkbar, die letzten Endes ganz in das Fahrwasser des Dritten Reiches mündeten. Auch in unserem Dorf gab es Leute, die kritiklos, zum Großteil aber aus Unkenntnis der wahren Fakten, begannen, ihr Deutschtum zur Schau zu tragen. Kein Wunder, war man doch als Deutscher stolz auf die Leistungen im Mutterland. Politische Bildung, die eine Beurteilung des nationalsozialistischen Systems möglich gemacht hätte, hatte niemand. Nicht einmal die paar Studenten, die an deutschen Universitäten im Reich immatrikuliert waren, konnten einem sagen, was wirklich in Deutschland los war. Tatsache war jedoch, daß wir immer mehr ins Fahrwasser des Deutschen Reiches gerieten, weil wir uns einfach mit dem Mutterland verbunden fühlten. Und als 1941 die deutschen Soldaten in unser Dorf einmarschierten, wurden sie mit Jubel und größter Freude empfangen.

In den Jahren der deutschen Besatzung im Banat gab es keine sichtbaren Spannungen zwischen der Bevölkerung des alten Dorfes und jener der Kolonie. Mit zunehmender Härte des Krieges spitzte sich jedoch etwas zu, das niemand definieren konnte: Die Deutschen mußten zu den Soldaten im deutschen Heer; die Serben in der Kolonie blieben arm; sie wurden sogar noch ärmer, weil man ihnen zum Teil die Felder, die sie bei ihrer Ansiedlung bekommen hatten, wieder wegnahm. Die Werbung der kommunistischen Partisanen nahm zu. Sie hatte zum Teil auch Erfolg, und zwar bei jenen Kolonisten, denen man die Felder weggenommen hatte, und die ihre Familien nur noch schwer ernähren konnten.

Die Besatzungspolitik der deutschen Militärdienststellen war hochmütig, bar jeder Kenntnis der Verhältnisse im Land, und nur auf ein Ziel ausgerichtet: die Wehrkraft und die Wirtschaftsmacht des Reiches zu stärken. Auf Provokationen der kommunistischen Partisanen wurde mit Härte geantwortet. Dann kam die deutsche Niederlage von Stalingrad und in der Folge eine weitere Zunahme der Partisanentätigkeit. Als Höhepunkt dieser Verhängnisse war der Aufruf des sowjetischen Schriftstellers Ilja Ehrenburg zu bezeichnen, der für die Tito-Partisanen, als Schüler und treue Gefolgsleute des großen Bruders in Moskau, zum Ansporn und zum Dogma wurde. In diesem Aufruf hieß es schon 1943 unter anderem: „Die Deutschen sind keine Menschen ... Von jetzt an bringt das Wort „Deutscher“ ein Gewehr zur Entladung. Wir werden nicht sprechen. Wir werden uns nicht aufregen. Wir werden töten. Wenn du nicht im Laufe eines Tages wenigstens einen Deutschen getötet hast, so ist es für dich ein verlorener Tag gewesen. Wenn du einen Deutschen getötet hast, so töte einen zweiten – für uns gibt es nichts Lustigeres als deutsche Leichen. Töte den Deutschen! – Dies bittet dich deine greise Mutter. Töte den Deutschen! – Dies bitten dich deine Kinder. Töte den Deutschen! – So ruft die Heimaterde. Versäume nichts! Versieh dich nicht! Töte!“

Solche Töne aus Moskau wurden für die kommunistischen Partisanen zum Gebet und letzten Endes auch zum Gebot. Der Partisanenkrieg wurde noch grausamer.

Die nach dem Einmarsch der deutschen Truppen im Banat gebildete Deutsche Volksgruppenführung begann mit ihrer Arbeit. Angeblich waren an der Spitze dieser Organisation nur Idealisten tätig, die endlich die Gelegenheit gekommen sahen, dem deutschen Element

im Banat zu seinem „Recht“ zu verhelfen. Das Ergebnis sah anders aus. Ohne die Leistungen in manchen Bereichen herabmindern zu wollen, ist doch zu sagen, daß vom Volksgruppenführer Dr. Janko an, bis hinunter zum kleinen Dorffunktionär, bald alle auf das Niveau von willfährigen Marionetten und Handlangern herabgewürdigt waren. Die mit den Anliegen der Volksdeutschen befaßten Dienststellen des Reiches, es waren jene des SS-Führungshauptamtes, scherten sich keinen Deut um unsere Anliegen, wenn diese nicht im reichsdeutschen Interesse lagen. Im Buch des Dr. Janko kann jeder nachlesen, in welchem Ton man in den hohen SS-Dienststellen von der Volksgruppenführung gesprochen hat: „Die nicht spüren, denen hauen wir einfach die Häuser zusammen!“ Das ist noch ein harmloser Satz im Vergleich zu dem, was dann tatsächlich geschah.

Trotz der Kenntnis der opportunistischen Haltung der SS-Dienststellen zogen unsere Führer der Volksgruppe keine Konsequenzen aus dieser, ihnen sattem bekannten Einstellung. Das Gegenteil war eher der Fall: Auf „Empfehlung“ der hohen Herren in Berlin wurde von Dr. Janko ein „Aufruf des Volksgruppenführers“ veröffentlicht, in dem auch der folgende Satz stand: „Ich rufe Euch auf, daß sich alle Männer vom 17. bis zum 50. Lebensjahr ... zum Dienst mit der Waffe, zum Schutze unserer Wohnstätten melden. Von diesem Dienst kann sich keiner, der gesund ist, ausschließen. Deutsche Volksgenossen, zeigt Euch Eurer Väter würdig durch mannhaften Einsatz und durch die Tat!“ Damit waren plötzlich alle wehrfähigen Männer von 17 bis 50 Jahren dem Dienst in den deutschen Militäreinheiten preisgegeben. Daß dann die, aus den wehrfähigen Männern unserer Heimat gebildeten Einheiten des deutschen Heeres ausschließlich gegen Partisaneneinheiten am Balkan zum Einsatz kamen, zeugt von der Weltfremdheit unserer Führung; von der Arroganz, die sie bereits von ihren Vorbildern im Reich angenommen hatten, und nicht zuletzt von der Menschenverachtung, mit der sie wie ihre Vorbilder ans Werk gingen. Alle Einberufungen zum „freiwilligen“ Dienst mit der Waffe waren von Johann Keks, einem langjährigen Obmann des Schwäbisch Deutschen Kulturbundes, dem Vorgänger von Dr. Janko, unterschrieben.

Obwohl Dr. Janko bereits seit dem Jahr 1943 über die, von den obersten Gremien Titos geplante, vollkommene Vernichtung der deutschen Minderheit in Jugoslawien wußte, wie er in seinem Buch schreibt, wurde außer einer, auf dem Papier vorgenommenen Planung einer Evakuierung der deutschen Bevölkerung nichts zu deren Rettung vor dem sicheren Untergang unternommen. Anstelle einer umfassenden Information und Agitation wurden weitere Durchhalteparolen publiziert und vom Endsieg mit den neuen Waffen gefaselt. Wer das nicht glauben will, der kann in den Bänden der deutschsprachigen Zeitungen des Banats, sie liegen alle in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien verwahrt, nachlesen, was die Herren Dr. Janko, Dr. Beer, Rasimus usw. noch 1943 und erst recht 1944 ihren Landsleuten zu berichten wußten. Selbst als das Unglück bereits perfekt war, als die Truppen der Roten Armee schon im Banat standen, wurde, angeblich irrtümlich, die Parole „Wir bleiben hier“ ausgegeben.

Es gab also auch bei der Führung der Volksgruppe Unsicherheit, Hochmut, Rivalität, falsches Selbstbewußtsein und absoluten Gehorsam.

Keiner der obersten Mitglieder der Volksgruppenführung war bereit, in der Stunde der höchsten Gefahr, bei den Landsleuten zu bleiben und wenigstens zu versuchen, die

schützende Hand über sie zu halten. Alle guten Versprechungen waren in der Stunde der eigenen Gefahr vergessen. Sie retteten alle ihr eigenes Leben durch rechtzeitige Flucht; ihre treue Gefolgschaft ließen sie im Unglück zurück! Adolf Hitler hat wenigstens die letzte Konsequenz gezogen, als er merkte, daß sein Wirken im Chaos des deutschen Volkes endet. Sicher auch nicht die richtige Art, nachdem, was in seinem Namen angerichtet wurde, sich einfach feige davonzustehlen. Er kann aber wenigstens jetzt nicht mehr versuchen, die Schuld am Unglück des deutschen Volkes anderen in die Schuhe zu schieben. Seine Handlanger im Banat tun das! Sie sind eifrig bemüht, ihre Unschuld zu beweisen, und sie sehen in ihrem Tun nur mehr eine Aufgabe, zu beweisen, daß alle anderen, sogar die armen unglücklichen Opfer im Banat, schuld an ihrem Schicksal waren, weil sie nicht rechtzeitig geschaut hätten, daß sie davonkommen. Nur sie, die ehemaligen Anführer dieser unglücklichen Menschen, sind angeblich ohne Schuld; sie sind in ihrer redlichen Absicht verkannt worden.

Auch heute noch ist keiner bereit einzugestehen, daß er sich geirrt hatte, als er begann, das nationalsozialistische Gedankengut im Banat zu etablieren und im Sinne der nationalsozialistischen Idee, die deutsche Volksgruppe zu opfern. Zu opfern für etwas, das sich als falsch, als Betrug und als Menschenverachtung herausgestellt hat. Alle die oben angeführten Umstände haben den Serben, mit ihrer Absicht, das Problem der Deutschen in der Vojvodina für immer zu lösen, in die Hände gespielt.

Das war jedoch kein Grund, und es ergab auch keinen Vorwand für kalten, berechneten Mord an unschuldigen Menschen, an Frauen und Kindern. Die deutsche Bevölkerung in unserem Dorf hat sich bemüht, mit den neu zugesiedelten serbischen Mitbürgern auszukommen. Deutsche Männer des Dorfes haben sich unter Mißachtung der Gefahr dafür eingesetzt, daß keinem der Bewohner der Kolonie auch nur ein Haar gekrümmt wurde, auch dann nicht, als man bereits wußte, daß von diesen Mitbürgern einige ihre Heimstätten verlassen hatten, um sich den im Untergrund tätigen Partisaneneinheiten anzuschließen.

Heute wissen wir, daß all die furchtbaren Verbrechen an der deutschen Bevölkerung auf höchsten Befehl hin geschehen sind. Mit diesem Befehl sind die Namen Moisse Piade und Josip Broz-Tito, um nur die obersten Täter zu nennen, verbunden. Diese haben, zusammen mit ihren Genossen im Zentralkomitee der jugoslawischen kommunistischen Partei, alle Grausamkeiten ausgedacht und den untergeordneten Stellen befohlen. Im Sinne des Aufrufes eines Ilja Ehrenburg forderten sie, keine Gnade und keine Nachsicht walten zu lassen, bis es im neuen, nun kommunistischen Jugoslawien keine deutsche Minderheit mehr gäbe. Als dieser Befehl zur gnadenlosen Vernichtung der Deutschen in der Vojvodina die lange Befehlskette bis in unser Dorf durchlaufen hatte, war auch dort bereits ein Gesinnungswandel eingetreten. Von den anfänglichen Äußerungen, daß nun alle Bewohner des Dorfes Brüder seien bzw. davon, daß nun die Serben die Deutschen schützen werden, weil die Deutschen in den vergangenen Jahren auch die Serben geschützt haben, war dort nichts mehr zu verspüren. Als auch die letzten Zauderer in der Kolonie sahen, daß die Deutschen den Krieg endgültig verloren hatten, und daß von den deutschen Soldaten keine Gefahr mehr drohte, verschafften sich auch diese einen roten Stern und befestigten ihn an ihrer Mütze. Diese Leute waren in der Folge die Ärgsten! Sie wollten nun zeigen, daß sie schon immer für die Partisanen gewesen waren. Um das recht deutlich zu machen, dachten sie sich die ärgsten

Greuelthaten aus, deren ein menschliches Hirn nur fähig ist. Sie dachten sich diese nicht nur aus, sondern sie verübten sie auch. Zu spüren bekamen das vor allem die Männer des Dorfes, die nach ihrer Verhaftung in das Stojkowitsch-Lager nach Werschetz gebracht wurden.

Mittlerweile, in der Zeit vom 2. bis zum 31. Oktober 1944 mußten die jungen, wehrfähigen Serben aus der Kolonie zu den Partisanen, die sich nun „jugoslawische Armee“ nannten, einrücken. Sie kamen dort zur Einheit mit dem Namen „Prva kraiška Brigada“. Teile dieser Einheit waren in Werschetz stationiert. Und diese waren mit der Liquidierung der deutschen Männer aus den Dörfern nördlich von Werschetz beauftragt. Sie hatten auch das Lager Stojkowitsch unter ihrer Fuchtel. So kam es, daß auch junge Serben aus der Kolonie an den Folterungen und schließlich an der Erschießung der deutschen Männer unseres Dorfes teilnahmen.

Diese jungen Menschen waren bar jeder Bildung. Sie hatten kaum Gelegenheit gehabt, von ihren politisierenden Lehrern das Lesen und Schreiben zu erlernen. Sie sind in Familien aufgewachsen, die in ihren deutschen Mitbürgern die Reichen gesehen haben; in Familien, in denen die Blutrache noch die Basis jeden Rechtsempfindens war. Aufgrund der nichtvorhandenen Bildung waren diese jungen Menschen anfällig für jede Aufhetzung durch ihre Vorgesetzten. Sie glaubten, sie müßten sich hervortun, damit sie als vollwertig angesehen würden. Sie waren am besten dazu geeignet, die deutsche Bevölkerung, ihre Mitbürger, mit denen sie sogar auf einer Schulbank gesessen hatten, zu liquidieren. Und sie taten es!

Auch die Zusammentreibung der Frauen und Kinder unseres Dorfes in Arbeitslagern und später im Konzentrationslager Rudolfsgnad war eine von den obersten Stellen der neuen Machthaber in der Vojvodina befohlene Maßnahme. Die Deutschen mußten einfach vernichtet, liquidiert, vertrieben und gequält werden. Niemand fragte danach, ob diese Deutschen verbrecherische Handlungen gegenüber ihren serbischen Mitmenschen begangen hätten; niemand fragte, ob diese Deutschen mit dem ihnen aus dem Reich aufgezwungenen System einverstanden gewesen waren; niemand fragte, ob jemand gegen dieses System Widerstand geleistet hätte; war er ein Deutscher, so hatte er zu sterben. Im besten Fall gelang es ihm bei Nacht und Nebel zu flüchten, und so wenigstens das nackte Leben zu retten.

Wie sehr diese These stimmt, geht auch aus folgender Begebenheit hervor: Anfang 1945, der Krieg war noch nicht aus, ist der Kommandant eines Funktrupps der deutschen Truppen zu den Partisanen übergelaufen. Er stammte aus der Gemeinde Pardan im Banat und war SS-Oberscharführer. Er nahm nicht nur das gesamte Funkgerät mit zu den Partisanen, sondern auch die ihm unterstellte Mannschaft. Das waren zum Großteil ganz junge Schüler der höheren Jahrgänge von banater Mittelschulen. Vom Tag seines Übertrittes an begann dieser SS-Oberscharführer aus Pardan mit seiner Mannschaft und mit dem mitgenommenen Gerät für die Partisanen zu arbeiten. Er blieb in den Diensten der Partisanen bis nach dem Krieg. Dann geschah folgendes: Die jungen Männer des Funktrupps kamen, obwohl sie für die Partisanen gegen ihre eigenen Kameraden gekämpft und gefunkt hatten, in das berüchtigte Kriegsgefangenenlager im Kupferbergwerk Bor. Es könnte hier auch noch über das weitere Schicksal dieser jungen Menschen berichtet werden; darum geht es aber nicht. Es soll mit diesem Beispiel nur aufgezeigt werden, daß selbst solche Handlungen, die mit dazu beitrugen, daß die Partisanen im Krieg siegen konnten, nicht davor schützen konnten,

dasselbe Schicksal zu erleiden wie alle Deutschen der Vojvodina. Auch diese Überläufer waren Deutsche, und darum mußten sie dieses Schicksal erleiden.

In dieses Kapitel fällt auch das Schicksal der Deutschen aus der Batschka. Diese wurden ebenfalls gemartert, in Konzentrationslagern eingesperrt, getötet oder vertrieben wie die Deutschen aus dem Banat, obwohl die Batschka während des Krieges von Ungarn besetzt war. Vielfach gelang es sogar den deutschen Männern der Batschka, sich erfolgreich gegen die Einziehung zu den deutschen Soldaten zu wehren. Das alles hat nichts genützt. Denn die Deutschen in der Batschka hatten genauso, wie die Deutschen im Banat, ein beträchtliches Vermögen an gutem Ackerland, Hausbesitz und Gewerbeunternehmen. Auf dieses Vermögen hatten es die neuen Machthaber abgesehen. Das wird sogar von modernen, jugoslawischen Historikern zugegeben. Dieses Vermögen, hier nur ein Beispiel: Es waren über 1,1 Millionen Joch Ackerland und mehr als 90.000 Häuser, bildete die Grundlage für den Aufbau der neuen Agrarwirtschaft Jugoslawiens mit den genossenschaftlich organisierten Großbetrieben. Als der Krieg aus war und die Deutschen den Krieg endgültig verloren hatten, gab es für die seit Jahrhunderten im Banat ansässigen deutschen Menschen keine Chance. Sie wurden mit einer Kollektivschuld und einer Kollektivstrafe belastet, was letztendlich nicht nur das Ende der deutschen Minderheit in diesem Raum bedeutete, sondern für viele total unschuldige Menschen deutscher Muttersprache auch das Ende ihres Lebens.

Das Dorf und seine Bewohner

Im alten Dorf, also im deutschen Dorf, lebten im Mai 1941 insgesamt 684 Personen deutscher Muttersprache. Daneben gab es noch etwa 145 Personen ungarischer Muttersprache. Die deutsche Bevölkerung war hierarchisch in festgefügt Familienverbänden, an deren Spitze der Vater stand, eingeordnet. Auch die Alten, Großeltern und eventuelle Urgroßeltern, die bereits aus dem Erwerbsleben ausgeschieden waren, blieben dem Familienverband zugehörig, selbst dann, wenn sie getrennt und in eigenen Häusern lebten. Für die Alten sorgten die Jungen. Bei Landwirten hatten die Alten meistens ein Ausgedinge von Naturalien bei der Übergabe der Wirtschaft ausgemacht. Dieses Ausgedinge war so bemessen, daß die Alten bis an ihr Lebensende ihr Auskommen hatten. Bei Handwerkern oder Tagelöhnern gab es dieses Ausgedinge nicht. Da blieben die Alten im Familienverband und versuchten, solange es ihre Gesundheit erlaubte, sich nützlich zu machen. Sozialversicherung gab es keine. Somit auch keine Altersversorgung. Lediglich Angestellte des Staates, wie etwa der Notar und der Vizenotar in der Gemeindeverwaltung, sowie der Lehrer und eventuell noch der Bahnhofsvorstand, hatten Anspruch auf eine Alterspension. Sie lebten nach dem Ausscheiden aus dem Staatsdienst von dieser Pension.

Der Landwirt im Dorf hatte meistens alles, was er zum Leben brauchte, zum Großteil aus eigener Produktion. Was der Landwirt nicht oder nur ungenügend hatte, war bares Geld. Wenn ihm ein Mißgeschick unterlief, das nur mit Geld geregelt werden konnte, mußte er sich zu dem unpopulärsten Schritt seines Lebens entschließen: er mußte Feld verkaufen. Käufer waren meistens die Beamten mit festen Monatsbezügen. Sie verfügten über Bargeld. Sie konnten einspringen und den Landwirt aus seiner Verlegenheit befreien. Daher waren die Beamten im Dorf auch meistens Besitzer von Grund und Boden. Eine Ausnahme stellten nur solche Beamten dar, die infolge irgendwelcher Umstände in ihrer aktiven Laufbahn öfter versetzt wurden. Sie hatten sich kaum eingerichtet, als schon der Versetzungsbefehl kam. Meistens traf dieses Mißgeschick die Angestellten der Eisenbahnverwaltung.

Der chronische Geldmangel der Landwirte war durch die relativ hohen Abgaben an den Staat bedingt. Sie erreichten oft einen Umfang, der den ganzen Ertrag der Ernte verschlang. Dazu kamen noch die Spekulanten im Geschäft mit dem Getreide. Dieses Geschäft hatten in den oberen Etagen fast ausschließlich jüdische Kaufleute in der Hand. Diese bestimmten den Preis. Kein anderer Kaufmann wäre in der Lage gewesen, diesen Preis zu überbieten, weil einfach keiner da war. Die Finanzbehörden forderten gleich nach der Ernte ihre Steuer ein. Es mußte also verkauft werden. Diese Spekulationsgeschäfte erreichten manchmal einen derartigen Umfang, daß der Landwirt sehr nahe an den Ruin kam. Besonders kraß war diese Situation in den letzten 22 Jahren. Also in der Zeit da das Banat zu Jugoslawien gehörte.

Konnte einmal die Steuer nicht pünktlich abgeliefert werden, so war am nächsten Tag bereits der Exekutor im Haus. Dieser verpfändete alles, was er erwischen konnte: Oft das zurückbehaltene Saatgetreide, den Futtermais, in extremen Fällen sogar die Pferde. Auf diese Dinge konnte der Landwirt aber nicht verzichten. Es blieb ihm dann nur ein Ausweg: das

Geldinstitut. Dieser Weg war meistens der Weg in den Ruin, weil es fast nicht mehr möglich war, das geborgte Geld samt Zinsen zurückzuzahlen. Diese hohe Steuerlast war auch Mitursache für die Entscheidung auszuwandern. Besonders in den Jahren der Weltwirtschaftskrise, als das Getreide einen so niederen Preis hatte, daß man mit dem Erlös der Ernte die Steuern nicht mehr zahlen konnte. Das war in den Jahren von etwa 1928 bis 1932. Damals verließen auch aus unserem Dorf mehrere Familien die Heimat, um in der Fremde eine neue Existenz zu suchen.

Diese unsichere wirtschaftliche Situation der Landwirte war auch an dem Umstand schuld, daß nur selten Bauernsöhne in höhere Schulen geschickt wurden. Diese Schulen befanden sich in den Städten. Wer also in so eine Schule gehen wollte, mußte in der Stadt wohnen. Dazu brauchte man aber Geld; auch für die Bezahlung der Schulen selbst mußte regelmäßig Geld vorhanden sein. Dieses Geld war aber, wie schon erwähnt wurde, nicht ausreichend vorhanden. Dazu kam noch, daß man die Jungen meistens zur Arbeit auf dem Feld brauchte, weil eine fremde Arbeitskraft auch wieder Geld kostete. Jetzt, da ich das niederschreibe, kann ich erst ermessen, welches Opfer meine Eltern gebracht haben, damit ich in Werschetz in die Bürgerschule gehen konnte. Ich erinnere mich noch gut, daß meine Quartiergeberin schon damals hauptsächlich mit Naturalien (Mehl, Schmalz, Honig usw.) entlohnt wurde. Trotzdem war allmonatlich ein gewisser Geldbetrag notwendig. Selbst diesen kleinen Betrag regelmäßig aufzubringen, war nicht immer leicht. So wie meinen Eltern ging es sicher auch den Eltern der anderen Burschen und Mädchen, die so wie ich in Jugoslawien in eine Mittelschule gingen. Diese Schulen hatten natürlich die serbische Sprache als Unterrichtssprache. War also die finanzielle Seite geregelt, so war es noch nicht so sicher, daß man in so einer Schule auch Erfolg hatte. In dem Bestreben, sich eine höhere Bildung anzueignen, steckten also allerhand Risiken.

Mir ist bekannt, daß selbst Eltern aus der großen Familie Birg manchmal nur mit Mühe das nötige Bargeld aufbringen konnten, um ihren Kindern eine höhere Bildung, vor allem aber eine umfangreiche Schulbildung möglich zu machen. In den schweren Zeiten, in denen man für das geerntete Getreide keinen ausreichenden Preis erzielen konnte, taten sich auch manche Birg schwer, dem ungeschriebenen Gesetz der Familie, demzufolge der Jugend eine angemessene Schulbildung möglich gemacht werden muß, zu entsprechen. Hier ist auch ein Hinweis auf die Verdienstmöglichkeiten im Dorf angebracht.

Neben der Beschäftigung in der Landwirtschaft, wo ausschließlich bei Taglohn mit barem Geld bezahlt wurde, boten die Gewerbe- und Industriebetriebe einigen Verdienst. Aber nicht ausreichend, um die jungen Menschen im Dorf zu halten. In den Gewerbebetrieben wurden hauptsächlich Lehrlinge ausgebildet. Schon damals war es so wie heute: Der Lehrling war, wenn der Meister sich mit ihm anfänglich Mühe gab, bald eine gute Arbeitskraft, die nichts oder nur wenig kostete. Gesellen fanden nur in den Handwerken eine Arbeit, die der unbedingt notwendigen Abdeckung des Bedarfes im Dorf diente. Das waren das Huf- und Wagenschmiedegewerbe, das Wagnergewerbe, das Tischlergewerbe und zum Teil die Handelsgeschäfte. Von den Dienstleistungsgewerben beschäftigten lediglich die Rasierer je einen oder zwei Gesellen.

Im Dorf ausgebildete Handwerker gingen gerne in die Fremde. Ich weiß aus vielen Erzählungen, denen ich noch als Bub lauschen durfte, daß der Schuhmachermeister Jakob Krämer in seiner Jugend viele Jahre in Wien gearbeitet hat. Mein Großvater väterlicherseits war, bevor er sich auf der Rarosch angekauft hat, ebenfalls Schuhmacher. Er hat als junger Mann viele Jahre in Budapest als Geselle gearbeitet. Durch diese Wanderschaften hatten sich die jungen Handwerker ein umfangreiches Können in ihrem Fach angeeignet. Sie waren daher tüchtig und sie konnten sich mit jedem Konkurrenten aus einem Nachbardorf messen. Ein Übel war, daß nicht genügend Arbeit im Dorf anfiel, sodaß auch die Handwerker in der Erntezeit als Schnitter gingen, um das tägliche Brot zu sichern.

Echte Arbeitsplätze, das ganze Jahr hindurch, bot im Dorf lediglich die Getreidemühle. Hier gab es im Maschinenhaus Platz für einen Maschinisten und, wenn in mehr Schichten gefahren wurde, sogar für zwei Heizer. In der Mühle selbst hatten ein Obermüller sowie vier bis sechs Hilfskräfte das ganze Jahr hindurch eine wohl schwere, aber sichere Arbeit.

In den Ziegelöfen fanden ebenfalls mehrere Familien Arbeit und Brot. Diese Arbeitsplätze waren jedoch sofort gefährdet, wenn die Zeiten schlechter wurden und die Arbeit auf den Baustellen, wo man ja die Ziegel brauchte, zur Seltenheit wurde. Der Verdienst in diesem Gewerbe des Ziegelschlagens, wie man zu sagen pflegte, war auch sehr bescheiden, sodaß man nur das Auslangen finden konnte, wenn man alle Familienmitglieder, auch die halbwüchsigen Kinder, mit in den Arbeitsprozeß eingliederte.

Hier sind auch noch die vier Dreschmaschinen zu erwähnen. Auch diese boten jeweils einer Partie von etwa 24 Personen sowie einem Maschinisten und einem Heizer Gelegenheit, soviel Weizen zu verdienen, daß zumindest hinsichtlich des täglichen Brotes kein Mangel bestand. Hinsichtlich Arbeit und Verdienst war unser Dorf nicht auf eine Ebene mit den Nachbardörfern zu stellen. Es gab unter den deutschen Bewohnern für die dortigen und damaligen Verhältnisse (Zwischenkriegszeit) sehr reiche Familien und sehr arme Familien. Der Mittelbau, dem vor allem Landwirte mit einem Besitz von 5 bis 60 Joch Ackerland zuzurechnen sind, war der dominierende Bevölkerungsteil.

Über diesem Mittelbau befanden sich die Mitglieder der Familien Birg, Faul und Eisler. Bei diesen Familien war der Grundbesitz des Dorfes konzentriert. Es gab keine Familie, die weniger als 100 Joch gehabt hätte; dafür mehrer, die auf einen Grundbesitz zwischen 300 und 500 Joch verweisen konnten. Bei diesen landwirtschaftlichen „Großbetrieben“ fanden ebenfalls mehrere Familien Arbeit und Brot. Nachdem auch der Besitz der Getreidemühle und der Ziegelöfen der Familie Birg gehörte, kann diese Familie als Hauptarbeitgeber des Dorfes angesehen werden.

Gut ein Drittel der im Dorf wohnenden Familien hatte jedoch nur einen ganz kleinen Grundbesitz; oft nur ein Haus mit Garten. Es gab aber auch Familien, die weder ein eigenes Haus noch eigenen Grundbesitz hatten. In diesen Familien herrschte nicht selten große Not. Für die meist vielen Kinder mußte neben der Sicherstellung der Nahrung, auch für Bekleidung und Wohnraum gesorgt werden. Da hatten die Eltern es oft schwer, zu verhindern, daß nicht größte Not, besonders in den Wintermonaten, Einzug hielt. Es gab Familien, wenn auch nicht viele, die mit ihren oft 6 bis 7 Kindern in einem Raum „wohnten“. Die Küche mußte mit einer anderen Familie, die nicht minder zahlreich war, geteilt werden. Angesichts

dieser Feststellung muß man beim Hinweis auf die großen, geräumigen Häuser der Familien Birg sagen, daß es in unserem Dorf große soziale Unterschiede und dementsprechend auch soziale Spannungen gab.

Es erscheint daher unbegreiflich, daß von den Kommunisten diese armen Familien genauso verfolgt wurden, wie etwa die Familien Birg. Hier liegt wieder der Beweis klar auf der Hand, daß es nicht darum ging, die Sympathisanten mit der Besatzungsmacht, wie immer wieder betont wurde, und auch nicht darum, nur die Deutschen mit größerem Vermögen und die Intelligenz des Dorfes zu vernichten, sondern es ging einfach darum, kollektiv die Deutschen schlechthin, ganz gleich, ob sie reich oder arm waren, zu treffen: Alle, die einen deutschen Namen hatten, alle, die als Deutsche bekannt waren, mußten sterben oder zumindest verjagt werden, damit es im neuen, kommunistischen Jugoslawien keine deutsche Minderheit mehr gibt. Das ist letzten Endes auch der Grund dafür, daß man im heutigen Jugoslawien nicht mehr von der deutschen Minderheit spricht; es gibt sie einfach nicht mehr.

Trotz dieser vorhin geschilderten sozialen Unterschiede bei der Bevölkerung des Dorfes, war das Leben harmonisch. Es gab keine Auflehnung der ärmeren gegen die reicheren Menschen. Es gab auch keine Absonderungen der Reichen. Diese gingen in die Wirtshäuser zum Tanz wie die anderen jungen Menschen des Dorfes auch. Sicher, sie hatten, wie schon erwähnt wurde, große und schöne Häuser, und sie leisteten sich in diesen Häusern Dienstboten. Wenn es aber darauf ankam, standen sie zum Dorf und sie halfen immer wieder die Interessen des Dorfes zu verteidigen und die Menschen des Dorfes zu schützen. Dies zumindest solange, bis gegen das Dorf brachiale Gewalt angewendet wurde.

Die jüngere Generation der Familie Birg hatte auch von der vielgelästerten Madjarisierung, die ihre Eltern mitmachen mußten, genug. So wurde, um nur ein Beispiel zu nennen, sorgfältig darauf geachtet, daß die Kinder Vornamen bekamen, die nicht ins ungarische übersetzt werden konnten. Die jüngeren Birg tragen heute Vornamen wie Rudolf, Walter, Dittmar, Helmut, Otto, Emil usw.

Taufe, Erstkommunion, Firmung

Wie schon andeutungsweise hingewiesen wurde, verlief das Leben im Dorf in eingefahrenen Bahnen. Alles hatte seine Ordnung und jeder hatte seinen Platz im Dorf. Aus dieser festgefügt Hierarchie gab es kein Ausbrechen. Im folgenden sollen die Lebensäußerungen, wie sie im Dorf zur Regel gehörten, beschrieben werden: Geburt und Taufe eines Kindes, Erstkommunion, Firmung, Hochzeit und Begräbnis.

Hat sich ein Kind in der Familie angekündigt, so gab es für die Eltern eine ganze Menge Vorkehrungen, die zu treffen waren, damit alles seinen geregelten Lauf nehmen konnte. Da mußte Kontakt mit der Hebamme des Dorfes aufgenommen werden. In unserem Dorf war das die Frau Jungert, die Jungertin, wie sie allseits genannt wurde. Über diese Frau, die in ihrem reichen Leben mindestens drei Generationen auf ihrem Weg ins Leben geholfen hat, ist an anderer Stelle dieses Buches noch mehr zu lesen. War die Jungertin verständigt, so

ging man ans Überlegen, wem aus der Verwandtschaft das ehrenvolle Amt der Patenschaft für den neuen Erdenbürger übertragen werden sollte. War auch diese Frage entschieden, so wurden die Wiege eingerichtet, Kleidchen und Hemdchen angefertigt und letzten Endes alle umfangreichen Vorbereitungsarbeiten für die Geburt in Angriff genommen. Grundsätzlich kamen alle Kinder des Dorfes im Elternhaus auf die Welt. Wenn es Komplikationen bei der Geburt gab, so konnte man aus den Nachbardörfern Zichydorf oder Heideschütz einen Arzt holen. Solche Fälle waren jedoch sehr selten; meistens kam unsere Hebamme zurecht. War das Kind endlich auf der Welt, so konnte sich die Wöchnerin auf einige Schonung freuen. Denn nun trat die Patin, die vorgesehene Godl des Kindes, in Aktion: Sie sorgte, zumindest während der ersten Woche nach der Geburt, für das Wohlergehen der Mutter und meistens auch für die ganze Familie der Wöchnerin. Nur die besten Speisen wurden gekocht. Dann kam alles in das schönste Tafelgeschirr. In weiße Tücher verpackt wurde schließlich alles in das Haus der Wöchnerin getragen. Das Amt der Godl übernahmen die Frauen sehr gerne. Es stand auch in höchstem Ansehen.

Der Pate des Kindes trat erst bei der Taufe so richtig in Aktion. Er war zuständig für die Ausrichtung des Tauffestes. In unserem Dorf dauerte es mitunter einen ganzen Monat, bis das neugeborene Kind getauft werden konnte, weil der Pfarrer nur jeden Monat einmal aus Zichydorf zu seiner Filialkirche in unserem Dorf kam. War der Pfarrer endlich da, konnte im Rahmen des Hochamtes getauft werden. Das Kind wurde von den Paten in die Kirche gebracht und von diesen auch wieder zurück ins Elternhaus. In manchen Fällen erhielt sogar eine Musikkapelle die Einladung, zur Taufe lustige Weisen zu spielen.

Das Tauffest war ein Freudenfest, an dem das ganze Dorf Anteil nahm. Dabei kamen auch die Kinder des Dorfes auf ihre Rechnung. Sie liefen nach der Taufe hinter dem Taufzug her und riefen: „Süß Godl, sauer Phat“. Auf diese Rufe hin, streute der Taufpate Zuckerln aus, um die sich die Kinder im Staub der Straße balgten. Wollte ein Taufpate seine besondere Großzügigkeit unter Beweis stellen, so warf er neben den Zuckerln auch kleine Geldmünzen unter die Kinder. Über eine solche Taufe, mit einem so großzügigen Taufpaten, wurde dann noch lange im Dorf gesprochen. Bleibt nur noch zu erwähnen, daß es im Anschluß an die Taufe im Elternhaus des Kindes als Abschluß der Feier ein Festmahl gab, zu dessen Reichhaltigkeit auch die Godl mit beitrug.

Das Kind wuchs nun im Familienverband heran. Es kam mit sechs Jahren in die Volksschule, wo es meistens sechs Jahre lang blieb. Selbst Kinder, die später in eine höhere Schule gingen, blieben meistens diese sechs Jahre in der Volksschule. Als Schulkinder kamen die kleinen Mädchen bald auch unter die Obhut der Frau Amon, die für die Maria-Mädchen zuständig war. Hier lernten die Mädchen fromme Lieder singen und beten, soweit sie das noch nicht im Elternhaus gelernt hatten. Die Maria-Mädchen sind in ihren weißen Kleidchen bei Prozessionen vorangegangen. Hier bei den Maria-Mädchen wurden auch die ersten Vorbereitungen für die Erstkommunion getroffen. Die Buben waren in dieser Hinsicht nicht so gut vorbereitet, weil sie mit den einschlägigen Maßnahmen des Lehrers in der Schule auskommen mußten.

Die Erstkommunion der Kinder fand an einem Sonntag im Frühling statt. Daran nahm das ganze Dorf Anteil, speziell aber die Eltern und die Paten der Kinder. Sie hatten mit ihren Schützlingen einen großen Tag.

Die bedeutendste kirchliche Handlung, der sich die Kinder des Dorfes unterzogen, war die Firmung. Diese fand nur alle vier Jahre im Dorf statt, weil alle vier Jahre der Bischof zur Visitation seiner Pfarre ins Dorf kam und bei dieser Gelegenheit auch das Sakrament der Firmung spendete. Die Ankunft und das Verweilen des Bischofs im Dorf gehörte zu den Großereignissen. Dementsprechend waren auch die Vorbereitungen für den Empfang des hohen Würdenträgers. Die Aktivitäten für die Firmung liefen auf zwei Ebenen: Die Erwachsenen sorgten dafür, daß der Empfang des Bischofs würdig und feierlich verlief; die Kinder wieder mußten einen Firmpaten (Firmphat) aussuchen und den Firmunterricht absolvieren. Als Firmphat kam meistens ein Onkel bei den Buben bzw. eine Tante bei den Mädchen zu Ehren.

Den Firmunterricht gab es in der Schule. Meistens machte das die Lehrerin, obwohl für die größeren Kinder, die zur Firmung durften, in der Schule bereits der Lehrer zuständig war.

Nachdem der Bischof bei seinen Visitationen von einem Dorf zum anderen reiste, war es Ehrensache, daß dieser hochwürdige Herr an der Grenze der Gemarkung, zu welcher er vom Nachbardorf unter großer Eskorte gebracht wurde, abgeholt und feierlich in das eigene Dorf geleitet wurde. Als Transportmittel diente eine Kalesche, vor die mindestens vier Pferde gespannt waren. Entweder vier Schimmel oder, wenn keine vier Schimmel im Dorf waren, vier Rappen oder vier Fuchsen. Die Kalesche wurde von der gesamten bäuerlichen Dorfjugend auf ihren schönsten Pferden begleitet. Damit das alles reibungslos über die Bühne gehen konnte, mußte schon Monate vor der Ankunft des Bischofs geübt werden. Dabei sollten die vier Zugpferde für die Kalesche aneinander gewöhnt und die Reitpferde mit ihren Reitern eingewiesen werden. Als Instruktor fungierte der Siller Jergl. Er war erfahren im Geleitreiten und er wußte über alle Tücken der Reitkunst bestens Bescheid. Er hatte nämlich als Soldat bei den Husaren gedient, wo er es bis zum Offizier gebracht hatte. Auf sein Kommando mußte also alles hören.

Zum Üben trafen sich die Reiter mit ihren Pferden auf der Hutweide; dort lernten sie dann einen kleinen Kreis, einen großen Kreis und so manche andere Figur auszuführen. Für die jungen Bauernburschen war das eine große Hetz und für den Siller Jergl eine willkommene Abwechslung, die ihn an einst schöne Zeiten bei den Husaren erinnerte. Neben diesen Übungen mußten die Reiter schon rechtzeitig dafür sorgen, daß das Sattelzeug in gutem Zustand war, daß die Beschläge glänzten und daß die Reitstiefel blank poliert waren.

In den frühen Morgenstunden am Tag der Ankunft des Bischofs wurden dann die Pferde noch auf Hochglanz gebracht. Sie wurden gestriegelt und gebürstet, bis sie ein glänzendes Fell hatten. Die langen Schwanzhaare und die langen Mähnen wurden dann noch mit Bänder geschmückt, sodaß Reiter und Pferd einen prächtigen Anblick boten. Dann ging es endlich los. In der Kalesche saßen der Richter des Dorfes sowie der Präses des Kirchenvereines. Sie waren praktisch das Empfangskomitee für den Bischof. An der Grenze der Dorfgemarkung wurde dann Aufstellung genommen und gewartet, bis die Kavalkade des Nachbardorfes mit dem Bischof in der Mitte näher kam. Schließlich ist in einer Zeremonie, die Verabschiedung

und Begrüßung zum Gegenstand hatte, der Bischof in die wartende Kalesche umgestiegen und in unser Dorf gebracht worden. Diesen prächtigen Anblick, den es, wie gesagt, nur alle vier Jahre zu sehen gab, wollte sich niemand entgehen lassen. Daher war alles auf den Beinen, als der Bischof in Begleitung des Richters, des Präses und des Pfarrers in das Dorf Einzug hielt. Abgestiegen ist der hohe Herr immer im Haus der Familie Karola und Georg Birg. Die Zeiteinteilung war jedoch so, daß der Bischof gleich nach seiner Ankunft das Hochamt hielt und im Anschluß daran die Firmung der Jugend vornahm. Schon während des Hochamtes standen die Firmlinge alle um den Altar. So nahmen sie am Hochamt teil. Nach dem Amt stellten sie sich vor der Kirche in einem Spalier auf. Hinter jedem Firmling stand der Firmphat oder die Firmgodel; sie legten die eine Hand auf die Schulter des Firmlings, in der anderen Hand hielten sie ein zusammengefaltetes, weißes Tuch. Dieses Tuch wurde dem Firmling, nachdem er das Firmkreuz mit dem heiligen Öl auf die Stirn bekommen hatte, um den Kopf gebunden, damit das heilige Öl voll wirksam werden konnte.

War die ganze Firmungszeremonie vor der Kirche vorbei, gingen Eltern und Paten nach Hause, wo es wieder ein Festessen gab. Der Bischof begab sich zu seinem Gastgeber. Dort wurde er verköstigt und dort konnte er sich von den Strapazen des Tages ausruhen. Am späteren Nachmittag empfing er meistens eine Delegation der Dorfbewohner. Dabei gab es immer das eine Thema zu besprechen: Wann wird endlich mit dem Bau der neuen Kirche begonnen? Er wurde, wie schon an anderer Stelle geschildert, nie begonnen.

Für die Firmlinge gab es aber noch vor dem festlichen Mittagessen ein großes Erlebnis, auf das sie sich schon lange vor der Firmung gefreut haben. Sie bekamen das Firmgeschenk überreicht. Meistens war es eine Uhr; es konnte aber auch ein Fahrrad oder ein Bekleidungsstück sein. In der Regel hat der Firmpate mehrere Vorschläge gemacht, sodaß der Firmling aussuchen durfte, was er am liebsten hätte.

Am nächsten Tag in den frühen Morgenstunden brachte man den Bischof wieder unter der Eskorte der Dorfjugend an die Dorfgemarkung, wo schon das Empfangskomitee des nächsten Nachbardorfes wartete. Damit war die Firmung für die nächsten vier Jahre wieder erledigt.

Nun, mit den Sakramenten der heiligen Religion ausgestattet, wuchsen die jungen Menschen des Dorfes, im Familienverband eingegliedert, heran. Die Mädchen wurden von der Mutter mit allen Arbeiten des Haushaltes vertraut gemacht. In vielen Fällen halfen sie auch schon bei den Arbeiten der Eltern mit; sie fuhren mit hinaus auf das Feld oder sie gingen mit zum Ziegelschlagen, um nur einige Beispiele zu nennen. Die Burschen wieder lernten ihr Handwerk, oder sie mußten auf dem Hof und auf den Feldern des Vaters mitarbeiten, bis sie soweit waren, daß sie zur Musterung für den Militärdienst kamen. Von diesem Zeitpunkt an wurde der „große Bub“, der vorher noch ein „kleiner Bub“ war, zum Mann. Es gehörte sich, daß man bei der Musterung tauglich war und es war Ehrensache, daß man seinen Militärdienst abdiente. In Friedenszeiten sagte man dem jungen Mann, der von seinem abgeleisteten Militärdienst nach Haus kam, er sei jetzt ein Mann, der heiraten könne. Es dauerte dann auch nicht mehr lange, bis eine Braut ausgesucht und der Hochzeitstermin fixiert war. Das ging meistens nicht ohne Aufregungen über die Bühne, weil in dieser Hinsicht die Ansichten der Jungen mit jenen der Alten nicht immer übereinstimmten; schließlich kam es aber doch zu

der Hochzeit. Im Bauernstand war es üblich, daß sich ein Bauernsohn seine künftige Bäuerin in Kreisen des Bauernstandes suchte. Das hatte seine Ursache im Fehlen des sogenannten „Erbhofes“. Es war nicht üblich, daß ein Kind der Familie den Bauernhof übernahm und die Geschwister mit einem Geldbetrag abgefunden wurden. Durch die Realteilung, die im Banat üblich war, wurde ein landwirtschaftlicher Besitz auf alle Kinder aufgeteilt. Wenn also mehrere Geschwister vorhanden waren, konnte es geschehen, daß durch die Realteilung ein an sich gutes landwirtschaftliches Anwesen in Schwierigkeiten geriet. Der Jungbauer, der die Absicht hatte, auf dem Hof zu bleiben, mußte zusehen, daß er durch die Heirat dem Hof wieder soviel an Substanz zuführte, wie durch die Realteilung verlorengegangen war.

Die Realteilung hatte mehrere Folgeerscheinungen, die nicht unbedingt gut waren. Um das landwirtschaftliche Anwesen nicht zu sehr zu gefährden, gingen die Bauernfamilien zum Ein- oder bestenfalls zum Zweikindsystem über. Die Gefahr bestand darin, daß es leicht passieren konnte, daß durch Unglücksfälle oder sonstige Umstände plötzlich niemand da war, um ein landwirtschaftliches Anwesen weiterzuführen. Vereinzelt wurden auch Ehen geschlossen, die nur eine Zielsetzung hatten: die Wirtschaftskraft eines Anwesens zu erhalten oder sogar zu vergrößern. In den letzten Jahren war das zwar nicht mehr die Regel, die Eltern der heiratsfähigen Kinder übten jedoch noch immer einen starken Einfluß auf ihre Kinder aus.

Bei Handwerkern und kleineren Landwirten sowie bei Tagelöhnern war die Realteilung bei der Eheschließung weniger ausschlaggebend. Aber die Meinung der Eltern spielte auch hier eine gewisse Rolle.

Noch eines ist hier anzumerken. Es gehörte zur Regel, daß Kinder deutscher Eltern wiederum nur Kinder deutscher Abstammung heirateten. Ausnahmen bestätigen jedoch die Regel: Auch in unserem Dorf gab es einige Mischehen. Meistens zwischen ungarischen und deutschen Heiratskandidaten.

Hochzeitsfest

Es ist gleich am Anfang festzuhalten: So wie es sehr „reiche“ und sehr „arme“ Familien im Dorf gab, so gab es auch sehr große und sehr kleine Hochzeiten. Freudige Ereignisse waren die Hochzeiten jedoch allemal. Wenn sich die Brautleute einig und die Eltern mit dem ausgewählten Partner einverstanden waren, stand den umfangreichen Vorbereitungen, die nun einsetzen mußten, nichts mehr im Weg. Der erste offizielle Weg der Brautleute führte in das Gemeindehaus, wo das Aufgebot bestellt wurde. Dann gingen die jungen Leute zum Pfarrer. Auch dort wurde das Aufgebot bestellt. Im Gemeindehaus schlug man die Kunde vom Aufgebot am schwarzen Brett an; in der Kirche wurde an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen die beabsichtigte Eheschließung verkündet. Vom Zeitpunkt des bestellten Aufgebotes an galten die Brautleute als Verlobte.

Nun mußten die Beistände (Trauzeugen) angesprochen und eine Liste der Hochzeitgäste aufgestellt werden. In beiden Haushalten, aus denen die jungen Leute kamen, setzte dann,

vor allem in der Küche, eine rege Tätigkeit ein. Die Braut mußte darüberhinaus ihre Aussteuer durchschauen und wo noch etwas fehlte, war jetzt die Zeit gekommen, das noch rasch zu ergänzen. War eine große Hochzeit geplant, mußte nun auch entschieden werden, in welchem Gasthaus das Fest arrangiert wird und, was auch sehr wichtig war, welche Musikkapelle verpflichtet werden sollte. Dabei war schon bei der Bestellung der Musik und bei der Reservierung des Wirtshauses zu überlegen, ob die Hochzeit einen oder mehrere Tage dauern sollte.

In dem Moment, da man wußte, daß eine Hochzeit vorbereitet wurde, kam das ganze Dorf in Stimmung und Aufregung. Es gab nur mehr ein Gespräch, die bevorstehende Hochzeit.

Wenn die Hochzeit in einem Wirtshaus gefeiert wurde, eine solche soll im folgenden geschildert werden, versammelten sich die geladenen Gäste bereits am Vormittag, etwa um 9 Uhr, im Hochzeitswirtshaus. Als Bewirtung wurde zu diesem Zeitpunkt für die Männer bereits ein Schnaps und für die Frauen ein Tee angeboten. Auch die für die Hochzeit verpflichtete Musik stellte sich bereits im Wirtshaus ein. Wenn es Zeit war, formierte sich der Hochzeitszug. Zuerst ging es zum Elternhaus des Bräutigams. Während die Musik dort schon lustige Weisen intonierte, bekam der Bräutigam seine Begleitung, meistens eine ledige Schwester oder eine Freundin der Braut, zugeteilt. Nun bewegte sich der Hochzeitszug zum Elternhaus der Braut. Auch dort spielte die Musik auf; es kam aber zu keiner fröhlichen Stimmung, weil es in diesem Haus hieß, Abschied zu nehmen. Die Hochzeitsgesellschaft stimmte das altehrwürdige Lied „Schön ist die Jugend...“ an, was einen Strom von Tränen auslöste. Der Abschied der Braut von der Mutter war besonders rührend. Die Braut bekam den Brautführer zugeteilt, dann setzte sich der Hochzeitszug wieder in Bewegung. Erstes Ziel war das Gemeindehaus, wo die standesamtliche Trauung vollzogen wurde. Dann begab sich die Hochzeitsgesellschaft in die Kirche. Hier fand der Höhepunkt der Hochzeit, die kirchliche Trauung, statt. Nach dieser feierlichen Zeremonie begab sich die ganze Gesellschaft in das Hochzeitswirtshaus, wo es dann nur mehr lustig zuing. Mittlerweile war es höchste Zeit für das Mittagessen geworden. Jetzt kam die Hochzeitköchin, bei den großen Hochzeiten war das die Frau Elisabeth Amon, zu ihrem Recht. Sie hatte bereits bei der Vorbereitung der Hochzeit dafür gesorgt, daß auch alles, was für ein Hochzeitsessen notwendig war, zur Verfügung stand. So ein Essen setzte sich etwa folgendermaßen zusammen: Als Auftakt gab es eine gute Nudelsuppe; die Nudeln für die Einlage waren natürlich selbstgemacht. Dann kam das gekochte Fleisch, dazu Paradeissoße und Kren. Als nächstes folgte der Braten und das Herausgebackene (paniert). Dazu gab es verschiedene Salate und eingelegtes Dunstobst. Den Abschluß bildete der Kuchen, von dem riesige Mengen zur Verfügung standen. Zuerst wurden die Torten angeschnitten. Dazu gab das Brautpaar das Signal, indem es daranging, die Hochzeitstorte zu zerkleinern und aufzuteilen. Neben den Torten standen die Teller mit dem Feingebäck, dem Kuchen.

Getrunken wurde der Hochzeitswein, den der Brautvater entweder vom Wirt oder von einem Winzer in Werschetz besorgt hatte. Gegen Ende des Essens, wenn die Stimmung schon bald am Höhepunkt war, konnte es passieren, daß der Braut ein Schuh abhanden kam, was meistens ein aufgeweckter Bub aus der Hochzeitsgesellschaft im Auftrag eines Erwach-

senen besorgt hatte. Dieser Schuh, ohne den der Brauttanz nicht beginnen konnte, wurde dann zugunsten des jungen Paares versteigert. Infolge der zu diesem Zeitpunkt bereits herrschenden Hochstimmung kamen da ganz schöne Beträge zusammen.

Mittlerweile waren aus dem Tanzsaal einige Tische hinausbefördert worden, sodaß der Brauttanz beginnen konnte. Mit dem Tanz begonnen hat das jungvermählte Paar. Nach einigen Tanzschritten folgte bereits der Wechsel des Partners. Das ging solange, bis alle männlichen Hochzeitsgäste einige Tanzschritte mit der Braut gemacht hatten. In früheren Jahren, so berichten ältere Leute, wurden beim Brauttanz auch die Hochzeitsgeschenke übergeben; in letzter Zeit hat man die Geschenke schon vor der Hochzeit ins Haus der Braut geschickt. Bald war es schon wieder Zeit für das Abendessen, das in etwa dem Umfang des Mittagessens entsprach. Danach gab es Tanz und Unterhaltung bis Mitternacht. Nun wurde die Braut abgekränzt; anstelle des Schleiers bekam sie von ihrer Taufpatin ein Kopftuch umgebunden, was soviel sagte, daß nun der Ehestand begonnen hat. Während das junge Paar verschwand, zog sich ein junger, lustiger Mann als Braut an, dann wurde weitergefeiert bis in die Morgenstunden. Danach formierte sich wieder ein Hochzeitszug, allerdings mit der „Ersatzbraut“. Die Gäste, die bereits müde nach Hause gegangen waren, wurden wieder abgeholt und weiter ging das Feiern. Es hat auch Hochzeiten gegeben, die drei Tage lang gedauert haben. Dann waren aber alle Beteiligten derartig erschöpft, daß der Rest der Woche nur mehr geruht wurde.

Der letzte Weg

War im Dorf jemand gestorben, so wurde das durch das Läuten der kleinen Glocke angekündigt. Nach dem Morgen-, Mittag- und Abendläuten ertönte diese kleine Sterbeglocke. Die Toten wurden generell im Haus aufgebahrt. An den Abenden fand die Totenwacht statt. Da kamen die Verwandten und die Nachbarn zusammen, um zu beten. Am Begräbnis nahmen meistens viele Menschen teil. Der Sarg, der von einem der Tischler im Dorf angefertigt worden war und auf dem der Name und das Alter des Verstorbenen standen, war aus Hartholz und dementsprechend schwer. Er wurde auf der Totenbahre von vier Männern getragen. Wenn der Pfarrer aus Zichydorf zum Begräbnis gekommen war, fand auf dem Weg zum Friedhof ein Zwischenhalt in der Kirche statt, wo eine Totenmesse gelesen wurde. Unser Friedhof war großzügig angelegt. Er verfügte über schöne Grabmonumenten und zwei Gruftkapellen.

Leider wurde dieser Friedhof, in dem unsere Vorfahren ihre letzte Ruhe finden sollten, von den kommunistischen Machthabern Mitte der Fünfzigerjahre geschleift, sodaß die lieben Toten dort nicht in Frieden ruhen konnten. Wie Augenzeugen berichteten, wurden die sterblichen Überreste geplündert und dann in einer Ecke des neuangelegten Friedhofes verscharrt.

So war es einst Zuhause

Im folgenden wird versucht, Sitten und Gebräuche wie sie sich im Jahreskreis ereignet und von uns in unserem Heimatdorf erlebt und gestaltet wurden, darzustellen. Das hier Niedergeschriebene beruht auf Erzählungen und Berichten von älteren ehemaligen Mitbewohnern und zum Teil auch auf eigenen Erinnerungen des Verfassers.

Ein neues Jahr begann in unserem Dorf eigentlich am 31. Dezember, also zu Silvester. An diesem letzten Tag des Jahres war es meistens grimmig kalt in unserer Region. Nicht selten lag auch schon viel Schnee. Die Bewohner des Dorfes befanden sich in einer guten und satten Stimmung, die noch vom Weihnachtsfest herrührte. Solange es noch Tag war, wurden die Pferde vor die Schlitten gespannt und eine kleine Ausfahrt unternommen, was sowohl den Tieren, die in dieser Jahreszeit aus dem Stall raus wollten, weil sie Bewegung brauchten, und den Menschen wohltat, weil sie die Zeit bis zum Abend mit etwas Lustigem verbringen wollten, gewissermaßen als Einstimmung für die bevorstehenden Feierlichkeiten.

Als erstes galt es das alte Jahr zu verabschieden. Das begann in der Kirche bei der Danksagung. Bereits vor diesem Gottesdienst hörte man es im ganzen Dorf knallen. Verursacht wurde dieses Geballer von den Buben, die mit ihren Stoppelrevolvern nicht warten konnten, bis die Kirche aus war.

Der Gottesdienst selbst mußte leider allzuoft ohne Pfarrer gehalten werden, weil dieser aus dem benachbarten Zichydorf nicht geholt werden konnte; entweder war der Schnee zu hoch oder dem guten Mann fehlte einfach die Zeit, denn er mußte in seiner Kirche in Zichydorf ebenfalls die Danksagung halten. In solchen Fällen sprang dann die „Vertretung“ aus dem Dorf ein. Trotzdem wurde an diesem letzten Tag des Jahres ein schöner Gottesdienst abgehalten: Der Petri Lehrer spielte auf dem Harmonium die Lieder vor, und unter der kundigen Anleitung des Vetter Klos (Herold) wurde dann mitgesungen. Die Gebete sprach meistens unser junger Freund Hans Bogner, der sich als ein gelehriger Schüler des Vetter Klos entwickelt hatte. Bei den Gebeten handelte es sich hauptsächlich um Dankgebete. Diese halfen auch über das Fehlen einer besinnlichen Predigt hinweg. Vom Vetter Klos wurde auch die Jahresstatistik des Dorfes verlesen. Eine Aufgabe, die eigentlich zur Predigt in der Danksagung gehörte. Eine solche gehaltvolle Predigt gab es aber nur in den seltenen Jahren, in denen unser Pfarrer sich doch die Zeit für ein Danksagung in unserem kleinen Dorf nehmen konnte. Vetter Klos konnte diese Statistik genauso feierlich vortragen wie der Herr Pfarrer. Er erwähnte zuerst die Geburten, die es im Laufe des Jahres gegeben hatte; dann kamen die Todesfälle. Wenn diese höher als die Geburten waren, wurde eine ernste Ermahnung an die Ehefrauen gerichtet, doch danach zu trachten, daß ein ausreichender Nachwuchs das Aussterben des Dorfes verhindere. War dieser wichtige Teil der Statistik erledigt, wurden noch die Eheschließungen, die Wallfahrten, die Prozessionen, die Maiandachten und zuletzt die Gottesdienste, an denen der Herr Pfarrer anwesend war, hervorgehoben. Mit diesem Bericht war dann offiziell das alte Jahr abgeschlossen. Am Ende dieses Gottesdienstes, der gewöhnlich um sieben Uhr am Abend begann und bis etwa acht Uhr dauerte, läutete der

Kirchendiener Vetter Wastl (Schag), unterstützt von den Ministranten, alle drei Glocken, was in der kalten Winternacht sehr feierlich klang. Um das Läuten der Glocken am letzten Abend des Jahres war unter uns Buben immer ein Gerangel ausgebrochen, weil es, wenn man zum Läuten eingeteilt war, die Möglichkeit gab, eher aus der Kirche herauszukommen. Rechtzeitig draußen zu sein, war nämlich sehr wichtig, weil nach dem Verstummen des letzten Glockenschlages das Schießen begann. Böller hat es im Dorf keine gegeben. Geschossen wurde hauptsächlich mit den Jagdflinten, von denen es genug im Dorf gab. Auch das Knallen der Stoppelrevolver verursachte allerhand Lärm, gegen den Knall der Flinten war dieser allerdings gering, daher mußten die Pausen, die durch das Nachladen der Jagdflinten entstanden, für den Abschluß der Stoppelrevolver genutzt werden. Für die Stoppel, die den Knall verursachten, ging leider eine Menge von dem im Laufe des Jahres gesparten Geld drauf (etwa das von den Ratscherbuben gesammelte oder durch den Verkauf von Kürbiskernen erhaltene), sodaß wir Buben mit leeren Taschen das alte Jahr verabschiedeten und mit noch leereren Taschen in das neue Jahr hineingingen. Das stimmte uns nicht allzu traurig, denn der nächste Tag, der Neujahrstag, brachte, wie wir noch hören werden, wieder etwas Geld in die Taschen.

Nach der Danksagung gingen alle Kirchenbesucher nach Hause. Wir Kinder mußten ins Bett, während sich die Erwachsenen für den Silvestertanz fertig machten.

Silvestertanz gab es in beiden Wirtshäusern. In dem einen spielte die Brennerbande, im anderen die Hügelbande. Beim Muhr waren hauptsächlich die verheirateten Paare; beim Loch die Jugend. In beiden Wirtshäusern soll es hoch hergegangen sein. Es war auf jeden Fall immer sehr lustig und so mancher huldigte in den Tanzpausen zu sehr dem Abkühlen durch einen tiefen Schluck von dem köstlichen Wein aus den Riden unserer nahen Heimatstadt Werschetz. Diese Übereifrigen erlebten meistens den Jahreswechsel nicht mehr bewußt, sie lagen entweder schon zu Hause im Bett, oder sie mußten von den Freunden nach Hause gebracht und versorgt werden.

Um Mitternacht spielte die Musik einen kräftigen Tusch und nun begann das Neujahrswünschen. Die Erwachsenen besorgten das gleich an Ort und Stelle im Wirtshaus. Wir Jungen hatten den ganzen Vormittag zu tun, um alle unsere Wünsche anzubringen. In den Wirtshäusern ging es meistens bis in die Morgenstunden hoch her. Die letzten Zecher ließen sich noch von der Musik nach Hause spielen, dann sammelten sich die Musikanten wieder, um bei den angesehenen Bürgern des Dorfes ein Ständchen zu bringen. Es war eine hohe Auszeichnung für jedes Haus, wenn die Musikanten ein Ständchen aufspielten. Der Brauch verlangte, daß man alle Musiker ins Haus einlud und bewirtete. Auch eine kleine Wegzehrung wurde mitgegeben. Nicht selten auch etwas Geld. Dieses Ständchenspielen dauerte bis zum Beginn des Gottesdienstes am Neujahrstag.

Damit hätten wir nun das alte Jahr verabschiedet. Nun wollen wir mal sehen, wie es mit dem neuen Jahr begann.

Wie wir schon im Zusammenhang mit der Musik gehört haben, war der erste Tag im Jahr vor allem durch die Freigiebigkeit der Bewohner ein Festtag. Für uns Kinder begann das Fest schon sehr zeitig in der Früh. An diesem Tag hatte die Mutter keine Mühe, uns aus dem Bett zu bringen. Da lagen wir schon lange wach und fragten ununterbrochen, ob wir

nicht schon aufstehen könnten. Dieser Eifer hatte einen triftigen Grund: Zu Neujahr ging man „Wünschen“, und überall, wo man seine Wünsche anbrachte, bekam man etwas; meistens eine Geldmünze. Bevor aber die Geldmünze in der Hosentasche verwahrt werden konnte, mußte gewünscht werden, d. h., es war ein Wunsch in Form eines Gedichtes aufzusagen. Texte für solche Wünsche hat es verschiedene gegeben. Für die kleineren Kinder einfache, die leicht zu erlernen waren; für die größeren Kinder längere und schwierigere. Im folgenden einige solche Texte:

„Ich bin ein kleiner König, gibt mir nicht zuwenig,
gibt mir nicht zuviel, damit ich nichts verspiel!“

„Ich wünsch’, ich wünsch’, ich wes net was.
Hinterm Ofe sitzt a Has, der greift in den Sack und gibt mir was!“

„Ich bin ein kleines Bingel, ich stell mich ins Winkel.
Wann ich nichts kann, fang ich auch nichts an!“

„So klein ich bin, so wünsch’ ich doch, wie es gute Kinder pflegen:
Euch heut’ zum neuen Jahr viel Glück, Gesundheit und auch Segen!“

„Ich bin heute Nacht im Schlaf erwacht. Der Engel hat mir die Botschaft gebracht.
Ich dachte hin, ich dachte her, ich weiß nicht, was das für Botschaft wär’.
Doch endlich fällt’s mir ein, daß heute Neujahr soll sein.
Darum wünsch’ ich Euch viel Glück und Segen und ein langes Leben.“

„Einen kleinen Wunsch bring ich Euch dar: Gott segne Euch im neuen Jahr!
Glück, Gesundheit und ein langes Leben soll der liebe Gott Euch geben.“

In erster Reihe ging man zu den nahen Verwandten sowie zu der Taufpatin und dem Taufpaten „Wünschen“. Wenn noch Zeit blieb, wurden auch die Nachbarn oder die Freunde der Eltern, der Lehrer und die Lehrerin beim „Wünschen“ besucht. Sehr wichtig waren auch die Großeltern, wenn diese nicht im Haushalt zusammen mit den Eltern lebten. Das Geld für die dargebrachten Wünsche wurde sorgfältig in der Hosentasche verwahrt und immer wieder gezählt. Mit dem Ansteigen der Summe stieg auch unsere Stimmung, sodaß wir gar nicht mehr aufhören wollten. Ertönte jedoch die große Glocke beim „Erstläuten“, so war es aus mit dem „Wünschen“. Noch ein Wort zu den Geldmünzen die man bekam. Eine silberne Zehn-Dinar-Münze war sicher das Höchste, was zu erwarten war. So eine Münze bekam man meistens von der Godl (Taufpatin) oder von der Großmutter. Gebräuchlich war die Ein-Dinar-Münze. Sollte es etwas mehr sein, so gab es die Zwei-Dinar-Münze; oder etwas weniger, dann gab es einen halben Dinar. Auch dafür stand eine kleine Münze zur Verfügung.

Daß beim Wünschen etwas zu holen ist, hatten auch die Zigeuner bald herausgefunden. Wir hatten im Dorf keine Zigeunerfamilien, aber in Zichydort und Groß-Gaj gab es welche. Diese waren, wie wir Kinder auch, schon zeitig in der Früh unterwegs im Dorf. Auch sie hatten ihre Wünsche in Form von kleinen Gedichten, die sie aufsagten. Solche Wünsche der Zigeuner lauteten etwa folgendermaßen:

„Ich wünsch’ Dir einen goldenen Tisch. An jedem Eck’ einen goldenen Fisch.
In der Mitte ein Glas Wein, dabei sollt ihr alle lustig sein!“

„Ich wünsch’ Dir a Ochs mit em dicken Knack, a Stück Speck in mei Sack!“

„Ich wünsch’ Dir a goldenes Hutsch (Fohlen), daß Du damit in den Himmel rutscht!“

Nach dem Gottesdienst, der an diesem Neujahrstag etwas später angesetzt war, und zu dem hie und da auch der Pfarrer aus der Nachbargemeinde kam, gingen die Männer noch rasch auf einen Schluck ins Wirtshaus. Die Frauen eilten nach Hause, um das Mittagessen fertig zu machen. Es war meistens ein Festessen, das mit einer guten Suppe begann und dann mit einem gekochten Fleisch mit Kren fortgesetzt wurde. Hauptgericht war ein Braten, zu dem es Kompott, Salat und eine Zuspeise gab. Den Abschluß bildete der Kuchen. Dieser durfte auf keinen Fall fehlen.

Schon am Nachmittag begannen die Musikkapellen wieder in „ihren“ Wirtshäusern zu spielen. Das ging dann, wohl mit einer Unterbrechung zur Versorgung der Tiere im Stall, bis um Mitternacht weiter. So wurde auch der erste Tag im Jahr, ebenso wie der letzte, mit Frohsinn und guter Laune gefeiert, in der Hoffnung, daß es ein gutes Jahr werde und daß man in diesem neuen Jahr eine gute Ernte einbringen könne.

Der Alltag nahm seinen Lauf. Hier müssen noch einige Worte zum Dreikönigsfest gesagt werden. Zu dieser Zeit hatte die Faschingszeit bereits begonnen, also machte die Mutter für Dreikönig die ersten Faschingskrapfen. An diesem Feiertag waren es jedoch besondere Krapfen. In einem der Kuchen auf dem Krapfenteller befand sich eine Geldmünze versteckt. Wer diesen Krapfen erwischte, war der König; er mußte etwas spendieren. Meistens wurde der Krapfenteller schon so hingestellt, daß der Vater den Krapfen mit der Münze erwischte. War dem so, konnte einer aus der Tischgesellschaft, meistens ein größerer Bub, zum Wirt gehen und eine Flasche Wein holen, der dann gleich nach dem Dreikönigessen getrunken wurde. Manchmal hatte die Mutter auch mehrere Krapfen mit einer Geldmünze versehen, sodaß auch die Kinder etwas erwischten.

Die Wintermonate waren die Zeit der Erholung und des Ausruhens. Auf den Feldern konnte nicht gearbeitet werden. Es gab also keinen Verschleiß, so hatten auch die Handwerker ruhige Tage. Das Schweineschlachten und das Eisführen paßten sehr gut in diese Jahreszeit. Auch der Jagd wurde gehuldigt.

Das Eisführen

Damals vor fünfzig Jahren gab es in unserem Dorf keine Kühlaggregate, wie das heute für jeden Haushalt eine Selbstverständlichkeit ist. Auch von Gefriertruhen war damals keine Rede. Trotzdem mußte gekühlt werden. Der Fleischhauer und die Wirte konnten ohne Kühleinrichtungen nicht auskommen, da es im Sommer furchtbar heiß werden konnte.

Gekühlt wurde also bereits, aber eben anders als das heute gemacht wird. Wir kühlten mit Natureis, von dem es im Winter genug gab. Die Kunst bestand allerdings darin, das im Winter gewonnene Eis so aufzubewahren, daß es auch im Sommer noch verwendet werden

konnte. Zu diesem Zweck gab es im Dorf drei große Eiskeller: Einen beim Fleischhauer Löchel und je einen bei den Gastwirten Muhr und Loch.

So ein Eiskeller hat folgendermaßen ausgesehen: Es wurde hinten im Hof eine drei Meter tiefe Gruben ausgehoben. Diese Gruben waren etwa vier Meter breit und sieben Meter lang. Über diesen Gruben befand sich ein Gerüst für ein Spitzdach. Über dieses Dachgerüst wurde dann einfach ein Strohschober gesetzt. Weizenstroh hat sich wunderbar zur Isolierung geeignet.

Im Spätherbst mußten die Eiskeller ausgeräumt werden. Das alte Stroh kam heraus und wenn in der Grube Wasser stand, wurde auch dieses ausgeschöpft. Dann brachte man am Boden der Grube wieder eine etwa einen Meter dicke Schicht Weizenstroh ein. Für die Bepackung der Seitenwände mußte ein genügender Strohvorrat neben dem Eiskeller gelagert werden.

War nun das Eis in den Grundlöchern genügend stark, 15 - 20 cm, das war in normalen Jahren Ende Jänner oder Anfang Februar der Fall, gingen die Wirte und der Fleischhauer zu den Bauern und luden diese zum Eisführen ein. Entnommen wurde das Eis meistens aus dem Grundloch des Faul Josef, weil es dorthin eine gute Zufahrt gab und weil in dieses Grundloch, vom artesischen Brunnen im Hof des Hauses, ständig frisches und sauberes Wasser zu laufen konnte. Wer keine Pferde und Schlitten hatte, wurde zur Eisgewinnung in das Grundloch eingeladen oder zum Verpacken des Eises im Eiskeller eingeteilt. Die Männer des Dorfes machten bei diesen Arbeiten gerne mit. Man hatte Zeit in diesen Wintermonaten, und die Besitzer der Eiskeller sorgten ausgiebig für Speis' und Trank, sodaß es beim Eisführen oft recht lustig herging. Im Grundloch wurde die Eisdecke aufgehackt und in Trümmer von etwa einem halben Quadratmeter zerkleinert. Diese Trümmer, die ganz schön schwer waren, kamen dann auf die Schlitten, mit denen sie zu den Eiskellern befördert wurden, wo wieder eine Arbeitspartie wartete und dafür sorgte, daß die angelieferten Eistrümmer ordentlich im Stroh verpackt wurden. Vor allem mußte getrachtet werden, daß auch die Seitenwände der Grube gut mit Stroh ausgefüllt wurden. War der Keller voll, kam das letzte Stroh hinein. Mit diesem deckten die Männer oben alles gut ab, sodaß die Eigenkälte des Eises in keine Richtung abwandern konnte. Auf diese Weise stand für den Rest des Jahres genügend Eis zur Verfügung; der Fleischhauer konnte seine Produkte gut lagern und die Wirte hatten keine Mühe, immer gutgekühlte Getränke auf den Tisch zu bringen. Unter der Schank hatten die Wirte ihre Eiskästen stehen. Das waren aus starkem Holz gefertigte Behälter, in denen Natureis aus dem Eiskeller gelagert wurde. Auch der Fleischhauer hatte einen solchen Kasten in seinen Arbeitsräumen aufgestellt.

Das Eisführen dauerte oft eine Woche lang und war eine „Riesenhetz“. Wenn man in dieser Woche fleißig mit dem Schlitten Eis geführt hat, bekam man in den Sommermonaten vom Wirt oft einen Brocken, den die Mutter dann zur Herstellung von Speiseeis verwendete. Eine Köstlichkeit, die damals nicht alltäglich war.

Feldhasen und Füchse

In unseren Gemarkungen war ausschließlich die Niederwildjagd möglich. Es gab Feldhasen, Füchse, Rebhühner, Wachteln und Wildenten. In ganz seltenen Fällen verirrte sich Rehwild aus den Revieren um Werschetz herum in unsere Gegend. Wenn es einmal gelang, ein Reh zu erlegen, so zählte das zur Sensation. Das gleiche hatte Geltung für das Schwarzwild.

Die Jagdausübungsberechtigten waren alle in einer Jagdgemeinschaft des Dorfes zusammengefaßt. Oberjäger bzw. Obmann dieser Jagdgemeinschaft war zuletzt der Birg Georg. Zu der Jagdgemeinschaft gehörten die größeren Bauern, der Lehrer, der Notar sowie einige Ehefrauen von größeren Bauern. Geschossen wurde ausschließlich mit Schrotflinten. Höhepunkt des Jagdjahres waren die Treibjagden. Zu diesen wurden auch Gäste aus den Nachbardörfern und den Städten Werschetz und manchmal sogar aus Betschkerek und Belgrad eingeladen. Als Treiber bewarben sich Männer aus dem Dorf. Bei so einer Treibjagd kamen gut 50 bis 60 Personen zusammen.

Für den Transport des erlegten Wildes stand ein Schlitten mit Stangen, wie beim Beiführen während der Getreideernte, bereit. Die Jagdgesellschaft wurde gleichfalls mit Schlitten zu den einzelnen Trieben gebracht. Meistens gab es auf dem Feld während der Mittagspause etwas zum Essen und Trinken, sodaß die Jagdgesellschaft, die am frühen Vormittag das Dorf verlassen hatte, erst am Abend wieder ins Dorf zurückkommen brauchte.

Am Abend gab es dann in einem der Gasthäuser den Jägerschmaus, an dem alle Schützen teilnehmen mußten. In unserem Dorf gab es pro Jahr mindestens zwei Treibjagden; eine auf der Rarosch und die zweite im Ried. Wenn der Wildstand gut war, entschloß man sich auch noch zu einer dritten Treibjagd. Während der Schonzeit ruhte die Jagd. Es war auch möglich, kleine Gruppenjagden zu veranstalten, diese mußten aber im Einvernehmen mit dem Obmann der Jagdgesellschaft organisiert werden. Ausgänge von Einzelpersonen waren während des ganzen Jagdjahres möglich.

Alles, was sich bei den Jagden ereignet hat, sorgte im ganzen Dorf für Gesprächsstoff an den langen Winterabenden, wenn man mit den Nachbarn oder mit gleichaltrigen Ehepaaren oder Freunden zur „Reih“ zusammenkam. Bei dieser Gelegenheit wurde der Dorftratsch gepflegt. Waren alle Themen dazu erschöpft, machten die Männer sich ans Kartenspiel und die Frauen holten ihre Handarbeiten hervor. Besonders die weiblichen Mitglieder der Jagdgesellschaft boten mit ihren „Jagdtaten“ viel Gesprächsstoff. Die Frauen wurden nicht selten von den Männern verulkt und oft auch in unfairer Weise zu Jagdtaten verleitet, die nichts anderes als ein Ulk waren.

Auch die Jägerweihe, die während des Jägerschmauses vorgenommen wurde, bot viel Gesprächsstoff, um über die Jagd zu reden. „Geweiht“ wurden die Jungjäger. Also alle Personen, die bei dieser Treibjagd mitgemacht und dabei ihren ersten Hasen erlegt hatten. Das mußten nicht immer nur junge Männer sein, auch ältere waren oft dabei. Wichtig war, daß der erste Hase im Rahmen dieser Treibjagd erlegt worden war. Die Weihe endete meistens mit einer Prügelorgie. Der Jungjäger mußte sich zur Weihe auf eine Bank legen. Zu ihm wurde „sein“ Hase gelegt. Dann nahm der Obmann der Jagdgesellschaft die Weihe vor, in-

dem er nach dem Sprechen der Aufnahmeformel dem Jungjäger mit einer vorbereiteten Rute oder mit dem Putzstock eins über den Hosenboden zog. Seinem Beispiel folgten dann die restlichen Mitglieder der Jagdgesellschaft. War die Gesellschaft groß und schon in guter Stimmung, konnte es passieren, daß der Jungjäger einige Wochen Schwierigkeiten beim Sitzen hatte.

Schlacht und Sautanz

Im Spätherbst und im frühen Winter hörte man täglich schon zeitig in der Früh das fürchterliche Brüllen der Schweine, die geschlachtet und im Laufe des Tages verarbeitet werden sollten. Es war die Jahreszeit, in der die Speisekammer mit Vorräten gefüllt wurde; mit Vorrat für das ganze Jahr. Es gab kaum eine Familie im Dorf, die nicht ihre Mastschweine im Stall hatte. Denn das Futter für die Mast konnte sich jeder beschaffen, auch wenn er keinen eigenen Grund und Boden hatte. Einige Joch Kukuruz, die um das Drittel zur Bearbeitung und zur Ernte übernommen wurden, schafften für die Schweinemast genügend Futter ins Haus. Heimisch war das Mangolitza-Schwein. Eine Rasse, die besonders viel Schmalz und guten dicken Rückenspeck lieferte. Ein lebendes, mit Mais gut ausgefüttertes Jungschwein dieser Rasse erreichte ein Gewicht bis zu 200 Kilogramm. Meistens wurden zwei, oft auch vier bis fünf Stück dieser guten Specklieferanten an einem Tag geschlachtet. Das gab eine Menge Arbeit. Ein Großteil des anfallenden Fleisches wurde für das Salzen (Pöckeln) hergerichtet. Aus den Abschnitzeln (mageres Fleisch) wurden Bratwürste abgefüllt. Aus dem im Kessel gekochten Fleisch vom Kopf, dem Kesselfleisch, an das wir uns noch so gerne erinnern, sowie aus der Leber, die nur ganz leicht angekocht werden durfte, entstand schließlich unsere Leberwurst. Aus den Schwarten, der Zunge, etwas würfelig geschnittenem Speck und etwas Blut fertigten wir dann noch den Schwartemagen an, der an den Winterabenden so gut gemundet hat.

Nachdem Leberwürste und Schwartemagen langsam im Kessel abgekocht worden waren, wurde dieser Kessel für das Schmalzauslassen hergerichtet. Alles anfallende Fett, das nicht zur Herstellung von geselchtem Speck verwendet wurde, kam, nachdem es schön würfelig geschnitten worden war, zum Auslassen in den Kessel. Das Endprodukt waren Grammeln und schönes, blütenweißes Schweineschmalz. Zum Auskühlen kam dieses in große Blechdosen. Diese waren der ganze Stolz der Hausfrau. Schließlich galt die Menge des gewonnenen Schweineschmalzes als Maßstab für den Wohlstand des Hauses.

Der Schlachttag war ein harter Arbeitstag für alle Beteiligten. Es war daher nur recht und billig, daß nach getaner Arbeit ein bißchen Vergnügen kam: „der Sautanz“.

Zu diesem Festabend waren selbstverständlich alle an der Schlacht beteiligten Personen und noch einige mehr eingeladen. Die Frauen, die ohnehin schon den ganzen Tag schwer gearbeitet hatten, mußten jetzt das Sautanzessen vorbereiten, das gewöhnlich aus allen Produkten des Tages bestand. Es wurde alles durchgekostet, wobei es je nach Fortschritt des Abends zu mehr oder weniger lautstarken Debatten kam, ob in der Bratwurst zuviel Paprika

wäre, in der Leberwurst etwa der Majoran nicht herausschmeckte oder ob nicht schon bald die Werschtelbuben kommen würden, die man mit viel Geschick sicher würde überlisten können.

Damit wären wir bei jenem angenehmen Teil des Schlachttages, bei dem auch die an der vielen Arbeit Nichtbeteiligten versuchten, zu ihrer Kostprobe zu kommen. Ein schöner Brauch, an dem sich die Dorfjugend rege beteiligte und zeigte, daß sie auch kreativ sein konnte.

Das „Werschteln“ ging folgendermaßen vor sich: Ein Weidenkorb wurde schön mit Stroh oder Heu ausgefüllt und dann mit dem Werschtelzettel versehen vor der Türe des Hauses, in dem der Sautanz gerade abgehalten wurde, mit Getöse abgestellt. Auf dem Zettel im Korb stand, was man eigentlich wollte. Der Text darauf lautete:

„Wir haben gehört,
Ihr habt geschlacht.
Ihr habt so gute Werscht gemacht,
Ihr habt so a gute Frau im Haus,
Die gibt die Werscht beim Fenster raus.
Der Schlächter mit der langen Nas',
Der schaut so gern ins Racki Glas.
Die Schlächterin mit dem langen Schorz,
Die laßt a jeda Schritt a Forz!
Laßt uns net so lang lose,
wir han zerrissene Hose,
da tut der Wind durch blose.“

Dieser Text wurde so verstanden, wie er gemeint war. Die da draußen wollten auch etwas von den guten Sachen auf dem Tisch haben. Für die Hausfrau war es Ehrensache, daß von allem etwas in den Korb kam. Sogar der Krautsalat zur frischen Bratwurst durfte nicht fehlen. Die richtige „Hetz“ begann aber erst in diesem Stadium des Unternehmens. Die Tischgesellschaft im Haus wollte die Gesellschaft vor dem Haus erwischen, wenn diese den gut gefüllten Korb abholten. Gelang das, so wurden die Werschtelbuben in das Haus gebracht und vor der ganzen Gesellschaft verulkt. Meistens ist es nicht gelungen die Werschtelbuben zu fangen. Diese waren, da sie ja vor dem Haus im Freien warten mußten, meistens noch frischer und auch nüchterner als die Tischgesellschaft im Haus. Durch allerlei Ablenkungsmanöver kam schließlich der Korb doch in den Besitz der Werschtelbuben.

Neben den Werschtelbuben hatten auch die Kinder des Hauses am Schlachttag ihre „Hetz“. Sie warteten mit großer Ungeduld auf die Blase, welche Sauploder genannt wurde. Diese konnte mehrfach verwendet werden. Nachdem sie sorgfältig entleert worden war, wurde sie mit einem kräftigen Strohalm aufgeblasen. Schließlich hatte die Blase das Aussehen eines Luftballons. So wie heute mit einem Ballon gespielt wird, spielten unsere Kinder mit der Sauploder. Ältere Männer, die gerne Pfeife rauchten, machten den Buben die Blase oft streitig. Wenn diese nämlich in aufgeblasenem Zustand getrocknet wurde, gab sie einen vorzüglichen Tabaksbeutel ab. Angeblich soll darin der Tabak immer bei der richtigen Konsistenz geblieben sein, sodaß die Pfeife immer gut brannte.

Ein weiteres Abfallprodukt von der Schlacht diente als beliebtes Spielzeug. Wenn die Schweinshaxeln abgekocht wurden, damit daraus eine schmackhafte Sulz gemacht werden konnte, blieben die Knochen übrig. Auf diese Fußknochen hatten es wir Kinder abgesehen. Sie wurden in der Mitte durchbohrt; dann wurde in dieses Bohrloch eine Spagatschnur eingefädelt und zwar so, daß die Schnur jeweils mit einem gekrümmten Finger gehalten werden konnte. Der Knochen wurde solange gedreht, bis er die Schnur fest zusammengewickelt hatte. Wenn man nun mit den Fingern anzog, versetzte sich der Knochen in rasche Umdrehungen; dabei gab er ein eigenartiges Geräusch ab. Es brummt, sagten wir. Das Spielzeug aus dem Knochen wurde daher auch als „Brummer“ bezeichnet.

Spät am Abend, die Kinder schliefen schon längst in ihren Betten, verließen die letzten Gäste des Sautanz' mehr oder weniger geräuschvoll das Haus, und dort, wo den ganzen Tag geschäftiges Treiben geherrscht hatte, kehrte endlich auch Ruhe ein. Böse Zungen behaupteten, daß bei so einem Sautanz oft ein halbes Schwein verzehrt wurde, was aber niemanden störte, denn meistens stimmte es nicht, und wenn es doch gestimmt hat, blieb sicher noch soviel Vorrat übrig, daß die Hausfrau das ganze Jahr hindurch das Auslangen fand.

Am nächsten Tag im Morgengrauen brüllten schon wieder in einem anderen Haus die Schweine unter dem Schlachtmesser. Noch ein Wort zum Schlächter: In vielen Fällen konnte dieses Geschäft vom Hausvater erledigt werden. Wo das nicht der Fall war, ließ man einen sachkundigen Mann kommen, der für einen redlichen Schlächterlohn die Hauptarbeit übernahm. In unserem Dorf war der Bogner Michel so ein ambulanter Schweineschlächter. Dieser war über die Schlachtsaison täglich im Einsatz. Nachdem er auch immer am Sautanz teilnehmen mußte, hatte er in dieser Jahreszeit mit Gewichtproblemen zu kämpfen und, was noch viel schwerwiegender war, er hatte stets ein Schlafmanko, sodaß er schon gegen Ende der Saison Schwierigkeiten hatte, das Messer richtig zu führen, wie er zu sagen pflegte.

Wenn alles gut gelungen war, geizte eine Hausfrau mit den Schlachtprodukten nicht; der Lehrer, der Herr Pfarrer und die Nachbarn bekamen Kostproben überreicht.

Freitanz in der Faschingszeit

Von Silvester an bis zum Aschermittwoch verging kein Sonntag, an dem nicht wenigstens in einem der Wirtshäuser eine Tanzunterhaltung stattgefunden hätte; meistens war in der Faschingszeit in beiden Wirtshäusern etwas los. Da durfte keine Gelegenheit ausgelassen werden. Wenn es keinen Maskenball oder keinen Orangenball gegeben hat, so gab es zumindest Freitanz für die Jugend. Eine Veranstaltung, die es wert ist, näher betrachtet zu werden. Es gehörte zum Brauch, daß die Mütter ihre Töchter streng bewachten. Alle ihre Unternehmungen wurden von der Mutter geplant und kontrolliert. Die engste Berührung zwischen den jungen Menschen des Dorfes fand auf dem Tanzboden statt, wo eine Polka den Walzer ablöste und umgekehrt. Also mußten die Töchter auch beim Sonntagstanz im Auge behalten werden.

In beiden Wirtshäusern gab es je einen Tanzsaal. Das war ein großer Raum, an dessen einem Ende eine Empore angebracht war, auf der die Musikanten ihren Platz hatten. Um den Saal herum, entlang der Wände, befanden sich Bänke. Diese Bänke waren für die Mütter reserviert, die ihre Töchter zum Freitanz brachten. Die festlich gekleideten Mädchen hatten ihren Platz mitten im Saal. Begann die Musik zu spielen, rannten die Burschen aus der neben dem Saal gelegenen Gaststube heraus und schauten zu, daß sie das Mädchen ihrer Wahl auch erwischten. Es kam nur ganz selten vor, daß ein Mädchen, das sich mitten im Saal aufgestellt hatte, keinen Tänzer bekam. Geschah das doch einmal, so mußte es sich an den Rand des Saales tunlichst in die Nähe der Mutter stellen. So etwas war ärgerlich, glaubten doch auch bei uns zu Hause die Mütter, daß sie jeweils die schönsten und somit die begehrenswertesten Töchter hätten.

Befand sich der junge Mann nun mit seinem Wunschkinder auf dem Tanzboden, so mußte er zeigen, daß er am besten tanzen konnte. Nachdem das jeder tun wollte, ging es im Tanzsaal hoch her. Der Eifer war manchmal so groß, daß die Tanzpaare ganz außer Atem waren, wenn die Musik eine Pause machte. Jetzt mußte der Bursche das Mädchen wieder mitten im Saal abgeben und schauen, daß er rechtzeitig im Gastzimmer seinen Platz vor seinem Weinglas bekam. Von den Burschen wurde meistens Wein getrunken, der in Literflaschen serviert wurde. Es gab auch den mit Sodawasser verdünnten Wein, den Spritzer. Für Frauen und Mädchen gehörte es sich, daß sie höchstens mal einen Himbeerspritzer tranken. In der Regel tranken die Mütter, die am Rand des Tanzsaales auf der Bank saßen, nichts. Auf den Wink der Mutter hatte die Tochter zu reagieren.

Befahl die Mutter: „Jetzt gehen wir nach Hause“, mußte die Tochter ohne Widerrede folgen. So streng ging es auf dem Tanzboden zu.

Die Mütter machten sich über das, was sie auf dem Tanzboden beobachten konnten, so ihre Gedanken. Hatte ein Mädchen zwei oder drei Tänze hintereinander den gleichen Partner, dann wurden bereits Kombinationen angestellt und auf der Bank am Rand des Saales eifrig kommentiert. Wenn sich der Tänzer nicht vorsah, war er bald verheiratet.

Die Burschen des Dorfes wurden in der Regel als heiratsfähig angesehen, wenn sie ihren Militärdienst abgeleistet hatten. Sie waren dann 22 bis 23 Jahre alt. War die Mutter des Mädchens überzeugt, daß der betreffende Bursche für ihre Tochter der richtige Ehemann sei, so gab es für das junge Paar, aus dem ausgeworfenen Netz, kaum eine Möglichkeit zu entkommen. Meistens wurden Bauernburschen mit Bauernmädchen zusammengebracht; die Töchter der Handwerker fanden meistens einen jungen Handwerker und die kleinen Drittelbauern und Tagelöhner fanden ihre Ehefrauen ebenfalls in den gleichen Kreisen. Selten kam es vor, daß sich ein junger Bauernsohn gegen den Willen der Eltern durchsetzte und das Mädchen seiner Wahl heimführen konnte.

Wir sind jetzt von den Tanzveranstaltungen etwas abgekommen. Es muß aber noch erwähnt werden, was sich abgespielt hat, wenn aus einem Nachbardorf Burschen zum Freitanz kamen. Verhielten diese sich klug und gesittet, durften sie ohne Behinderung mittanzten. Das war in der Regel der Fall. Es gab auch Freundschaften über die Dorfgrenze hinaus. Diese Freundschaften wurden gepflegt; sie boten sogar etwas Abwechslung aus dem Einerlei im eigenen Dorf. Hielt sich jedoch einer nicht an diese ungeschriebenen Gesetze, so mußte

er mit Konsequenzen rechnen, die man auch als Raufereien bezeichnen könnte. Unser Dorf hatte den Ruf, ein friedliches Dorf zu sein. Da gab es auch sehr selten Raufereien. Kamen jedoch Burschen aus einem Dorf, das für den Hochmut seiner Bewohner bekannt war, so wurde die Kirche, wie man zu sagen pflegte, bald wieder in die Mitte des Dorfes gerückt.

Der geruhsame Winter hatte also mit seinen Vergnügungen auch eine Funktion zu erfüllen. Er bot neben dem Sonntagstanz, der im Fasching, wie schon erwähnt wurde, auch ein Maskenball sein konnte, auch noch andere Vergnügungen, bei denen junge Menschen Gelegenheit hatten, sich etwas auszumachen. Zum Beispiel das Schlittenfahren.

Nachdem es nur ebenes Land gab, setzte sich ein Schlitten nur in Bewegung, wenn er von Pferden gezogen wurde. Da die Pferde in den Wintermonaten auch Bewegung brauchten, verband man das Nützliche gerne mit dem Vergnügen und arrangierte eine Schlittenpartie. Bei so einem Unternehmen war es meistens grimmig kalt. Daher mußte so eine Partie gut vorbereitet werden. Mauerziegel kamen in den Backofen, damit sie gut heiß wurden. Ihr Platz auf dem Schlitten war unter den Füßen der Passagiere. Übergezogen wurde ein Bunda, das war ein von den Rumänen gefertigter Schafpelz, der gut warm hielt, wenn man ihn im Winter mit den Haaren nach innen trug. Im Sommer soll so ein Bunda auch Kühle gespendet haben; dann mußten allerdings die Haare nach außen getragen werden. War kein Bunda im Haus, mußte gute, warme Kleidung angelegt werden. Für die Pferde kam bei solchen Ausfahrten nur das Paradeschirr in Betracht. Die Silberbeschläge mußten blank geputzt und das Lederzeug mit dem entsprechenden Fett glänzend gehalten werden. Auch Schellen, die in der Sonne glitzerten, wurden auf das Geschirr geschraubt. So ein Schlittengespann war eine prachtvolle Sache. Die Bauernburschen gaben sich alle Mühe, das schönste Gespann zu haben. Zu so einer Schlittenpartie wurden natürlich die Mädchen des Dorfes eingeladen. Nicht selten kam es zu Wettfahrten mit anderen Gespannen. Hie und da flog die ganze Gesellschaft auch in den Schnee. Meistens geschah das, wenn zu abrupt gewendet wurde. Verletzungen waren jedoch bei solchen Unfällen selten; der tiefe Schnee sorgte meistens für einen sanften Verlauf solcher Unfälle. Manchmal war so ein Malheur auch eingeplant, um einmal ordentlich lachen zu können, wenn die Mädchen im Schnee lagen.

Eine weitere beliebte Winterbeschäftigung war die „Reih“. Die Bezeichnung dieser Aktivitäten mit dem Begriff „Reih“ hängt sicher damit zusammen, daß eine gewisse Reihenfolge eingehalten wurde. Fast alle Altersgruppen hatten ihre „Reih“. Die großen Buben und Mädchen, die jüngeren Ehepaare und auch die gesetzteren Eheleute. Ältere Menschen gingen seltener zu einer „Reih“; sie gingen überhaupt nicht mehr aus. Sie mußten vielmehr das Haus bewachen, wenn die jüngeren Bewohner fort waren.

Die ledigen Mädchen und Burschen hatten ihre „Reih“ meistens an den Sonntagen. Treffpunkt war immer das Elternhaus eines Mädchens. Dafür wurde ordentlich vorgesorgt, denn die Gesellschaft, meistens acht bis zehn Paare, sollte sich über nichts beklagen können. Da gab es guten Kuchen und ausreichend Getränke. Hauptbeschäftigung bei so einer „Reih“ der ledigen Paare war das Gesellschaftsspiel. Dabei ging es oft hart her, wenn der eine oder andere Bursch beim Spiel „G’falt dir dei G’sell“ zeigen wollte, daß ihm ein bestimmtes Mädchen teuer war.

Anders war es bei den jüngeren Ehepaaren. Die kamen meistens zu ihrer „Reih“ an den Abenden nach der Tagesarbeit zusammen. In den Wintermonaten konnten es auch Abende unter der Woche sein. Hier gab es schon weniger Gesellschaftsspiele; es wurde mehr getratscht. Die Männer griffen früher oder später zu den Spielkarten und die Frauen griffen zu ihren Handarbeiten. Bei der „Reih“ der jüngeren Ehepaare kam es manchmal auch zu etwas Tanz, wenn zufällig einer dabei war, der mit der Harmonika umgehen konnte.

Die älteren Ehepaare hatten, besonders wenn schon heiratsfähige Kinder im Haushalt waren, andere Themen zu besprechen. Hier wurden bei der „Reih“ nicht selten Ehen gestiftet, bzw. es wurde versucht, Ehen einzufädeln; meistens schon zu einem Zeitpunkt, da die jungen Leute noch gar nicht ernst aneinander dachten. Die Männer griffen, wenn alle Themen über Wirtschaft, Preise für das Getreide und die lokale Politik erschöpft waren, auch zu den Spielkarten, um eine Partie Tarock, Fuchsen oder Mariage zu absolvieren.

Für jede „Reih“ galt, noch vor Mitternacht nach Hause zu gehen. So vergingen allmählich die Wintermonate. Die einzige Arbeit, die unaufschiebbar war, umfaßte die Versorgung des Viehbestandes. Es wurde früh zu Abend gegessen, aber auch nicht viel länger geschlafen als in den Sommermonaten. Das Füttern der Tiere setzte noch vor Tagesanbruch ein und war meistens beim Hellwerden schon erledigt.

Die „Reih“ war sehr beliebt, besonders in der Fastenzeit, in der es keine Tanzveranstaltungen im Wirtshaus gab. Da war sie praktisch die einzige Möglichkeit für junge Leute, zusammen zu sein, ohne daß es darüber etwas zu bereden gegeben hätte.

Zu Maria Lichtmeß war der Winter vorbei. Wohl noch nicht in der Weise, daß es nicht mehr kalt gewesen wäre, oder daß es keinen Schnee mehr gegeben hätte; es gab sogar noch im März des öfteren ein „Märzeng'stöber“, wohl aber nach der Stimmung der Menschen. Die Ungeduld, die sich während der Wintermonate angestaut hatte, drängte bereits zu Gedanken, die um die Frühjahrsarbeit kreisten. Die Sommersaat mußte rechtzeitig ausgebracht werden, die Felder für den Anbau der Hackfrüchte mußten, nachdem das erste Unkraut aufgegangen war, wieder umgeackert werden. Man war neugierig, in welchem Zustand die Wintersaat die kalten Monate überstanden hatte. Für diesen Lostag Anfang Februar gab es daher auch den Ausspruch: „Lichtmeß spinne vergess', bei Tag zu Nacht gess'!“

An diesem Tag wurden auch die noch fehlenden Arbeitskräfte, vor allem die ledigen Knechte und Kutscher, eingestellt. Mit einem Wort, der Winterschlaf war vorbei; es begann allorts zu rumoren. Die Vorbereitungen für die kommende Arbeitssaison erfüllten den Tag.

Mit dem ersten warmen Lüfterl setzte allerdings noch eine etwas unangenehme Zeit ein: das Tauwetter. Wenn der Schnee nämlich geschmolzen war und der Frost aus dem Boden wich, kam eine Zeit, in der man mehr ans Haus gebunden war als in den Wintermonaten. Es gab im Dorf, mit Ausnahme der Gehsteige entlang der Häuser, noch keine befestigten Straßen. Wer sich mit einem Gespann aus seinem Hof wagte, mußte damit rechnen, daß er tief in der aufgeweichten Erde versank. Es war die Zeit, in der man vier Pferde vor einen Wagen spannen mußte, um einige Säcke Weizen zur Dampfmühle zu führen. Die Räder der Wagen versanken bis zu den Achsen, und die Zugpferde hatten Mühe, ihre Füße, die bis zur Hälfte im Morast stecken blieben, wieder flott zu bekommen. Man sagte, es werde ein gutes Jahr, wenn gleich nach der Schneeschmelze Wind aufkam, der alles rasch abtrocknete. War

dies geschehen, und man konnte sich wieder aus dem Haus wagen, hielt den fleißigen Landmann nichts mehr davon ab, seine Felder zu bestellen und auf eine gute Ernte hinzuarbeiten.

Das nächste große Ereignis, auf das sich die Gemüter der Bewohner einstellten, waren die Feiertage zum Osterfest. Ein Fest, das einen sehr hohen Stellenwert bei der Bevölkerung hatte. Nicht nur die Kinder des Dorfes, auch die Erwachsenen fieberten den Osterfeiertagen entgegen.

Während die Männer von früh am Morgen bis spät am Abend auf den Feldern ihrer Arbeit nachgingen und die Handwerker in ihren Werkstätten tätig waren, hatten die Frauen im Haus und um das Haus alle Hände voll zu tun. Auf den Mistbeeten wurden Pflanzen gezogen, damit das Gemüse rechtzeitig angepflanzt werden konnte. In den Blumengärten wurde es allmählich bunt. Die Erde mußte aufgelockert werden, neue Blumen, die über Winter in wärmeren Räumen gestanden hatten, kamen ins Freie. Im Geflügelhof, der ganz der Obhut der Hausfrau unterstand, begannen die Vorkehrungen für die Vermehrung des Bestandes. Es gab noch keine Brutmaschinen. Alles wurde durch Muttertiere ausgebrütet. Da mußten entsprechende Nester hergerichtet werden, die zum Ansetzen geeigneten Eier ausgesucht und geprüft werden, und was sehr wichtig war, das ganze Haus mußte einen neuen Anstrich bekommen. Alles mußte frisch sein, wie das junge, neue Jahr. Kamen die Feiertage näher, ging man ans Eierfärben, ans Kuchenbacken und an den Hausputz. Wo eine Sommerküche vorhanden war, fand jetzt auch die Übersiedlung der Küche statt.

Auch in den Werkstätten der Handwerker begann sich das Leben wieder zu intensivieren. Es war Brauch, daß man für die Feiertage neue Schuhe und, wenn es ging, auch neue Bekleidung bekam. Schneider und Schuhmacher hatten also Hochbetrieb. So auch die Handwerker, die mit der Landwirtschaft eng verbunden waren: Die Schmiede und die Wagner. Die einzelnen Teile für neue Wagen waren über Winter vorgearbeitet worden, jetzt wurden sie zusammengebaut und zum Schmied gebracht, damit dieser den Beschlag noch vor dem Einsetzen der großen Arbeit vornehmen konnte.

Die kleineren Bauern, die Drittler und die späteren Schnitter besprachen bereits zu dieser Zeit ihre Lose, die sie zur Bearbeitung übernehmen wollten. Vorderhand ging man noch als Tagelöhner zum Distelstechen in die großen Weizenfelder, oder man begann mit der Arbeit in den Ziegeleien, um etwas zu verdienen.

Sogar die Kinder des Dorfes wurden von der Aufbruchsstimmung der Erwachsenen erfaßt. Die größeren Buben und Mädchen gingen bereits mit zum Distelstechen, die kleineren Kinder halfen, so gut sie konnten, der Mutter im Haus. Das Erledigen der Schulaufgaben machte immer mehr Mühe, weil auch die Kinder verspürten, daß nun das Stubenhocken zu Ende geht. Das Gefeilsche um die Zugehörigkeit zu den Ratscherbuben erreichte seinen Höhepunkt, denn bald waren die ersten Palmkätzchen da, für deren Schnitt und Bereitstellung in der Kirche die Ratscherbuben zuständig waren. Auch die folgende Abhandlung gibt einen Einblick in das vorösterliche Treiben und Werken im Dorf.

Wenn die Palmkatzel blühten

Am Ufer des großen Grundloches, hinter dem Postgebäude, wucherten riesige Stauden wilder Weiden. Diese hatten bereits früh im Jahr Blüten. Wir nannten diese langen Ruten mit den aufbrechenden Knospen, die grau, weich und pummelig waren, einfach Palmkatzel. Wenn die Palmkatzel blühten, war Ostern nicht mehr weit. Ein wichtiges Fest im Jahreskreis, besonders für die Buben, die das Glück hatten, zu den Ratscherbuben zu gehören. Denn Osterzeit war für uns vorwiegend Ratscherzeit.

Bevor man mit der Handratsche durch das Dorf laufen konnte, waren noch wichtige Arbeiten zu erledigen. Als erstes galt es, für den Palmsonntag die Palmkatzel zu schneiden. Für jeden Kirchgeher am Palmsonntag mußte mindestens eine der Ruten mit den schönen grauen Kätzchen neben dem Altar liegen, damit sie auch sicher geweiht wurde.

Einige Tage vor dem Palmsonntag, nicht zu früh, weil die Frische der Ruten gelitten hätte, zogen wir Ratscherbuben, ausgerüstet mit den gut geschliffenen Ullackern (Taschenfeitl) ans Grundloch. Dort wurden erst einmal die Palmkatzel geschnitten, zu Bündel geschnürt und für den Abtransport bereit gelegt. Dann ging es, wie es Brauch war, an die Erkundung der Geheimnisse dieses Grundloches. Es war eines der ältesten Grundlöcher, von den vielen, die es um das Dorf herum gab. Dementsprechend dicht war das Ufer bewachsen. Aus der Wasserfläche ragten kleine Inseln, auf denen alte Weidenstämme, knorrig und verwittert, standen. Umgeben waren diese Inseln von hohem Schilfrohr, sodaß man vom Ufer aus nicht alles sehen konnte, was sich auf so einer Insel befand bzw. tat.

Mit einem Waschtrog, der still und leise aus des Postmeisters Schuppen „ausgeborgt“ worden war, stachen wir bald in See. Ein verflucht lausiges Kunststück war es, die Balance in dem Gefährt zu halten. Nur die Geschicktesten von uns kamen unversehrt auf eine der verlockenden Inseln und wieder zurück. Für einige war mit diesem Abenteuer gleich das erste Freibad im neuen Jahr verbunden. Die nassen Kleider haben uns aber nicht allzuviel ausgemacht; was uns gestört hat, war der Umstand, daß es außer den alten knorrigen Weiden nichts auf den Inseln zu sehen gab. Sogar die im Vorjahr hinterlegte Fischangel war nicht mehr zu finden. Schließlich mußte das Forschungsabenteuer abgebrochen werden, denn der Ruf: „Der Illiewich kommt“, hat uns wieder in die Realität zurück geholt. „Der Illiewich“ war der Postmeister, ein Kavalier der alten Schule, der niemandem etwas tat; der sich höchstens um unsere Gesundheit Sorgen machte. Die ganze Affäre endete schließlich, wie in jedem Jahr beim Palmkatzelschneiden, ohne Komplikationen. Wir schulterten unsere Bündel mit den geschnittenen Ruten und trugen diese in die Kirche. Dann gab es noch zwei Dinge, die vor dem Gründonnerstag zu erledigen waren: Frisches Gras rupfen, um damit bei der Auferstehungsfeier am Karsamstag den Fußboden in der Kirche zu bestreuen. Auch die lange Leiter mußte aus dem Mesnerhaus in den Glockenstuhl befördert werden. Arbeiten, die man dem Kirchendiener, dem Vetter Wastl, nicht zumuten konnte, weil die Körbe mit dem grünen Gras doch ihr Gewicht hatten. Auch die lange Leiter war für einen Mann alleine zu schwer.

Die eigentliche Tätigkeit der Ratscher setzte am Gründonnerstag ein. An diesem ersten heiligen Tag „flogen“ die drei Glocken aus unserem Glockenstuhl nach Rom. Die große Ratsche übernahm die Funktion der Glocken. An die Ratsche, die hoch oben im Turm angebracht war, kam man nur mit der langen Leiter aus dem Mesnerhaus.

Diese große Ratsche hatte die Aufgabe, unsere Einsätze, auf die wir in den uns zugewiesenen Positionen warteten, zu signalisieren. Der Vetter Wastl stieg auf die Leiter und setzte die große Ratsche durch rasches Drehen an der Kurbel in Bewegung, Ein polternd rollendes Getöse war dann zu hören, was für uns bedeutete, jetzt geht es los.

Das ganze Dorf war von den Ratschern in eigens benannten Abschnitten eingeteilt. Die „Udjan-Gasse“ war die untere Gasse vom Haus des Schwob Leopold bis zum Haus des Herold Hans. Die Neue Gasse hieß „Wasserlacken“. Die obere Gasse vom Birg Georg bis zum Muhr-Wirt hieß „Butterloch“. Und der Rest des Dorfes wurde mit „Birge Eck“ bezeichnet. Dann gab es noch einen Spezialtrupp, der die außerhalb des Dorfes gelegenen Gehöfte zu beraten hatte (Birg Nikolaus, Frass, Birg Franz und Heim Arnold).

Für jeden dieser Abschnitte standen zwei Ratscherbuben bereit. Als Ausrüstung hatte jeder eine aus Holz angefertigte Handratsche und einen Knüppel. Letzterer wurde gebraucht, um die in fast jedem Haus gehaltenen Hunde zu bändigen.

Man kann sich das Spektakel vorstellen, wenn die große Ratsche vom Vetter Wastl betätigt wurde und ihr Gerumpel über das ganze Dorf erschallen ließ. Beim ersten Anschlag sausten die Ratscherbuben los. Sie betraten jeden Hof, sagten den passenden Spruch auf und betätigten dann ihre Handratsche. Gelegentlich wurde dem wild kläffenden Haushund noch ein kräftiger Hieb mit dem Knüppel verabreicht. Spezielle Formen nahm diese Auseinandersetzung mit dem Haushund dann an, wenn der Ratscherbub sich einen Hundetreiber hielt. Das waren kleinere Buben, die vielleicht schon im darauffolgenden Jahr in die Reihen der ordentlichen Ratscherbuben aufgenommen wurden. Diese kleineren Buben wollten natürlich zeigen, daß sie sich bereits als Ratscherbub eignen. Ihre Pflichterfüllung als Hundetreiber war auch dementsprechend überdurchschnittlich, was die armen Hunde zu spüren bekamen.

Am Gründonnerstag wurde zweimal geratscht: Zu Mittag riefen wir: „Liebe Christen laßt euch sagen, das Glöcklein hat zwölf Uhr geschlagen!“ Am Abend lautete unser Spruch: „Ave Maria, Todesangst Jesu Christi.“

Der Karfreitag bescherte den Ratscherbuben Schwerarbeit. In der Früh zum Morgengebet ging es los. Unser Spruch lautete: „Ave Maria, das ist die Marterstunde Jesu Christi.“ Kaum waren die Buben auf ihren Sammelplätzen eingetroffen, rumpelte schon wieder die große Ratsche. Im Abstand von einer Stunde mußte wieder jedes Haus aufgesucht werden. Das erste Mal riefen wir: „Das ist das erste für in die Messe“; das zweite Mal: „Das ist das zweite und zusammen für die Messe.“ Dann, nach dem Gottesdienst, kam bald wieder die Mittagsstunde mit unserem schon bekannten Ruf: „Liebe Christen laßt Euch sagen, das Glöcklein hat zwölf Uhr geschlagen!“ Zum Mittagessen gab es am Karfreitag nicht viel. Wir hatten uns bereits in den frühen Morgenstunden, als in den Häusern überall das Kukuruz-Patschen zu hören war, eine gute Kappe voll Patschkukuruz erratscht, indem wir an unseren obligaten Spruch noch den Satz: „Ich ratsch um a Kapp' voll Kukuruz“, anfügten. Dieser Patschkukuruz war die eigentliche Fastenspeise für den Karfreitag. Auch wir Ratscherbuben

nährten uns davon. Der Karfreitag wurde selbstverständlich als ein strenger Feiertag und Fasttag gehalten.

Der Nachmittag war nicht minder anstrengend. Bereits um zwei Uhr rumpelte die große Ratsche schon wieder. Mit dem Spruch: „Das ist das erste für die Rede“ sausten wir schon wieder von Haus zu Haus. Eine Stunde darauf ging es weiter: „Das ist das zweite und zusammen für die Rede“, lautete jetzt unser Spruch. Dann, um etwa vier Uhr, folgte unsere wichtigste Aussage des Tages: „Das ist die Todesstunde unseres Herrn Jesu Christi.“ Sogar uns rauhen Buben überkam zu dieser Stunde eine tiefe Trauer. Das ganze Dorf verfiel in Stille. Die Spannung löste sich erst etwas, als unser letzter Einsatz an diesem Tag vom Rumpeln der großen Ratsche signalisiert wurde. Wir rannten wieder von Haus zu Haus und verkündeten: „Ave Maria, Verscheidung Jesu Christi!“ Der Tag war jedoch noch lange nicht zu Ende. Nach dem Ratschen des Abendgebetes begannen die Vorbereitungen für die Wahl des „Jud“. Das ging folgendermaßen vor sich: Der „Jud“ war etwas, was keiner sein wollte. Er wurde am Samstag für das Einsammeln der Ostereier und einer kleinen Almose, was alles als Lohn für das Ratschen anzusehen war, im Gesicht bunt bemalt. Auf den Wangen hatte er bunte Kreise, auf Stirn und Kinn schwarze Kreuze. Wer der „Jud“ sein mußte, wurde in der Nacht von Freitag auf Samstag entschieden. Die Formel dazu lautete: Wer von den Ratscherbuben in der Nacht um zwölf Uhr zuletzt vor dem Glockenstuhl erscheint, der ist der „Jud“. Meistens bildeten sich zwei Parteien, die jeweils in einem anderen Haus Wache hielten und dabei beratschlagten, wie wohl die andere Gruppe am besten überlistet werden konnte. Gegen elf Uhr begann das Anschleichen, und wenn um zwölf Uhr Mitternacht die große Ratsche, bei der sich Vetter Wastl schon seit gut einer halben Stunde in Bereitschaft gehalten hatte, anschlug, begann das Laufen. Wer als letzter vor dem Glockenstuhl angekeucht kam, der war der „Jud“. Nicht nur die Ratscherbuben, nein, das ganze Dorf wartete bereits auf die Nachricht, wer wohl der „Jud“ geworden war.

Die eigentliche Ratschertätigkeit am Karsamstag war schon mehr von der angenehmen Art. In der Früh zum Morgengebet wurde noch gelaufen und dabei der Spruch: „Ave Maria, Auferstehung Christi“ gerufen. Dann kamen noch die Einberufungen zum Gottesdienst am Vormittag. Dabei hieß es um etwa neun Uhr: „Das ist das erste für die Feuerweihe“, und etwa eine Stunde später der erlösende Spruch: „Das ist das zweite und zusammen für die Feuerweihe, das erste für das Amt und das letzte für dieses Jahr.“ Zu Mittag waren die Glocken aus Rom wieder zurück; die Mission der Ratscherbuben war beendet. Jetzt folgte der angenehme Teil; das Sammeln der Eier und das Einkassieren der kleinen Geldgaben. Der „Jud“ wurde angemalt und los ging es. Zwei der Ratscherbuben trugen einen mit Stroh ausgelegten Weidenkorb, der Ratscherherr nahm seine Handratsche, der „Jud“ bekam die Sammelbüchse in die Hand, und die übrigen Ratscherbuben trugen lediglich ihren Knüppel, ihr Statussymbol, mit. Beim Eintritt in ein Haus wurde folgendes Lied gesungen:

Da kommen die heiligen drei Frauen,
die wollen das Grab erschauen.
Sie suchen den Herrn Jesu Christ,
der vom Tod erstanden ist.

Alleluja, alleluja,
Summer, Summer maja,
die Buben essen die Aja,
die Mäd'el kriegen die Schala.
Stab aus, Stab aus,
im Winter gehn die Haar raus,
Die Veigl und die Blumme,
der Summer wird schun kumme.
Leut' ach Leut', ach liewe Leut',
da kommet die heilige Osterzeit.
Gibt uns Eier, gibt uns Geld,
gibt uns nur was euch gefällt.
Nur ka Schlee, die tut weh.

Jetzt rief der Anführer der Ratscher: „Glück ins Haus, Unglück aus dem Haus; paar Dutzend Eier raus und a paar Dinar für den Jud'!“ Diesen Ruf bekräftigte er mit der Handratsche. Nun gaben die Leute, je nach ihren Möglichkeiten, einige rohe Eier. Meistens waren die Ostereier um diese Zeit schon gefärbt, also gab es davon auch noch einige; für die Sammelbüchse des „Jud'“ gab es einige Geldmünzen. Daraufhin verabschiedeten sich die Ratscherbuben, indem sie folgendes Lied sangen:

Wir danken für die Gaben,
die wir empfangen haben.
Gott wird euch schon belohnen,
da oben, wo er wohnt.

Bis zum späten Nachmittag waren alle Häuser des Dorfes abgegangen. Alles was gesammelt wurde, kam in das Haus des Vetter Wastl, wo anschließend die gleichmäßige Aufteilung erfolgte. Jeder einzelne Ratscherbub bekam seinen Anteil an Geld; es waren meistens zwischen 18 und 25 Dinar, seinen Anteil an rohen Eiern; meistens 25 bis 30 Stück und einige gefärbte Ostereier. Selbstverständlich bekam auch Vetter Wastl seinen vollen Anteil.

Bei dem chronischen Geldmangel im Dorf war der Ertrag des Ratschens ein wichtiger Teil im Jahresbudget der Buben. Er war meistens schon verplant, bevor überhaupt das Geld auf der Hand lag.

Einige Begebenheiten am Rande: Im Dorf gab es eine jüdische Familie, die Familie des Jakob Müller. Sie hatte ein Verkaufsgeschäft mit Waren aller Art. Vater Jakob, die Mutter Luisa und zwei Buben: Oskar und Schiga. Es waren nette Leute, die im Dorf vollkommen integriert waren. Daß es sich um eine jüdische Familie handelte, war uns Buben gar nicht so richtig bewußt, bis folgendes passierte: Beim Mittagratschen mit dem Spruch: „Liebe Christen laßt euch sagen, das Glöcklein hat zwölf Uhr geschlagen“, kam Frau Luisa plötzlich in den Hof und sagte: „Wir sind keine Christen.“ Darauf erwiderte der Ratscherbub: „Liebes

Jüdlein laß dir sagen ...“ Über diese Schlagfertigkeit war Frau Luise, sie wog sicher 100 Kilo, derart erstaunt und überrascht, daß sie in ihr Geschäft ging und den Ratscherbuben ein großes Stanitzel mit Süßigkeiten brachte. Von da an gehörte es zur Pflicht des Ratscherherrn, seine Mannschaft zu informieren, daß bei der Luisa „liebes Jüdlein“ zu rufen sei.

Das Zusammenstellen der Ratscherbuben, also das Bestimmen, wer durfte und wer nicht durfte; wer Hundetreiber sein konnte und wer dazu noch zu klein war, beschäftigte die ganze Dorfjugend von Weihnachten bis Ostern sehr intensiv. So manche Intervention älterer Buben war notwendig, bis man endlich auf der Liste stand. Wenn die Fürsprachen der Großen auch nichts nutzten, wechselte nicht selten ein Ullaker den Besitzer. Wir lernten durch die Bräuche des Ratschens schon so manche Lebensweisheit, die dann in späteren Zeiten gut verwertet wurde.

Die Osterfeiertage waren, wie schon gesagt wurde, große Feiertage. An so einem Feiertag kam sogar unser Pfarrer aus Zichydorf, um die Osterandacht zu halten und vor dem Gottesdienst die Osterbeichte abzunehmen. Von den Hausfrauen wurde an den zwei Hauptfeiertagen nur die unbedingt notwendige Hausarbeit erledigt. Sogar das Kochen des Festmahles mußte so eingeteilt werden, daß auch die Hausfrau am Ostergottesdienst teilnehmen konnte.

Die Kinder machten schon am Gründonnerstag ihre Osternester. In diese legten dann in der Nacht von Karsamstag auf Ostersonntag die Eltern ihre Ostergeschenke. Es waren immer einige gefärbte Eier, wenn es gut ging, einige Ostereier aus Zucker oder Schokolade und wenn die Kinder ganz brav waren, befand sich in dem Nest nicht selten auch ein Osterhase aus Schokolade. Auch die neuen Schuhe und die neuen Kleidchen bekamen die Kinder in das Osternest gelegt.

Am Ostermontag machte man gerne Besuche bei den Großeltern oder bei nahen Verwandten; etwa den Geschwistern der Eltern. Oft wurde, wenn die Großeltern im Nachbardorf zu Hause waren, der Wagen angespannt und ab ging es zur Oma, wo natürlich auch wieder einige Ostereier zu holen waren. Nicht selten gab es am Ostermontag auch schon wieder die erste Tanzveranstaltung in einem der Wirtshäuser, denn die Fastenzeit, die streng eingehalten wurde, war nun endgültig vorüber. Vom Aschermittwoch bis zum Ostermontag war an Tanzvergnügen nicht einmal zu denken.

Besonders hervorzuheben ist an dieser Stelle noch das Osterfest des Jahres 1941. Es war sicher das letzte, das noch mit relativer Unbefangenheit, aber doch schon mit einigen Sorgen gefeiert wurde. Am Palmsonntag 1941 brach der Krieg zwischen Deutschland und Jugoslawien aus. Ganze Geschwader von Kampfflugzeugen überflogen unser Dorf. Wir konnten uns zum ersten Mal einen Begriff von einer modernen Kriegsmaschinerie machen. Am Karfreitag wurde unser Dorf von Truppen der deutschen Armee besetzt. Nach einer kurzen Schießerei bekamen wir die ersten deutschen Soldaten zu Gesicht. Von da an waren wir ein besetztes Land. Viele meinten allerdings, von diesem Karfreitag an wären wir ein befreites Land. Richtig war, daß an diesem Karfreitag im Jahr 1941 unsere Passion begann, an deren Ende Tod, Heimatlosigkeit, Not und Elend standen. Für gut ein Drittel der Menschen unseres Dorfes, die an diesem Osterfest 1941 noch fröhlich unter uns im Dorf weilten, brachte diese

Passion das Ende ihres Lebens, oft einen qualvollen, durch unbeschreibliche Leiden hervorgerufenen Tod.

Die Auferstehungsfeierlichkeiten, die traditionsgemäß den Höhepunkt der vorösterlichen Veranstaltungen darstellten, waren in diesem denkwürdigen Jahr 1941 von besonderer Andacht und Inbrunst. Die Auferstehungsprozession, die um nichts der großen Prozession zu Fronleichnam nachstand, führte durch das ganze Dorf. In den Häusern waren die Fenster mit Kerzen beleuchtet und mit den ersten Frühlingsblumen geschmückt. Die Glocken, die erst kürzlich wieder ins Dorf „gekommen“ waren, läuteten um eine Spur lauter, als das gewöhnlich der Fall war, und das traditionell gesungene Lied „Der Heiland ist erstanden“, war noch nie so laut und durchdringend gesungen worden. Das war nur möglich, weil zu diesem Zeitpunkt die Bevölkerung des Dorfes noch vollzählig war, was bald anders werden sollte. Der Abend wurde noch verschönt durch einen wolkenlosen Himmel, an dessen Firmament viele Millionen Sterne glitzerten, gerade so, als wollten auch sie mithelfen, dem feierlichen Abend besonderen Glanz zu verleihen.

Hier ist noch ein schöner Brauch, der mit dem Ostermontag verbunden war, anzuführen: Das „Mädelspritzen“. Ein Brauch, auf dessen Sinnhaftigkeit mir keine Antwort zur Verfügung steht. Inhalt des Brauches war es jedoch, wie der Name schon sagt, das Bespritzen der Mädchen des Dorfes. Feine Pinkel hatten sich für dieses Geschäft ein kostbares Duftwasser vorbereitet, das sorgfältig in ein Fläschchen abgefüllt und mit dem sparsam umgegangen wurde. Weniger feine Pinkel hatten in ihren Fläschchen einfaches Wasser, das höchstens ein wenig angewärmt war, damit die Mädchen nicht erschreckten, wenn sie mit dem Naß „Bekanntschaft schlossen“, wie gesagt wurde.

Wenn man den Mut hatte, konnte man in die Häuser gehen, in denen Mädchen wohnten, und dort in Gegenwart der Mutter oder auch beider Elternteile die Haustochter bespritzen. Dabei wurde der Spruch „Frisch und g’sund“ aufgesagt. Kleinere Buben erhielten bei dieser vorschriftsmäßigen Bespritzung meistens ein Osterei, größere Burschen wurden vom Vater auf einen Trunk eingeladen. Dann war in diesem Haus die Mission erfüllt; man ging weiter in das nächste Haus. Das ging so lange, bis es „Erstes“ läutete, also bis zum Kirchengang gemahnt wurde.

Viele Burschen rannten auf der Straße umher und warteten, bis ihnen ein Mädchen begegnete. Dieses wurde dann aus der mitgeführten Flasche ordentlich bespritzt; meistens so lange bis es davonlief.

Kühne Mädchen machten sich einen Spaß daraus, daß sie gerade am Ostermontag in den Morgenstunden etwas im Freien zu tun hatten. Eine beliebte Beschäftigung war in diesem Fall das Gassenkehren, was die Mädchen auch an anderen Tagen tun mußten, weil die Mütter glaubten, auf diese Weise könne dokumentiert werden, daß die Tochter des Hauses fleißig und ordentlich sei. Auch das Wasserholen wurde gerne als Vorwand für einen kleinen Ausflug aus dem Haus verwendet. Da konnte es allerdings passieren, daß so ein Wasserholen sehr unangenehme Folgen hatte. Lief nämlich ein Mädchen mit der Gießkanne in der Hand einem Grobian in die Hände, so konnte es leicht vorkommen, daß von diesem das Mädelspritzen übertrieben wurde und dieses Abenteuer im großen Brunnentrog beim Muhr-Wirt endete.

Hierher paßt gerade noch eine Erläuterung des Begriffes „Wasserholen“. Nachdem es im Dorf nur einige artesische Brunnen gab, hatte es sich eingebürgert, daß man das für den Haushalt notwendige Trinkwasser in einer Gießkanne von so einem artesischen Brunnen holte. Diese Brunnen hatten eine Tiefe von 100 Metern und mehr. Aus ihren Rohren floß ein herrliches, kühles und sehr bekömmliches Trinkwasser. Die Schöpfbrunnen in den Höfen der Häuser hatten lediglich eine Tiefe von 6 bis 10 Metern. Das Wasser war dementsprechend gefährlich, wegen Verunreinigungen. Das Wasserholen hatte also eine wichtige Bedeutung in gesundheitlicher Hinsicht; es wurde deshalb auch nicht selten der Mode unterworfen. Es genügte nicht, daß man sich das Wasser vom artesischen Brunnen holte, auch die Gießkanne spielte dabei eine Rolle, wie auch die Bekleidung der Person, welche das Wasser holte; besonders wenn es sich um Mädchen handelte.

Es wurde schon erwähnt, daß die Töchter von ihren Müttern streng bewacht wurden. Eine Möglichkeit unter mehreren anderen, der Aufsicht und dem wachsamen Auge der Mutter zu entkommen, war eben auch das Wasserholen. Es konnte passieren, daß so ein Weg zum artesischen Brunnen ziemlich lange dauerte, weil das Mädchen mit der Gießkanne unterwegs aufgehalten und nicht gerade widerwillig in eine längere Diskussion verwickelt wurde. Schlaue Burschen wußten ganz genau, wann das Mädchen, das sie gerne sehen wollten, mit der Gießkanne unterwegs war. Es wurde sogar behauptet, daß beim Wasserholen Ehen angebahnt wurden.

Für uns Buben war das Wasserholen eher eine lästige Angelegenheit. Meistens dann, wenn unser Spielen seinem Höhepunkt zusteuerte, rief die Mutter und drückte einem eine kleinere Gießkanne in die Hand mit dem Befehl: „Geh’ schnell und hol mir frisches Wasser, weil es ist schon höchste Zeit zum Einkochen der Nudeln.“ In so einem Fall gab es kein Kneifen; alles mußte unterbrochen werden, weil das Wasserholen einfach Vorrang vor allem anderen hatte. Es gab Wasserkannen aus verzinktem Blech, aus emailliertem Blech und solche Kannen, die nicht nur aus emailliertem Blech gefertigt, sondern auch noch bunt bemalt waren und einen Deckel hatten, den man auf und zu klappen konnte. Das Trinkwasser wurde auch gerne in Krügen aus gebranntem Ton geholt. In diesen Krügen, die aber nur Erwachsenen anvertraut wurden, blieb das Trinkwasser länger kühl. Zur Feldarbeit wurde das Trinkwasser im Logel mitgenommen. So ein Logel war meistens vom Faßbinder aus Holz angefertigt worden. Es konnte eine runde, flache Form haben; es konnte aber auch die Form eines kleinen Bottichs mit einem fix eingebauten Deckel haben. In einem Logel blieb das Trinkwasser relativ lange kühl; besonders dann, wenn man es in grünem Klee, der noch taufrisch in den Morgenstunden gemäht worden war, einpacken konnte.

Der nächste größere Feiertag nach Ostern war das Pfingstfest. Die Zeit zwischen Ostern und Pfingsten war im Dorf schon durch emsiges Treiben, durch schwere Arbeit auf den Feldern erfüllt. Besonders die großen Maisfelder gaben in dieser Zeit viel Arbeit. Zu den Ruhetagen an den Sonntagen kam lediglich das Fest Christi Himmelfahrt Ende Mai.

Den Monat Mai darf man aber nicht verstreichen lassen, ohne daß noch ein Wort zu den Maiandachten gesagt wird. Obwohl es keinen Pfarrer im Dorf gab, wurden die Maiandachten abgehalten und zwar täglich den ganzen Monat Mai hindurch.

Da gab es bereits ein gut eingespieltes Team, das für die Gestaltung der Maiandachten zuständig war: Selbstverständlich der Vetter Klos, die Birg Karola Neni, die Amon Besl Liss und notgedrungen auch der Petri Lehrer. Neben den obligaten Gebeten wurden hauptsächlich die Marien-Lieder gesungen, denn die Maiandachten waren kirchliche Veranstaltungen, die der Verehrung der heiligen Maria gewidmet waren. Nicht selten bekam das Team im Dorf Unterstützung von auswärts. Aus dem Rafaelsheim in Belgrad, wo mehrere Töchter des Dorfes die Bürgerschule besuchten, kamen öfter im Monat Mai Missionare ins Dorf. Sie hielten auch die Maiandachten ab und sorgten für weitere Aktivitäten. Vor allem legten die geistlichen Herren aus Belgrad Wert darauf, daß alle Bewohner des Dorfes im Verlauf des Monats Mai einmal zur Beichte und selbstverständlich anschließend auch zur Kommunion gingen. In diesem Monat Mai sollten die Dorfbewohner einfach dafür entschädigt werden, daß es keinen Pfarrer und somit auch keinen geregelten Gottesdienst mit Beichtmöglichkeit und Kommunion gab. Daneben hatten die Missionare noch ein Bildungsprogramm vorbereitet, sodaß man nach der Maiandacht nicht etwa nach Hause, sondern in eines der Wirtshäuser ging, wo es dann noch Vorträge über religiöse Fragen, Filmvorführungen und Diskussionen gab.

Zu diesem dichten Abendprogramm kamen noch Hausbesuche durch die geistlichen Herren, sodaß die Hausfrauen allerhand Aufregungen durchzumachen hatten. Es wurde erzählt, daß mit ganz wenigen Ausnahmen tatsächlich alle Bewohner des Dorfes in so einem Intensivmonat Mai die Maiandachten besuchten und auch zur Beichte und zur Kommunion gingen. Dies trotz der vielen Arbeit, die es zu dieser Jahreszeit bereits auf den Feldern, in den Hausgärten und in den Geflügelhöfen gab. Auch Bittprozessionen fanden unter der Führung der Missionare statt. Dodoloje, singende Zigeunerinnen, durften allerdings in dieser Zeit im Dorf keine auftreten.

In der Nacht zum ersten Mai wurden von den Dorfburschen auch die Maibäume aufgestellt. Vor den Häusern, in denen es heiratsfähige Töchter gab, stand so ein Maibaum. Er blieb bis Ende Mai stehen und wurde dann von den Burschen des Dorfes mit musikalischer Begleitung wieder ausgegraben. Auch das Maibaumsetzen gab viel Anlaß für allerhand Schabernack und Volksbrauchtum.

Der größte Maibaum stand vor einem der Wirtshäuser. An seiner Spitze befand sich nicht nur ein Strauß mit Bändern, wie das bei allen Maibäumen der Fall war, sondern auch eine Weinflasche, die sich einer holen konnte, wenn es ihm gelang, bis an die Spitze des Maibaumes zu klettern.

Es kam manchmal auch vor, daß zur Maibaumzeit zwischen den „großen“ Buben und den „kleinen“ Buben des Dorfes ein getrübtetes Verhältnis zu verzeichnen war. Dann ging nicht alles planmäßig über die Bühne. Zuständig für das Maibaumsetzen waren die großen Buben, und zwar alle, die bereits bei der Musterung für das Militär gewesen waren, also die Rekruten. Wenn bei der Musterung alle tauglich waren, gaben sich diese Burschen besonders laut und stolz im Umgang mit den anderen Bewohnern des Dorfes; so auch gegenüber den kleinen Burschen. In so einem Fall konnte es schon passieren, daß die starken, großen Burschen beim Maibaumausgraben Schwierigkeiten hatten, weil sie den großen Baum vor dem Wirtshaus nicht herausbrachten. Vor den vielen Zuschauern war das keine Heldentat der

Rekruten. Was war in so einem Fall geschehen? Die kleinen Burschen hatten in mühevoller Nachtarbeit den großen Maibaum ausgegraben und am unteren Teil, mit dem der Baum in der Erde steckte, ein bis zwei starke Latten quer angenagelt und dann den Baum wieder eingegraben, sodaß niemand den Frevel bemerken konnte. Es ist klar, daß sich ein so präparierter Maibaum, trotz mehrfachem Rütteln, nicht aus der Erde heben ließ. Ist einer Rekrutengeneration so etwas passiert, wurde noch nach vielen Jahren darüber gesprochen und natürlich auch gelacht. Auf jeden Fall waren die Herren Rekruten nach so einem Mißgeschick etwas leiser bei ihrem Auftreten im Dorf.

Die Landschaft war zu dieser Zeit durch die Farbe Grün geprägt. Dieses Grün, in den verschiedensten Schattierungen, vom Hellgrün der Getreidefelder bis zum Tiefschwarzgrün der Maisfelder wird niemand vergessen können, wenn er das Glück hatte, die große pannonische Tiefebene, zu der ja unser Banat gehört, zu erleben. Die ganze Landschaft duftete nach den süßen Akazienblüten. Ende Mai, Anfang Juni setzte die Blüte des Weizens ein. Wieder eine neue Duftvariante, die ganz anders, aber nicht minder betörend als die Akazienblüte war. Die Luft schwirrte voller Vögel; schon am frühen Morgen trillerten die Lerchen ihren Gesang in die Gegend, und der Boden war auch schon wieder schön trocken, sodaß der Erdstaub zum täglichen Begleiter der Menschen wurde. Diese Symphonie von Frische, Duft und Leben kann man nicht vergessen, wenn man das einmal bewußt erlebt hat. Auch heute noch, wenn man im Frühsommer an einem blühenden Getreidefeld vorbeikommt, wird dieser frische, unverfälschbare Duft der einstigen Heimat gegenwärtig. Da wird einem das Herz schwer, weil man weiß, daß es kein zweites Heimerlebnis geben kann, das sich mit dem vergleichen läßt, was man in seiner Jugend als Heimat erlebt und lieben gelernt hat.

Mit dem Pfingstfest waren in unserem Dorf Bräuche verbunden, an die sich die Menschen auch noch in den letzten Kriegsjahren hielten. Auch hier gilt, daß die Sinnhaftigkeit dieser Bräuche nicht erklärt werden kann. Die Mutter hat immer gemeint, wenn sie danach gefragt wurde: „Das hat schon meine Mutter so gemacht.“ Damit war die Erklärung für das Annähen der Kinder an das Bettzeug auch schon gegeben. Dieses Annähen fand in der Nacht zum Pfingstsonntag statt; es war der harmlosere Brauch. Wesentlich derbere Formen nahm das „Pfingstling-machen“ an. Dieses wurde von den großen Buben des Dorfes organisiert und auch durchgeführt, und zwar am Vorabend des Pfingstfestes. Zielort für dieses „Pfingstling-machen“ waren die Häuser, in denen heiratsfähige Mädchen wohnten. Die großen Buben dachten sich allerhand Schabernack aus, der vom Aushängen der in den Hof führenden Eingangstürln, bis hin zum Vollschieben der Eingangstüre mit Stallmist reichte. In den frühen Morgenstunden konnte man dann sehen, wie die Väter der Töchter mit den Hofeingangstürln herumliefen und nach dem Türln suchten, das in den eigenen Hof paßte; oder man konnte sehen, wie die Eingangstüren vom eingebrachten Stallmist befreit wurden, wobei am heiligen Pfingstsonntag oft Flüche laut wurden, die sicher nicht passend waren. Ganz kühne Burschen gingen nicht selten soweit, daß sie einfach einen Leiterwagen in seine Bestandteile zerlegten, die einzelnen Teile dann auf den Strohschober hoben und dort wieder zu einem Wagen zusammenstellten. Das Wegräumen eines solchen Wagens verursachte die größte Mühe, weil dazu mehrere Personen notwendig waren. Es kam daher vor, daß noch Wochen nach Pfingsten so ein Leiterwagen auf dem Strohschober stand.

All dieser Schabernack mußte natürlich gegen den wachsamen Hausvater in Szene gesetzt werden. Dazu ließen sich die großen Buben allerhand List einfallen. So wurden den Pferden, die man zum Transport der mit Stallmist beladenen Wagen brauchte, die Hufe mit Stücken von Decken umwickelt. Auch umfangreiche Ablenkungsmanöver waren oft notwendig, um einen gar zu aufmerksamen Vater zu überlisten. All diese Vorkehrungen machten die Unternehmen der großen Burschen erst richtig wertvoll. Beim „Pfungstling-machen“ konnte man zeigen, daß man für den Lebenskampf tauglich war; vielleicht kann darin eine Sinnhaftigkeit für diesen Pfingstbrauch gesehen werden.

Nachdem kaum eineinhalb Wochen nach Pfingsten das Fronleichnamfest die ganzen Dorfbewohner auf die Beine brachte, und die Prozession an den meisten Häusern des Dorfes vorbeikam, mußten die Spuren, die das „Pfungstling-machen“ hinterlassen hatte, weggewischt sein, wenn man nicht ins Gerede kommen wollte. In den meisten Fällen gelang das auch.

Fronleichnam – Fest des Sommers

Das Fest des frühen Sommers war Fronleichnam. Obwohl am eigentlichen Feiertag im Dorf nur ein normaler Gottesdienst ohne Pfarrer abgehalten wurde, rüstete das ganze Dorf schon Wochen vor dem Ereignis, damit die Prozession würdig und eindrucksvoll wurde. Der auf den eigentlichen Feiertag folgende Sonntag war unser Fronleichnamstag. Da kam sogar der Pfarrer ins Dorf, um der Prozession Glanz und Würde zu verleihen.

Am Vortag der Prozession gingen die jungen Burschen, meistens waren das die Ratscherbuben, hinaus zum Kanal. Dort wurden einige Bündel Äste von den Schwarzpappeln geholt und ins Dorf gebracht. Entlang des Weges, den die Prozession nahm, wurden diese Pappeläste in den Boden gesteckt. Vor den Kapellen, bei denen die Prozession zu einer kurzen Andacht anhielt, stellten die Frauen in Behältern ganze Bündel von Feldblumen auf. Alles mußte frisch und duftig sein. Mit dem Einpflanzen der Pappelzweige begann auch die Schmückung der Kapellen. Es gab im Dorf drei Kapellen, die gemauert waren und immer nur zur Prozession am Fronleichnamstag aufgesperrt, gelüftet und dann geschmückt wurden. Das Geld für die Errichtung zweier solcher Kapellen hatte eine nach Amerika ausgewanderte Familie zur Verfügung gestellt. Am Giebel dieser kleinen Bauwerke war eine graue Marmortafel mit der Inschrift „Gewidmet von der Familie Schulz aus Amerika“ angebracht. Eine dieser Kapellen stand im Vorgarten des Hauses der Familie Wüst, die andere im Vorgarten des Hauses der Familie Grassl. Die dritte gemauerte Kapelle stand im Gärtel des Hauses der Familie Bockmüller. Dort hatte sie der Nachbar Georg Birg errichten lassen. Alle drei Kapellen waren von Maurer Stoffel und dem alten Bies Sepp aufgebaut worden. Eine vierte Kapelle, die jedoch jedes Jahr, wenn die Prozession vorbei war, wieder abgebaut wurde, stand in der Einfahrt zum Haus der alten Kirchnerin neben dem Muhr-Wirt.

Der Weg, den die Prozession nahm, führte von der Kirche durch die Schulgasse zur Kapelle neben dem Wüst-Haus. Von dort bewegte sich dann der festliche Zug durch die untere Gasse bis zum Haus des Grassl Franz, wo die zweite Kapelle stand. Es ging dann weiter

durch die Neue Gasse zur Kapelle beim Bockmüller-Haus und von dort zur letzten Kapelle beim Haus der alten Kirchnerin. Nach gut einer Stunde kam dann die Prozession wieder zurück in die Kirche, wo sich nach einer kurzen Andacht alles auflöste. Der Prozession voraus wurde von einem Schulbuben das kleine Kreuz aus der Kirche getragen. Es folgte die Hügel-Bande. Dann kamen die Maria-Mädchen in ihren weißen Kleidern. Sie hatten auch kleine Körbchen in der Hand. Aus diesen Körbchen streuten sie Rosenblätter auf den Weg. Angeführt wurden die Maria-Mädchen von Frau Elisabeth Amon. Nun kamen die größeren Mädchen und die Schulbuben. Den Kern der Prozession bildete der „Himmel“, unter dem der Pfarrer mit dem Allerheiligsten ging, und nach allen Seiten den Segen spendete. Getragen wurde der „Himmel“ von vier jungverheirateten Männern. Vor dem „Himmel“ trugen junge kräftige Burschen die Motivfahnen aus der Kirche. Wir hatten vier solche Fahnen. Die eine war dem heiligen Wendelin, die andere der heiligen Bernadett von Lourdes, die dritte dem Herz Mariä und die vierte dem Herz Jesu geweiht.

Auch die Häuser, an denen die Prozession vorbeikam, waren geschmückt. In den Fenstern standen brennende Kerzen, sodaß man die Heiligenfiguren, die ebenfalls im Fenster standen, gut sehen konnte. Unterwegs von einer zur anderen Kapelle wurden Kirchenlieder gesungen. Auch die Musik spielte ernste Weisen. Dazwischen hörte man den Vorbeter.

Nach dem „Himmel“ gingen die Vertreter des Dorfes mit dem Richter (Bürgermeister) an der Spitze. Auch der Lehrer ging in dieser Gruppe. Es folgten dann die übrigen Männer des Dorfes. Den Abschluß bildeten die Frauen. Während die Prozession unterwegs war, läuteten alle drei Glocken. Es gab im Dorf keine Familie, die sich von den Festlichkeiten des Fronleichnamstages ausgeschlossen hätte. Bevor sich die Prozession formierte, fand in der Kirche ein feierliches Hochamt statt. An diesem Tag war die Kirche zu klein. Vor allem die jüngeren Männer mußten auf dem Vorplatz der Kirche dem Gottesdienst folgen. Als die Glocke zur Wandlung anschlug, versank das ganze Gottesvolk in tiefster Stille. Fronleichnam war zweifellos ein Höhepunkt im kirchlichen Leben des Dorfes. Alles war ernst und feierlich.

Ein außergewöhnlicher Sonntagvormittag

Am frühen Morgen, noch vor dem Frühstück, sagte der Vater: „Du wirst gleich nach Zichydorf fahren, den Herrn Pfarrer holen.“ Zum ersten Mal wurde mir, dem Jüngsten der Familie, ich war damals kaum dreizehn Jahre alt, diese ehrenvolle Aufgabe übertragen. Das machte mich stolz, selig und aufgeregt, sodaß mir beim Anziehen des Sonntagsgewandes die Hände zitterten. Ich konnte es nicht fassen, daß ich, mit meinen kaum dreizehn Jahren, alleine ein Pferdegespann anvertraut bekam, mit dem im benachbarten Dorf die wohl respektabelste Persönlichkeit unserer Gemarkung, der Herr Pfarrer, abzuholen war, damit dieser in unserer kleinen und bescheidenen Kirche den Sonntagsgottesdienst abhalten konnte.

In der Eile und im Eifer der Vorbereitungen riß mir am Sonntagshemd der Kragenknopf ab. Die Mutter weigerte sich aber, am heiligen Sonntag eine so profane Arbeit, wie das

Knopfannähen, zu verrichten. Ich mußte rasch ein anderes Hemd nehmen, das gestreifte mit dem steifgestärkten Kragen, was mir gar keine Freude machte, weil dieser steife Kragen meistens den Nacken aufscheuerte.

Endlich war alles soweit erledigt; auch das Frühstück.

Aus dem Stall wurden zwei ältere, also zuverlässige Pferde geholt. Sie bekamen das schöne Geschirr mit den polierten Messingbeschlägen angelegt, bevor sie vor den leichten Wagen gespannt werden konnten, „und ab ging die Post.“ Vor dem Gemeindehaus mußte noch angehalten werden. Dort stand „die Federsitz“, eine mit weichem Leder bezogene, gut gepolsterte und mit einer Lehne versehene Sitzbank. Sie diente für die offizielle Beförderung hochgestellter Persönlichkeiten. Nun mußte diese Sitzbank auf meinem Wagen im hinteren Teil aufgestellt werden, damit der Herr Pfarrer eine bequeme Reise hatte.

In leichtem Trab war nach etwa einer Stunde Fahrt das Pfarrhaus in Zichydorf erreicht. Der geistliche Herr, damals in den Augen eines dreizehnjährigen Buben schon ein alter Mann, wartete bereits. „Na, hat dein Vater nicht noch einen jüngeren Kutscher, den er um den Pfarrer schicken kann“, war die Antwort auf mein artig dahergesagtes „Grüß Gott, Herr Hochwürden.“ „Nein“ antwortete ich wahrheitsgemäß. „Es wird schon nichts passieren, die Pferde sind ruhig und von der Arbeit während der Woche ohnehin müde.“ Gottergeben stieg mein hoher Fahrgast auf den Wagen. Er machte sich's auf der gutgepolsterten Sitzbank bequem. Während sich das Gespann durch die noch leeren Gassen, man sah lediglich hie und da ein Mädchen den Gehsteig kehren, bewegte, versuchte der Fahrgast in seinem Gebetbuch zu lesen. Das dürfte aber angesichts der vielen Löcher in der Straße kein Vergnügen gewesen sein, denn alsbald waren aus dem hinteren Wagenteil nur mehr Schnarchlaute zu vernehmen.

Kurz vor neun Uhr, die große Glocke hatte bereits das „Erste“ und das „Zweite“ geläutet, lieferte ich den Herrn Pfarrer wohlbehalten vor der bereits bis auf den letzten Platz gefüllten Kirche ab. Mit den Worten: „Hab' Dank, mein Bub, du bist schon ein tüchtiger Kutscher“, verließ mein Fahrgast den Wagen. Er begab sich sofort in das Gotteshaus, wo die bereits fix und fertig angezogenen Ministranten vor dem Altar warteten. Ich fuhr den Wagen rasch nach Hause, stellte die Pferde in den Stall und beeilte mich, damit ich auch noch rechtzeitig in die Kirche kam.

Es wurde ein sehr schönes Hochamt an diesem außergewöhnlichen Sonntag. An den restlichen drei Sonntagen des Monats mußte der Gottesdienst ohne Pfarrer und somit auch ohne Predigt abgehalten werden. Doch heute, an diesem schönen Sonntag, spielte der Herr Lehrer mit viel größerer Andacht, als dies sonst der Fall war, das Harmonium. Die Frauen sangen eifrig bei den Liedern mit, und der Vetter Klos, auf dessen Schultern sonst die ganze Meß-Zeremonie ruhte, sprach diesmal die Gebete mit großer Erleichterung und somit viel verständlicher für die ganze Gemeinde. In der Predigt stellte der Pfarrer das Leben des Herrn Jesus Christus in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen. Er zeigte auf, wo und vor allem wie man sein eigenes Leben so einrichten konnte, daß es gottgefällig war. Der Pfarrer formte seine Worte sehr sorgfältig und voller Temperament; mußte doch das in der Predigt ausgesagte, für einen ganzen Monat vorhalten. Denn erst dann durfte wieder ein Bauernbub des Dorfes den Herrn Pfarrer abholen fahren.

Mit einem donnernden „Großer Gott wir loben Dich“, das alle, auch die Männer und Kinder, mitsangen, wurde der Gottesdienst um etwa halb elf Uhr beendet. Die Männer beeilten sich, daß sie in ihrem Wirtshaus den angestammten Platz erwischten. Die Hausfrauen eilten nach Hause; sie mußten zusehen, daß um zwölf Uhr das Sonntagsessen auf dem Tisch stand. Die Dorfjugend verweilte noch vor der Kirche, damit die neuesten Kleider, Hüte usw. ausgiebig bewundert werden konnten. Die Ministranten begaben sich in das Muhr-Wirtshaus, weil sie wußten, daß dort der Obmann des Kirchenbeirates saß. Von diesem bekam jeder einen Dinar als Lohn für den Ministrantendienst.

Ich holte den Wagen und führte den Herrn Pfarrer wieder nach Zichydorf und lieferte ihn wohlbehalten vor seinem Pfarrhaus ab. Auf der Heimfahrt, jetzt ohne die „kostbare Fracht“, zeigte ich den Leuten des Nachbardorfes, die jetzt vor dem Mittagessen die Straßen bevölkerten, daß auch aus dem kleinen Georgshausen gute Pferde kommen. Im Galopp ging es durch das Dorf. Hinter dem Wagen erhob sich eine riesige Staubwolke, was dem Kenner sagte: auf dem da vorbeisausenden Wagen muß ein Könner seines Faches sitzen. Zu Hause angekommen, schlug gerade die große Glocke zum Mittaggeläut' an; die Männer eilten aus den Wirtshäusern nach Hause, wo das Mittagessen bereits auf dem Tisch stand. Es war praktisch wie an allen Sonntagen, an denen der Herr Pfarrer ins Dorf kam; für mich war es jedoch ein ganz besonderer und außergewöhnlicher Vormittag.

Ab dem Fronleichnamfest fieberte das ganze Dorf der größten Zeit des Jahres, der Erntezeit, entgegen. Mit dem Ende des Monats Juni hörte an allen Schulen der Unterricht auf, sodaß in den nächsten zwei Monaten auch die Schulkinder für das Helfen auf den Feldern zur Verfügung standen. Sogar jegliche sportliche Betätigung, die in den Vormonaten eifrig gepflegt wurde, kam zum Erliegen.

In den Jahren, in denen das Getreide besonders früh reif wurde, nahmen die Bauern und die Schnitter schon vor dem Schulschluß die Kinder mit auf die Felder, sodaß der Lehrer nur mit einem Rest in der Schule blieb. Wie es in diesen Erntemonaten im Dorf zugeht, wird an anderer Stelle, im Kapitel „Landwirtschaft“, beschrieben. Erst gegen Ende August, wenn der Weizen gedroschen auf dem Boden lag, und der Mais noch nicht reif war, gab es eine kleine Verschnaufpause. Da spielte an den Sonntagen zumindest in einem Wirtshaus die Musik zum Tanz auf; da kamen die Jugendlichen aus den Nachbardörfern zum sportlichen Wettkampf oder man fuhr mit der ganzen Sportmannschaft und einem zahlreichen Anhang zu einem Fußball- oder Handballspiel in ein Nachbardorf. War die Ernte gut, war auch diese Zwischenzeit im späteren Sommer eine gute Zeit. Die Menschen waren fröhlich und die Jugend war ausgelassen. Es war eine der wunderbarsten Zeiten im Jahreslauf.

Wasser- und Zuckermelonen

Von diesen runden Früchten gab es zwei Sorten: die Wassermelonen mit rotem oder goldgelbem Fruchtfleisch und dunkelgrüner Schale sowie die Zuckermelonen mit heller graugrüner Schale und rotgoldenem bis grünlich-gelbem Fruchtfleisch. Die Wassermelonen schmeckten am besten, wenn sie gut gekühlt zum Durstlöschen verspeist wurden. Die Zuckermelonen waren sehr süß; sie mußten, wenn sie einmal reif waren, sofort verspeist werden,

weil sie sonst in der warmen Jahreszeit rasch verderben. Man konnte sie einfach als Zuckermelonen essen, oder, was sehr oft geschah, als Zuspense zu Brot und Speck, als Nachspeise in Form von Kompott oder mit etwas Paprika und Pfeffer, wozu die Feinspitze neigten, als Ersatz für Leberwurst.

Melonen wurden in der Gemarkung unseres Dorfes an mehreren Stellen kultiviert. Es gab sie für den lokalen Bedarf und für den Verkauf in den Nachbardörfern. Bis es jedoch soweit war, daß die reifen Melonen verkauft werden konnten, mußte viel Arbeit, Mühe und Schweiß in das Geschäft investiert werden.

Am Melonenbau waren meistens zwei beteiligt: Der Bauer, dem das Grundstück gehörte. Er mußte den Boden düngen, umackern und mit seinen Geräten für das Aussetzen der Samenkörner vorbereiten; und der eigentliche Fachmann, der Melonenbauer. Er bewerkstelligte die Aussaat der Samenkörner, rodet während der Wachstumsperiode das Unkraut und was sehr wichtig war, er bewachte das ganze Melonenfeld, damit Unbefugte keinen Schaden anrichten konnten. Einige Zeit bevor die ersten Melonen reif wurden, es waren meistens die Zuckermelonen, übersiedelte der Melonenbauer ganz auf das Feld. Er lebte und arbeitete dort bis in den Spätherbst, bis alle Melonen abgeerntet und verwertet waren. Als Behausung diente ihm die Melonenhütte, in der auch die reifen Früchte gelagert und verkauft wurden. Der Verkaufserlös wurde mit dem Grundeigentümer 50 zu 50 geteilt.

Um so ein Melonenfeld ranken sich viele Anekdoten und Erzählungen. Hier einige aus dem reichen Schatz:

Beginnen wir einmal mit der Melonenhütte. Sie mußte mehreren Anforderungen gerecht werden. Der Melonenbauer sollte ja drei Monate in ihr wohnen und schlafen. Es mußte darin wenigstens Platz für ein Bett vorhanden sein. Darüberhinaus mußte sie so stabil gebaut sein, daß sie zuverlässig gegen Regen, Wind und zuviel Sonne schützte. Und, was sehr wichtig war, sie mußte im Inneren kühl sein, weil in ihr, wie schon erwähnt wurde, die reifen Melonen, die für den Verkauf bestimmt waren, gelagert wurden. Für uns Buben begann das Abenteuer auf dem Melonenfeld mit der Errichtung der Melonenhütte. Auf einem Acker, der gleich nach den letzten Häusern des Dorfes lag und der meinem Vater gehörte, betätigte sich ein Melonenbauer. Er war im ganzen Dorf als Bies Vetter Sepp bekannt. Eigentlich hatte er das Maurerhandwerk gelernt und ausgeübt. Doch nach einem Unfall, bei dem er sich das rechte Bein gebrochen hatte, konnte er seinem erlernten Beruf nicht mehr nachgehen. Das verletzte Bein war nämlich schlecht zusammengewachsen, weil keine fachärztliche Betreuung zur Verfügung stand. Trotz des Unglücks wollte aber unser Vetter Sepp nicht untätig herumsitzen, so wurde er Melonenbauer.

Wenn also die Witterung gepaßt hat und die ausgesetzten Melonenstöcke reiche Früchte trugen, die bald reif wurden, sollte das Melonenfeld Tag und Nacht bewacht werden. Es mußte die Melonenhütte her, als Symbol dafür, daß eine Wache da war. Das Gestänge dazu, es waren fachmännisch zugerichtete Hölzer von einem Akazienbaum, wurde herangeschafft. Dazu eine gute Fuhre Weizenstroh. Der Boden über dem die Hütte aufgestellt wurde, mußte einen Spatenstich tief ausgehoben werden, damit der Innenraum der Hütte auch bei sengender Hitze kühl blieb. Mit zur Kühle der Hütte trug auch die Eindeckung mit Weizenstroh bei. Die fertige Hütte glich einem kleinen Strohschober.

Bei der Eindeckung der Hütte kam unserem Vetter Sepp einmal seine Pfeife abhanden. Ohne dieser Pfeife war aber für unseren Melonenbauer das Leben nicht mehr lebenswert. Daher wurde die ganze Hütte wieder abgedeckt und das Stroh gründlich durchsucht, denn nach der Meinung unseres Vetter Sepp konnte die Pfeife nur beim Herumarbeiten mit dem Stroh verlorengegangen sein. Trotz intensivster Suche wurde die Pfeife nicht mehr gefunden. Im Stroh war sie nicht. Wir, der Enkelsohn Phillip von unserem Vetter Sepp und ich, der Sohn des Landwirtes, hatten nämlich die Pfeife entwendet, um im nahegelegenen Kukuruzfeld, das gute Deckung bot, einmal das Pfeifenrauchen zu versuchen. Es ist uns nicht gut bekommen. Das Kraut in der Pfeife bestand aus etwas grobem Tabak, getrockneten Kartoffelkräutern und getrockneten Blättern von einem Kirschbaum. Wir bekamen beide bereits nach den ersten Zügen furchtbare Zustände. Erbrechen und Durchfall wechselten in regelmäßiger Folge ab. Voller Reue brachten wir die Pfeife wieder zurück. Dem Vetter Sepp erzählten wir, daß sie am Weg vor der Hütte gelegen war, wo wir sie gefunden hätten. Ob der alte Mann uns das geglaubt hatte, weiß ich bis heute nicht. Seine Freude über die wiedergefundene Pfeife war so groß, daß er nicht mehr weiter geforscht hat.

Von der Melonenhütte führte ein Weg durch das ganze Feld. Dieser teilte es in zwei Hälften. Auf der einen Seite waren die Wassermelonen, auf der anderen Seite die Zuckermelonen ausgesetzt. Auf diesem Weg wurden die reifen Melonen jeden Abend nach dem Absuchen zur Hütte gebracht. Im Bereich der Hütte war der Weg mit Paradeisstöcken gesäumt, die eine beträchtliche Höhe erreichten, sodaß man den Vetter Sepp gar nicht so leicht sehen konnte, wenn man draußen auf dem Fahrweg vorbeiging. Dieser Umstand verleitete oft zum Stehlen. In so einem Fall mußte unser Vetter Sepp seinen großen, alten Trommelrevolver unter dem Bett herausholen und damit herumfuchteln, was jeden ungebetenen Gast sofort veranlaßte, das Weite zu suchen. Die Paradeisstöcke waren meistens voller Früchte. Sie verbreiteten einen eigenartigen Duft. Dieser, zusammen mit dem Geruch reifer Melonen und Sonnenblumen, die um die Hütte angepflanzt waren, ergaben ein so eindringliches Duftbukett, daß man schon von weitem merkte, hier muß ein Melonenfeld in der Nähe sein.

Eine der wichtigsten Arbeiten, die ein Melonenbauer beherrschen mußte, war das Absuchen der reifen Früchte. Unser Vetter Sepp vertraute dabei weitgehend seinem Gehör. War der Klang, der beim Aufschmalzen mit dem Zeigefinger und Daumen auf die Schale der Wassermelone entstand, identisch mit dem Klang, der bei so einem Aufschmalzer auf der Stiefelröhre des Vetter Sepp zu hören war, hatte man es mit reifen Melonen zu tun. Sie konnten vom Stock genommen und verkauft werden, ohne daß eine Reklamation zu befürchten war. Die reifen Zuckermelonen erkannte man an der Farbe der Schale.

Der Preis für die Melonen richtete sich nach ihrer Größe. Kleinere Früchte konnte man schon um einen halben Dinar haben. Schöne große Früchte erreichten einen Preis bis zu zwei Dinar, in ganz seltenen Fällen sogar bis fünf Dinar. Natürlich wurde um den Preis heftig gefeilscht; vor allem die Serben und die Rumänen machten sich einen Spaß daraus, mit dem Vetter Sepp, der ja nur unsere Mundart von der deutschen Sprache beherrschte, um den Preis zu streiten.

Wenn es in den Nachbardörfern Wochenmärkte gab, brachte man ca. 400 Stück Wassermelonen auf einem Leiterwagen, vor den zwei Pferde gespannt wurden, auf den Markt, wo

man blieb, bis alles abverkauft war. Dann wurde das viele Kleingeld in ein großes Taschentuch eingebunden und ab ging's wieder nach Hause. Ich selbst hatte das Glück, einige Male mit dem Vetter Sepp auf den Markt zu fahren. Dazu mußten schon am Vorabend die Melonen abgesehen und auf den Wagen verladen werden, denn am nächsten Tag ging es in aller Früh, noch bevor der Tag graute, los. Man mußte nämlich zusehen, daß auf dem Markt auch ein guter Platz erwischt wurde, denn von diesem Standplatz hing nicht selten der ganze Geschäftserfolg ab.

Die größten Sorgen bereiteten dem Vetter Sepp die Melonendiebe. Hier mußte er öfter mit seinem großen Revolver ausrücken und das Gelichter verscheuchen. Es gab aber auch Melonendiebe, die sich einfach einen Jux daraus machten, den alten Mann zu überlisten. Das geschah dann etwa folgendermaßen: Zwei Burschen, die gut bei Wort waren, gingen zur Hütte und begannen dort um den Preis für eine Melone zu feilschen. Während der Melonenbauer so abgelenkt wurde, kroch die andere Partie auf dem Bauch in das Melonenfeld und schnappte dort einige Früchte. Diese wurden dann in einem nahen Maisfeld, das genügend Deckung bot, verspeist. Meistens waren bei solchen Aktionen auch der eigene Enkelsohn Phillip und der Bauernsohn Joschi mit von der Partie. Das waren jedoch die harmloseren Diebstähle. Es gab natürlich auch Profis, etwa eine Horde Zigeuner, die im Dorf auftauchte.

Die Melonensaison hatte etwas Freudiges an sich. Vielleicht deshalb, weil dann immer etwas Kleingeld im Haus war und der Vater, wenn der Eistürke mit seinem süßen Karren durch das Dorf fuhr und sein monotones „Sladole“ vernehmen ließ, leichter mit einem Dinar herausgerückt ist. Für die Besel Marian, das war die Ehefrau des Vetter Sepp, war die Melonenzeit eine gute Zeit. Sie konnte öfter als sonst mit einem Fläschchen, das sie unter ihrer Schürze verbarg, zum Wirt eilen und für den alten Mann, wie sie den Vetter Sepp liebevoll nannte, einen scharfen Trunk nach Hause bringen. Daß dabei auch sie selbst nicht zu kurz kam, dafür hatte sie schon immer vorgesorgt. Für einen kleinen Racki war unsere liebe Besel Marian immer zu haben.

Für uns Kinder gab es in der Melonenzeit keine Langeweile. Es war im Melonenfeld immer etwas los. Wir halfen die Früchte zur Hütte tragen, wir erledigten kleine Besorgungen, die uns der Vetter Sepp auftrug; es war öfter vom Kaufmann ein Päckchen Tabak zu holen, und wir halfen aufpassen, wenn sich verdächtige Elemente um das Melonenfeld drückten. Unser Lohn bestand immer aus einer kleineren, gutgekühlten Wassermelone, die wir mit größtem Vergnügen verspeisten. Zu Hause bei den Eltern wurden die Wassermelonen dadurch gekühlt, daß man sie einfach in den Brunnen warf und dann nach einer gewissen Zeit mit dem Schöpfeimer wieder herausfischte. Ich bin auch heute noch der festen Überzeugung, daß es in unserer heutigen Zeit schon lange keine so guten Melonen mehr gibt, wie die guten, roten Wassermelonen mit den kleinen, gelben Kernen, die unser Vetter Sepp kultiviert hat.

Im Spätherbst war Kerwei

Der Herbst war wieder von schwerer Arbeit beherrscht. Die Maisernte mußte eingefahren werden, die Wintersaat, fast die ganze Weizenaussaat, drängte, denn bis zum Kirchweihfest sollte, wenn das Wetter mitspielte, alles erledigt sein. Das Namensfest des St. Martin fällt auf den 11. November. Am darauffolgenden Sonntag wurde in unserem Dorf „Kerwei“, wie man in der Mundart sagte, gefeiert. Zyniker neigten zu der Behauptung, die Kerwei wäre der größte Feiertag im Jahreskreis, weil für dieses Fest, das an einem Samstag nach dem Mittagessen begann und bis Mittwoch vor dem Mittagessen dauerte, am meisten aufgewendet wurde. Alles, was die gute Küche der Dorfbewohner hergab, kam auf den Tisch. Familien, in denen aus Sparsamkeit das ganze Jahr hindurch keine alkoholischen Getränke angeboten wurden, hatten an den Tagen der Kerwei einige Flaschen Wein und genügend Bier im Haus. Kerwei wurde einfach gefeiert; zum Feiern wollte sich jeder von seiner besten Seite zeigen. Die Frauen, auf deren Schulter die Hauptlast der Vorbereitungen aufgeladen wurde, machten sich vorerst mal wieder an den Hausputz. Die Häuser bekamen wieder einen neuen Anstrich, denn durch die staubigen Sommermonate hatten sie etwas Grau angesetzt. War außenherum alles wieder auf Glanz gebracht, ging man an das Innere der Häuser. Die Vorhänge wurden von den Fenstern genommen. Sie kamen mit den Tischdecken, Wandbehängen und Bettdecken in den Waschtrog. Die Fußböden wurden gescheuert, die Küchen blitzblank geputzt und die Festbekleidung gebügelt. Daneben liefen die Vorbereitungen für die zahlreichen Festessen an der Kerwei. Mit dem jungen, frischgeernteten Mais wurden einige Gänse geschopft, damit man zu genügend Gänseleber kam. Mehrfach wurde auch in dieser Zeit das erste Schwein geschlachtet, sodaß genug frisches Fleisch und Fett (Schmalz) im Haus waren. Im ganzen Dorf stieg der herrlich süße Duft aus den Küchen, weil dort der Kerwei-Kuchen gemacht wurde; riesige Mengen, denn jeder, der zur Kerwei an einem der drei Tage ins Haus kam, wurde ausgiebig bewirtet. Gerade bei dieser Tätigkeit wollte keine Hausfrau zurückstehen; eher wollte die eine die andere mit ihren Köstlichkeiten übertreffen. Kerwei war nämlich auch die Zeit, in der man Besuche machte. Aus den Nachbardörfern kamen Freunde und Verwandte mit Roß und Wagen angereist, um mit den Hausleuten mitzufeiern. Bei solchen Anlässen hatte die Hausfrau die seltene Gelegenheit, zu zeigen, was sie konnte, was bei ihr in der Speisekammer an Vorräten vorhanden war, wie gut bestückt ihr Geflügelhof war und wie gut sie es verstand, in der Küche köstliche Speisen zuzubereiten und auf den mit dem besten Tafelgeschirr geschmückten Tisch zu bringen.

Schon lange vor der Kerwei rumorte es in der Jugend des Dorfes ganz gewaltig: Trotz der vielen und schweren Arbeit in den Sommermonaten mußte sich jeder Bursche des Dorfes, der bei den Kerweibuben mitmachte, darüber ins klare kommen, wen er sich als „Kerweimentsch“ unter der weiblichen Dorfjugend aussuchen wollte. War er sich endlich im klaren, und war diese seine Entscheidung mit den anderen Burschen des Dorfes abgestimmt, kam noch die größte Hürde: Er mußte in das Haus der Eltern des Mädchens gehen und dort bei Vater und Mutter anfragen, ob es erlaubt würde, daß die Tochter seinen Hut zum Schmücken übernehme und mit ihm, als sein „Kerweimentsch“, die Festtage durchfeiern dürfe.

Dieser erste offizielle Besuch im Haus eines Mädchens war deshalb so wichtig und überlegenswert, weil dieser Besuch nicht selten der erste Schritt in den Ehestand war.

Hatten alle Burschen ihr „Kerweimentsch“, mußte noch eine wichtige Entscheidung getroffen werden: Es mußten der Kerweiherr und der Geldherr gewählt werden. Diese zwei Funktionen waren wichtig, weil sie nicht nur die Personen namhaft machte, die organisatorisch für das Unternehmen des „Zamhaltens“ die Verantwortung trugen, auch die Rangordnung der Kerweipaare war damit geregelt. An der Spitze des Zuges ging der Kerweiherr mit seinem Mädchen, dann folgte der Geldherr mit seinem Mädchen und dann kamen die übrigen Paare. Schließlich mußte noch das Wirtshaus, in dem sich die offizielle Kerwei abspielen sollte, ausgewählt werden. Meistens war es das Gasthaus Loch, aber auch beim Muhr-Wirt gab es schöne Kerweifeste. Die Wahl des Wirtshauses bestimmte meistens auch die Musik-Bande, die für den Kerweitanz spielen sollte; es war gewöhnlich die Kapelle, die sonst auch in dem betreffenden Wirtshaus zum Tanz aufspielte.

Bis alle diese Formalitäten für das Kerweifest erledigt waren, gab es natürlich auch Aufregungen und vor allem viel Tratsch, weil ja jede Kleinigkeit Anlaß zu Stellungnahmen und Kommentaren gab. Das Fest begann am Samstag und zwar nach dem Mittagessen. Die Burschen eilten bereits in festlicher Bekleidung in „ihr“ Wirtshaus, wo bereits „ihre“ Musik wartete. Dort bekam nun jeder seine Weinflasche, die er beim Ausrücken, mit einem Bandel am Handgelenk befestigt, zu tragen hatte. Dann folgte der erste offizielle Akt für das Kerweifest: Die im vergangenen Jahr unter der Wirtshaustür vergrabene Weinflasche vom Kerweibaum wurde wieder ausgegraben. Es folgte der Weg zu den Mädchen, um den geschmückten Hut abzuholen. War nun der Kerweibub mit seinen Statussymbolen, der Weinflasche und dem geschmückten Hut, ausgestattet, machte sich die ganze Gesellschaft auf den Weg zum Dorfrichter (Bürgermeister), um dort die Genehmigung für die Abhaltung des Kerweifestes einzuholen.

War diese Mission erfolgreich beendet, ging es zum Aufstellen des Kerweibaumes. Eine lange Stange, die mit Bändern umwickelt war, und die an der Spitze einen Strauß und eine Weinflasche befestigt hatte; die nämliche Flasche, die unter der Wirtshaustür vergraben gewesen war. Etwa in der Mitte der Stange erhielten Hut und Tuch (Tiechl) ihren Platz. Nun wurde dieser so geschmückte Kerweibaum aufgestellt und zwar am Rand des Fahrweges vor dem Wirtshaus. War dies geschehen, rollten die Burschen noch ein großes Faß aus dem Wirtshaus, welches am Fuß des Kerweibaumes aufgestellt wurde. Zu all den vorhin geschilderten Aktionen spielte die Kerweimusik auf. Sie ging immer vor dem Zug der Burschen. Es gab keinen offiziellen Weg ohne Begleitung der Kerweimusik!

Am Samstag abend spielte die Musik bereits zum Tanz auf. Die Kerweimädchen traten da aber noch nicht in Aktion. Die Begleiterin des Kerweiherrn hatte vielmehr in dieser Zwischenzeit dafür zu sorgen, daß der Kerweistrauß, der ab nun dem Kerweizug immer vorgetragen wurde, geschmückt wird. Es handelte sich dabei um einen schönen Stock Rosmarin, an dessen Zweigen lange bunte Bänder hingen. Der Fuß des Stockes mußte in einer schönen, goldgelben Quitte stecken. Das eigentliche Kerweifest, als Fest der Kirche, begann am Sonntag in den Morgenstunden. Die Burschen trafen sich in ihrem Wirtshaus, begaben sich von dort in Begleitung der Musikkapelle zu den Mädchen, welche die Hüte geschmückt hatten. Zuerst natürlich zum Mädchen des Kerweiherrn, dann zum Mädchen des Geldherrn und

dann der Reihe nach zu den anderen Mädchen, bis jeder Bursch sein Mädchen hatte. Dann bewegte sich der ganze Kerweizug in Begleitung der Musik zur Kirche.

Dort stellten sich die Paare im Halbkreis um den Altar. So nahmen sie am Hochamt teil. Bei diesem Hochamt wurden die Kirchenlieder von der Kerweimusik begleitet. Diese mußte meistens vor der Kirche Aufstellung nehmen, weil in der Kirche für die Musik kein Platz war. Nach dem Hochamt eilten die Hausfrauen rasch nach Hause, wo es nun galt, das Festmahl fertig zu machen. Die Jugend ging in Begleitung ihrer Musik wieder in ihr Wirtshaus. Dann wurden die Mädchen nach Hause gebracht und die Burschen gingen Rosmarinäste, an denen bunte Bänder befestigt waren, verkaufen. Dabei wurden auch gleich die Lose für die Versteigerung des Hutes und des Tuches am Kerweibaum abgesetzt. Das war eine wichtige Beschäftigung. Von ihrem Erfolg hing die ganze finanzielle Gebarung der Kerweigesellschaft ab. Der Geldherr mußte jetzt trachten, daß ein Großteil der Unkosten mit dem Ertrag dieser Aktionen abgedeckt wurde. Den Rest hatte dann am Nachmittag die Versteigerung des Kerweistraußes einzubringen. Doch darüber etwas später. Zum Mittag-essen am Kerweisonntag gab es in den meisten Häusern Gäste. Es wurde aufgetischt, bis sich die Tischplatte durchbog. Ein Gang folgte dem anderen, und am Ende kam dann noch der gute Kuchen auf den Tisch. Der frühe Nachmittag begann dann wieder mit dem Umzug durch das Dorf. Bei dieser Gelegenheit wurden wieder die Mädchen von ihren Burschen abgeholt und zum Wirtshaus gebracht. Hier hatten sich mittlerweile einige Ringelspiele aufgebaut. Die Zuckerbäcker hatten ihre Stände mit herrlichen Schleckereien vollgeladen. Ganze Berge von Alewitschko (Türkischer Honig) fesselten die Blicke der Kinder. Die Bevölkerung des ganzen Dorfes war jetzt hier versammelt. Es folgte der spannendste Teil der offiziellen Aktionen: Der Faßtanzen und die Versteigerung des Kerweistraußes. Auch die Bekanntgabe der Gewinner von Hut und Tuch stand jetzt kurz bevor. Die Spannung erreichte bald ihren Höhepunkt. Die Kerweiburschen stellten sich mit ihren Mädchen um das Faß und den Kerweibaum auf. Auf das Faß begab sich der Ausrufer; von seinem Versteigerungsgeschick hing der Erfolg des Unternehmens ab. Die Musik setzte mit einem laut gespielten Marsch ein. Den schönen Rosmarinstrauß in der dicken Quitte hielten noch immer der Kerweiherr und sein Mädchen in der Hand.

Die Versteigerung setzte immer etwas zaghaft ein und steigerte sich dann zu einem wahren Furioso. Wenn der Versteigerer ins Stocken geriet, weil kein neues Angebot mehr gemacht wurde, setzte die Musik ein. Zu ihren Klängen tanzten dann die Kerweiburschen mit ihren Mädchen um das Faß, bis sich die Gemüter etwas beruhigt hatten und die Versteigerung weiter gehen konnte. Endlich war es soweit, daß man wußte, wer in diesem Jahr den Kerweistrauß ersteigert hatte. War es ein Mitglied der Kerweigesellschaft, so bekam das Mädchen des betreffenden Burschen den Strauß überreicht und dieser blieb in der Gesellschaft. Hatte jedoch ein Außenstehender das Rennen gemacht, so bekam dieser den Strauß ausgefolgt; er durfte ihn nach Hause mitnehmen und für drei Stunden auch die ganze Musik. Diese mußte nun dort aufspielen, bis der Abend anbrach und das Fest im Wirtshaus wieder seine Fortsetzung fand. Nach diesem aufregenden Nachmittag eilten dann alle in ihre Häuser, um das Vieh im Stall zu versorgen, und mit einer neuerlichen Schmauserei beim Abendessen, für die nun folgende Nacht genügend Kraft zu tanken.

Mittlerweile hat sich auch im Gasthaus Muhr die Gesellschaft zusammengefunden; es waren dort die verheirateten Paare mit der zweiten Musikbande des Dorfes versammelt. Gegen acht Uhr am Abend ging es dann los. Ein Polka folgte einem Walzer und so ging es ununterbrochen dahin. Die Kerwei dauerte bis Mittwoch. Nachdem die Weinflasche vom Kerweibaum wieder unter dem Eingang des Wirtshauses „begraben“ war, ließen sich die letzten Zecher noch von der Musik nach Hause spielen. Dann kehrte der Alltag wieder ein. Über alles, was sich in diesen Tagen des Frohsinns und des Jubels abgespielt hat, wurde noch lange, speziell an den langen Winterabenden, gesprochen. Es wird immer wieder die Frage gestellt, wie haben das die Leute ausgehalten? Das ist ganz einfach zu erklären: An den Vormittagen hat man sich ausgeschlafen, damit für den Nachmittag und die Nacht wieder genügend Kraft vorhanden war. Dazu kommt noch, daß an diesen Tagen des Kirchweihfestes sicher sehr gut gegessen wurde.

Obwohl das Tanzvergnügen im Mittelpunkt des Festes stand, gab es in den Wirtshäusern auch noch andere Möglichkeiten, den Tag zu verbringen. Da gab es die schon erwähnten Ringelspiele, und es gab in jedem der Wirtshäuser je eine Kegelbahn und einen Billardtisch. Da rollten die Kugeln den ganzen Nachmittag, und die Buben des Dorfes hatten als Kegelbuben die Möglichkeit, etwas Kirchweih-Geld zu verdienen. Nach jeder „Schnur“, so wurde eine Kegelrunde genannt, mußte der Gewinner der Schnur dem Kegelbuben einen halben Dinar geben.

Nikolo und Christkindl

War das Kirchweihfest um, begannen die Vorbereitungen für den Winter. Der Jahreskreis begann sich zu schließen. Das Wetter wurde unfreundlich, in der Nacht gab es die ersten Fröste und nicht selten fiel am Tag des heiligen Nikolaus bereits Schnee. Zwei Feste standen noch aus: Das Nikolofest und das Weihnachtsfest. Besonders für Weihnachten mußten Vorbereitungen getroffen werden, die nun nach dem Kirchweihfest voll einsetzten.

Ich will nun versuchen, diese zwei letzten Feste im Jahreskreis so zu beschreiben, wie ich sie in meinem Elternhaus erlebt, und auch heute noch gut in Erinnerung habe. In den anderen Familien des Dorfes war es sicher so ähnlich, wenn auch nicht unbedingt ganz gleich. Es gab da im Dorf auch Individualisten, die sich ihre Feste nach eigenem Gutdünken gestalteten.

Zum Nikolo, wie wir zu sagen pflegten, gab es für die braven Kinder Nüsse und etwas Obst, selten auch Orangen oder Mandarinen. Gelagert hatte die Mutter diese Köstlichkeiten in einem Nikolo-Turm. Dieser war aus Besenreisig und rotem Krepppapier gefertigt. Dieses leuchtende Gebilde hat bei uns aber nicht die Mutter gemacht, die hätte sich sicher nicht die Zeit dazu genommen, sondern eine Großtante, also eine Schwester meiner Großmutter: Die Amon-Tante.

Diese unermüdlich arbeitende Frau nahm sich immer Zeit für uns Kinder. Sie genoß ein grenzenloses Vertrauen bei uns und war gewissermaßen letzte Zuflucht, wenn wir etwas

angestellt hatten und nicht mehr wußten, wie es weitergehen sollte. Ein Beispiel: Mein Bruder Franz hat mit seinem Freund Stefan (Niedermayer) versucht, das Geheimnis des Rauchens zu ergründen. Dazu begaben sich die zwei Buben hinter den Strohschober. Vorher hatten sie in der Sommerküche von der Mutter eine Schachtel Zündhölzer genommen. Als Zigarette sollte ein dicker Strohalm herhalten. Dieser wollte jedoch, wie die zwei Buben später gestanden, nicht richtig brennen. Er ging immer wieder aus. Da kamen sie auf die Idee, einen Haufen Stroh anzuzünden, damit nicht immer ein Streichholz angerieben werden mußte, wenn die „Zigarette“ wieder ausgegangen war. Ergebnis des Unternehmens: Der ganze Wirtschaftshof stand bald in Flammen, und alle Vorräte an Stroh und Heu brannten ab. Franz und Stefan flüchteten zur Amon-Tante. Dort erwarteten sie Schutz und Verständnis für ihr Mißgeschick. Sie hatten richtig kalkuliert. Als alles vorbei war, brachte die Amon-Tante die Buben, die gerade fünf Jahre alt waren, nach Hause und legte dort bei den verärgerten Eltern ein gutes Wort ein, sodaß es nicht allzuviel Strafe gab.

Diese Amon-Tante war also in unserer Familie auch für das Nikolofest zuständig. Sie rückte am Abend des 5. Dezember mit ihrem Nikoloturm an, stellte diesen an eine exponierte Stelle des Hauses und sagte zu uns Kindern: „Jetzt müßt ihr den ganzen Abend schön brav und artig sein, damit der Nikolo kommt und für euch etwas in den Turm legt.“ Damit uns das Artigsein nicht zu schwerfiel, erzählte uns die gute Amon-Tante bis spät am Abend Märchen. Ich erinnere mich noch gut an das Märchen von Ali Baba und den vierzig Räubern. Dieses Märchen, mit seiner Faszination von Edelsteinen, seiner Romantik vom Räuberleben und schließlich von seinem Ausgang durch eine gute Tat, ist mir heute noch so gegenwärtig, als wäre das Nikolofest, an dem ich es immer gehört habe, erst gestern gewesen.

Schließlich gingen wir Kinder ohne zu murren schlafen, in der Hoffnung, daß auch uns der Nikolaus etwas bringen würde. Und er brachte immer etwas. In aller Frühe des Nikolaustages, am 6. Dezember, fiel uns ausnahmsweise einmal das Aufstehen wieder sehr leicht. Dann war das Glück unbeschreiblich, wenn aus dem Nikoloturm die Nüsse, die Äpfel und manchmal sogar die Orangen kollerten. Den Krampus, den unsere Kinder in späteren Jahren so gefürchtet haben, den gab es auch bei uns zu Hause. Er hieß dort Pelzenbock. Er war beim Nikolo die Verkörperung des Bösen. Uns sagte man: Er eilt am Vorabend durch die Gassen und hat einen großen Sack auf den Schultern und in der Hand eine lange Kette. Erwischt er noch zu später Abendstunde ein Kind auf der Straße, so nimmt er dieses, bindet es mit der Kette fest zusammen und steckt es in seinen großen Sack. Für alle Zeiten ist dann das Kind im Fegefeuer. Der Pelzenbock wurde bildlich auch als Teufel dargestellt.

Das Weihnachtsfest ging aber nicht so einfach über die Bühne wie das Nikolofest. Weihnachten galt, neben Ostern, als der größte Feiertag im Jahreskreis. Dementsprechend wurde dieses Fest auch gefeiert. Kirchlich gesehen, war der zweite Weihnachtstag, also der Stefanitag, der wichtigere. An diesem zweiten Weihnachtstag kam nämlich der Pfarrer ins Dorf. Betrachten wir aber vorerst die Geschehnisse am Tag des Heiligen Abends: Bereits am Nachmittag des Heiligen Abends machten sich die Christkindl auf den Weg. Sie gingen meistens in die Häuser, in denen es kleinere Kinder gab oder auch in Häuser, in die sie gerufen wurden. Die Christkindl waren eine Gruppe von sechs Jugendlichen des Dorfes, drei

Mädchen und drei Burschen. Sie wurden schon lange vor Weihnachten für ihr Auftreten als Christkindl unterrichtet. Hier sind zwei Frauen zu erwähnen, die sich mit der Ausbildung der Christkindl befaßten: Barbara Storch und Anna Bies, die Frau von Bies Hans.

Die Mädchen verkörperten die Erzengel Gabriel und Michael sowie das Christkindl. Von den Burschen war einer der Ochs, der andere der Esel und der dritte der Pelzenbock. Die Mädchen gingen in weißen Kleidern, die Engel hatten Flügel am Rücken. Das Christkindl trug auf dem Kopf eine Krone. Der Ochs und der Esel waren in weiße Leintücher gehüllt. Auf ihrem Kopf trugen sie einen Ochsen- bzw. Eselskopf. Unter dem Leintuch hatten sie einen Stock, mit dem sie den Takt zu den Liedern, die von den Mädchen gesungen wurden, stampften. Der Pelzenbock war in einen Schafpelz gehüllt und hatte einen mächtigen aus Hanffasern gefertigten Bart. Er trug eine kleine Wiege, in der das Jesukindlein lag.

Kamen nun die Christkindl zu einem Haus, in dem es Kinder gab, so klopfen sie an und fragten: „Darf das Christkind herein?“ Wurde mit einem „Ja“ geantwortet, so trat der linke Engel, es war der Erzengel Michael ein. Nach einem „Gelobt sei Jesus Christus“ folgte ein kurzer Spruch, der mit den Worten „Lieber Erzengel Gabriel tritt herein, es wird dir wohl erlaubt sein“, endete. Darauf trat auch dieser Engel mit einem „Gelobt sei Jesus Christus“ ein. Auch er sagte seinen Spruch auf, der mit den Worten: „Liebes Christkindl tritt herein, es wird dir wohl erlaubt sein“, endete. Darauf traten das Christkind zusammen mit dem Ochs, dem Esel und dem Pelzenbock ein. Nach einem Sprüchlein fragte das Christkind die im Raum anwesenden Eltern, ob die Kinder auch brav gewesen waren, ob sie auch fleißig beteten und in der Schule gut lernten. Wurden diese Fragen von der Mutter mit einem „Ja“ beantwortet, dann verteilte der Pelzenbock die Geschenke, die ihm vor der Haustür von den Eltern übergeben worden waren. Zum Abschied sangen die Mädchen folgendes Lied, zu dem Ochs und Esel mit ihren Stöcken den Takt stampften:

„Ihr hauchet uns das Jesulein ein!
O Jesulein süß, o Jesulein süß!
Und wäre das Jesulein nicht geboren,
so wären wir alle verloren!
O Jesulein süß, o Jesulein süß!
Jetzt fallen wir alle zu Füßen,
um das Jesulein zu begrüßen!
O Jesulein süß, o Jesulein süß!
Jetzt reisen wir aus, in ein anderes Haus;
jetzt reisen wir fort, in einen anderen Ort!
O Jesulein süß, o Jesulein süß!“

Mit den Wünschen für ein schönes Weihnachtsfest verließen die Christkindl das Haus, um im nächsten Haus ihre Vorstellung zu wiederholen. Bevor sie gingen, bekamen sie vom Hausvater einige Geldmünzen in die mitgeführte Sammelbüchse.

Für uns Kinder begann das Weihnachtsfest am 24. Dezember. Nicht weil es da den Heiligen Abend gab, sondern weil an diesem Tag, wie wir vorhin gehört haben, die Christkindl von Haus zu Haus gingen und für Aufregung und Spannung sorgten.

Die Christkindl versetzten uns in die richtige Stimmung. Sie deuteten bei ihrem Auftreten auch schon an, daß man mit einem schönen Weihnachtsgeschenk rechnen durfte. Und das war, vorderhand einmal, für uns Kinder das Wichtigste. Am Nachmittag wurden die Schuhe, welche man nicht gerade an den Füßen hatte, blitzblank geputzt und ins Fenster gestellt. War dort kein Platz mehr, so wurden sie im Wohnzimmer schön in einer Reihe aufgestellt, damit sie ja nicht vom Christkindl übersehen werden konnten. Den Heiligen Abend verbrachten meine Eltern zusammen mit uns Kindern nicht zu Hause, sondern im Haus der befreundeten Familie Illiewich. Es war die Familie des Postmeisters des Dorfes. Im Haus waren auch zwei Buben, die altersmäßig mit meinen Geschwistern und mir zusammenpaßten. Wenn es finster wurde, machten wir uns auf den Weg. Ich, als kleinster in der Runde, mußte die Laterne vorastragen. Bereits an diesem Abend legten alle Familienmitglieder das Sonntagsgewand an. Bei Illiewich's gab es dann ein kleines Abendessen und dann wurden wir Kinder entlassen: Wir versuchten, uns die Zeit mit den verschiedensten Gesellschaftsspielen zu vertreiben; die Eltern gaben sich dem Dorftratsch hin.

Dort im Haus der Familie Illiewich habe ich schon damals das Schachspiel kennengelernt. Von diesen Abenden vor Weihnachten weiß ich auch, wie man Briefmarken sammelt. Ich lernte, wie sie von ihrer Unterlage gelöst, dann gepreßt und schließlich ins Album eingeordnet werden. Die Illiewich-Buben haben mich das alles gelehrt. Etwas schwer hat sich immer meine Schwester in dieser Gesellschaft getan, weil sie als einziges Mädchen in der Runde nicht allzuviel Verständnis für das Schachspiel oder das Briefmarkensammeln hatte. Der Abend verging für mich immer viel zu rasch. Kurz nach elf Uhr begannen bereits die Vorbereitungen für die Christmette. Dicke Mäntel und viel Unterwäsche mußte angezogen werden, denn in unserer Kirche war es zu dieser Jahreszeit schon furchtbar kalt. Die einzige Wärme kam von den Kerzen.

Leider fand auch die Christmette ohne Priester statt. Die Amon-Tante, die Birg Karola Neni und der Vetter Klos (Herold) gaben sich jedoch viel Mühe, auch die Christmette in unserem Dorf schön zu gestalten. Wir Kinder mußten vorne um den Altar Aufstellung nehmen. Wir waren also die ganze Zeit im Blickfeld der Erwachsenen. So eine ganze Stunde still zu stehen, war eine große Qual. Nur die Aussicht auf ein schönes Geschenk vom Christkind, das ja in der nun folgenden, restlichen Nacht kommen mußte, machte es möglich, die Christmette ohne Anstand zu überstehen.

Trotz dieser Qualen sind mir die schönen Lieder, zu denen die Birg Karola Neni das Harmonium spielte, in bester Erinnerung geblieben. Auch die meisten Gebete, die an diesem Abend zum Heiligen Vater im Himmel geschickt wurden, kann ich noch auswendig. Diese wurden nämlich vom Vetter Klos und zum Teil auch vom Bogner Hans mit einer derartigen Inbrunst vorgesprochen, daß man sie rasch auswendig kannte und, wie sich hier zeigt, auch bis zum heutigen Tag nicht vergessen hat. In der Früh des ersten Weihnachtstages konnte endlich das langersehnte „Christkindlsach“ in Empfang genommen werden. Da gab es neben den verschiedenen Obstsorten wie Feigen, Orangen und Äpfeln einige neue Bekleidungsstücke und fast immer einiges Spielzeug. Ich habe mir immer ein „kleines Gewehr“ gewünscht; und fast immer war so ein Ding beim Christkindlsach' dabei. Sicher noch einfache Dinge, die mit den heutigen Spielsachen, die unseren Kindern zu Weihnachten

gegeben werden, keinen Vergleich standhalten könnten. Diese Geschenke waren aber damals für uns das Schönste und Beste, mit dem wir unsere Freude hatten.

Am Vormittag gab es in der Kirche wieder einen Gottesdienst. Wir Kinder gingen an diesem Christtag gerne in die Kirche, weil wir dort mit den Kameraden über die Christkindlsachen ausführlich reden konnten. Nach der Kirche führte unser Weg direkt zum Haus der Godl (Taufpatin), weil auch dort Christkindlsachen zu erwarten waren. Meine Godl war, so habe ich das noch in bester Erinnerung, großzügig und ideenreich. Zuletzt bekam ich von dieser meiner Godl, die auch heute noch lebt, eine schöne Armbanduhr. Diese Uhr hatte ich durch alle Wirrnisse der Zeit gebracht, bis sie mir nach dem Krieg von freigelassenen KZ-Häftlingen, im Böhmerwald in der Oberpfalz, abgenommen wurde. Mit dieser Uhr hatte ich eine riesige Freude, ich würde sie sicher auch heute noch hoch in Ehren halten, wenn sie mir geblieben wäre. Wie schon vorhin erwähnt wurde, war bei uns der Stefanitag der wichtigere Weihnachtsfeiertag. Es gab ein sehr feierliches Hochamt in der Kirche. Und es gab nach der langen Fastenzeit endlich wieder in einem der Wirtshäuser eine Tanzveranstaltung. Mit diesem Fest für die Jugend war auch das Weihnachtsfest vorüber.

Noch ein Wort zum Christbaum. Vereinzelt gab es so etwas. Aber sicher nicht in jedem Haus. Nachdem es weit und breit keinen Wald gab, konnten Christbäume nur verwendet werden, wenn man einen Baum um teures Geld in der nahen Stadt Werschetz gekauft hat. Fallweise gab es auch im Kaufhaus Hirsch welche. In meinem Elternhaus hatten wir keinen richtigen Christbaum. In unserem Hausgarten stand jedoch eine Fichte. Wie diese dorthin kam, konnte niemand erklären; sie stand aber da. Von dieser Fichte wurde jedes Jahr ein Ast abgeschnitten, und dieser wurde dann wie ein Christbaum geschmückt. Es hängen eingepackte Zuckerln dran, und es leuchteten am Abend immer einige Kerzen. Einen richtigen schönen Christbaum habe ich erst nach dem Krieg in meinem neuen Heimatland Österreich kennengelernt.

Die Familie Birg

Ohne die Familie Birg ist unser Dorf nicht vorstellbar. Sie hat in vielen Bereichen dem Geschehen im Dorf ihren Stempel aufgedrückt; sie hat Georgshausen erst zu dem gemacht, wie wir es in Erinnerung haben. Daher muß über diese Familie etwas ausführlicher berichtet werden.

In unserer modernen deutschen Sprache würden wir sagen, der Bekanntheitsgrad dieser Familie war für die damaligen Kommunikationsverhältnisse im Banat enorm. Mit dem Namen Birg konnte man jede Tür öffnen, man wurde bei jeder Behörde bevorzugt vorgelassen, jedes Unternehmen hätte, wenn es gewünscht worden wäre, Kredit in beträchtlicher Höhe gewährt und es gab im ganzen Banat kein nennenswertes gesellschaftliches Ereignis, dessen Veranstalter es nicht als eine Auszeichnung angesehen hätte, unter seinen Gästen einen Birg zu haben.

Es gab im Dorf rund achtzehn Familien, die den Namen Birg trugen. Dazu kamen noch zwei Familien, bei denen durch die Heirat eines der Birg-Mädchen der Name zwar ein anderer war, die direkte Zugehörigkeit zur Familie Birg aber aufrecht blieb. Daneben zählte man noch eine Menge weitschichtiger Verwandtschaften zu den Birg.

Die zwanzig direkten Familien Birg hatten mehr als zwei Drittel des Grundbesitzes unseres Dorfes in ihrem Eigentum. Sie verfügten über die bedeutendsten Gewerbebetriebe (Ziegeleien und Getreidemühle). Alle vier Industrie-Schlote, von denen die Silhouette des Dorfes auf weite Entfernung hin bestimmt wurde, standen auf Grundstücken der Familie Birg. Von den vier großen Dampfdreschmaschinen im Dorf gehörten drei jeweils einem Birg und von den geräumigen Wohnhäusern, die eher Herrschaftsvillen glichen und nichts mehr mit einem Bauernhaus zu tun hatten, gehörten alle einem Birg. Man könnte in dieser Weise noch weiter fortfahren, das würde aber zu weit führen, daher soll es als Einleitung bei dem Gesagten bleiben.

Der erste Birg, der in unser Dorf kam, wanderte aus Karlsdorf zu. Er verdingte sich zusammen mit seiner Frau beim Baron Bela von Csavossy als Ziegeleiarbeiter. Wir wissen aus zuverlässigen Unterlagen, daß in Karlsdorf am 9. März 1814 ein Birg Friedrich als Sohn des Birg Friedrich und dessen Ehefrau Katharina, geborene Told, auf die Welt kam. Dieser Birg Friedrich, nennen wir ihn Friedrich II., muß mit jenem Birg, der von Karlsdorf nach Georgshausen zog, identisch sein. Denn seine Hochzeit mit Maria Anna Veni fand noch in Karlsdorf statt u. zw. am 2. Februar 1834. Der erste Sohn des Ehepaares wurde ebenfalls noch in Karlsdorf am 23. September 1836 geboren. Er erhielt den Namen Konrad. Die Hochzeit dieses Konrad mit Margaretha Kirchner fand jedoch schon in Georgshausen statt u. zw. am 8. Juni 1858; die Braut stammte aus Ernsthausen.

Über die Einwanderung der Familie Birg in unser Dorf gibt es noch eine zweite Version. Diese unterscheidet sich von dem vorhin geschilderten Sachverhalt dadurch, daß nicht Friedrich II. zu Csavossy als Ziegeleiarbeiter kam, sondern dessen Witwe mit ihren fünf Kindern. Der Zeitabschnitt, in dem sich die Familie Birg in Karlsdorf entschied, nach Ge-

orgshausen zu ziehen, war kein leichter. Es war der Vormärz, es waren die Revolutionsjahre 1848/49 und es waren die Jahre der Reaktion nach der Revolution. Es wäre also möglich, daß Friedrich II. noch in Karlsdorf 35jährig starb. Ein leichtes Leben hatte die Witwe dann sicher nicht, denn ihr ältester Sohn Konrad war in den Revolutionsjahren kaum 13 Jahre alt; die anderen Geschwister waren somit alle noch jünger.

Friedrich Birg II. hatte neben dem Sohn Konrad noch zwei Söhne, Nikolaus und Peter, sowie zwei Töchter, Marian und Klara. Diese fünf Kinder des Einwanderers Friedrich II. sind die Vorfahren der späteren Großfamilie Birg, von der einleitend gesprochen wurde.

Die Frage, die sich sofort aufdrängte, wenn von der Familie Birg gesprochen wird, steht auch hier im Vordergrund: Wieso waren die Birg so reich?

Darüber gibt es einige Legenden, die sich bis in die heutigen Tage unter den einstigen Bewohnern des Dorfes gehalten haben. Es sind aber nur, wie der Name schon sagt, Legenden, deren Richtigkeit nicht belegt werden kann.

Legende Nr. 1: Beim Ausheben der lehmigen Erde, aus der die Ziegel geformt wurden, stieß der erste Birg unseres Dorfes auf eine schwere, mit massivem Eisen beschlagene Kiste. In dieser Kiste befanden sich viele Goldmünzen und Edelsteine. Der Schatz soll aus der Türkenzeit gestammt haben. Mit dem Ertrag dieses Schatzes, der sofort in gutes Geld umgesetzt wurde, konnten von mehreren Großgrundbesitzern der Gegend riesige Ländereien angekauft werden. So soll der alte Birg Konrad, geb. 1836 bereits an die tausend Joch Feld in seinem Eigentum gehabt haben. Aus Dankbarkeit und als Erinnerung an den Schatzfund wurde das im Volksmund als „Wallfahrerkreuz“ apostrophierte Monument mit einem geschmiedeten Kreuz errichtet, welches am Rand des Grundloches zwischen Eisler Toni und Schwob Franz stand.

Legende Nr. 2: Ein Birg, der Vorname wurde nie genannt, ist mit viel Geld aus Deutschland kommend, in unser Dorf eingewandert. Er kaufte um sein mitgebrachtes Geld geeignete Grundstücke und errichtete darauf Ziegelöfen. Mit dem Ertrag aus den gebrannten Ziegeln wurden wieder Grundstücke gekauft. Das ging so weiter, bis ein riesiges Vermögen beisammen war.

Soweit die Legenden, soweit der Volksmund. Die Tatsachen waren anderer Natur. Sie waren viel härter, haben mit Schatzgräberei gar nichts zu tun, sie entsprachen eher dem Leben der damaligen Landbevölkerung: Viel Arbeit, aber wenig Brot.

Es besteht Grund zur Annahme, daß sich die Einwanderung der Familie Birg in unser Dorf folgendermaßen abgespielt hat: Der Grundeigentümer Baron Csavossy wollte einen Gutshof, eine Pušta, bauen, um auf seinen Ländereien Arbeitskräfte anzusiedeln, mit deren Hilfe ein besserer Ertrag der Landwirtschaft zu erwarten war. Baumaterial gab es in der Region so gut wie keines. Es fehlte der Wald, aus dem man hätte Bauholz entnehmen können, und es gab keine festen Wege, auf denen man hätte etwas heranschaffen können. Es mußte also an Ort und Stelle das wichtigste Baumaterial hergestellt werden. Der Ziegel bot sich dazu an. Unter den Arbeitern, die zur Ziegelherstellung angeworben wurden, waren auch die Birg aus Karlsdorf.

Von den fünf Kindern, die mitgekommen waren, mußte der Älteste, es war der schon erwähnte Konrad, fest zupacken. Er erwies sich als tüchtiger junger Mann, der nicht nur zwei

harte Fäuste und starke Arme hatte; er verstand auch vom Geschäft etwas. Diese seine besonderen Fähigkeiten fielen schon frühzeitig auf. Als nämlich Baron Csavossy seinen Gutshof fertig hatte, kündigte er die Ziegeleiarbeiter. Konrad pachtete daraufhin das Grundloch und den Kellerofen, wo er bisher als Arbeiter tätig gewesen war und begann auf eigene Rechnung, Ziegel herzustellen. Das Geschäft dürfte gut gegangen sein, denn er war bald in der Lage, vom Grundherrn 6 Joch Land zu kaufen, sodaß er eigener Herr auf eigenem Grund und Boden wurde.

Wie hart diese Zeit des Anfangs gewesen ist, kann man ermessen, wenn man erfährt, daß die fertig gebrannten Ziegel zum Teil noch mit einer „Kraxen“ auf dem Rücken ausgeliefert wurden. Sicher nicht zum Hausbau, aber dort, wo man einen soliden Backofen oder eine andere sichere Feuerstelle gebraucht hat, bewährte sich der gebrannte Ziegel aus der Produktion des Konrad Birg bestens.

Die Zeit, in die der wirtschaftliche Aufschwung der Birg fällt, war äußerst günstig. Wie schon an anderer Stelle erwähnt, erreichte Ungarn durch den Ausgleich mit Österreich im Jahr 1867 einen hohen Grad an Selbständigkeit und praktisch in vielen Bereichen des Lebens, vor allem aber auch in der Wirtschaft, volle Unabhängigkeit von Wien. Eine Selbständigkeit, die also weit über die reine Verwaltung des Landes hinausging. Die Ungarn wollten plötzlich in „ihrem Land“ alles besser machen, als dies bisher die Österreicher von Wien aus taten. Durch die neuerlassenen Schulgesetze begannen die vielzitierten Madjarisierungsbestrebungen zu greifen. Durch gezielte Förderungen konnten sich bald bislang kleine Gewerbebetriebe zu Industrieunternehmen entwickeln. Es war im ganzen Land eine Aufbruchsstimmung zu registrieren, die noch begünstigt wurde durch die sogenannte Gründerzeit in Mitteleuropa, wo sich Milliarden-Beträge aus der Kriegsentschädigung der Franzosen, nach ihrer totalen Niederlage im Deutsch-Französischen Krieg 1871, in der Wirtschaft bemerkbar machten. Die Ausstrahlung dieser Entwicklung ging über Wien weit nach Ungarn hinein und hatte sogar ihre Auswirkungen auf die Ziegelöfen der Birg in unserem Dorf. Überall entstanden neue Fabriken, die letzten Endes eine Wertschöpfung bis in den letzten Winkel des Landes brachten. Man sieht sie heute noch, die in der Gründerzeit entstandenen Fabrikshallen; es sind Ziegelbauten, zu deren Errichtung ein unerschöpflicher Bedarf gegeben war.

So verkauften sich auch die Ziegel aus den Brennöfen der Birg ausgezeichnet. Gefördert wurde diese Entwicklung noch durch den Bau der Eisenbahnstrecke Betschkerek-Werschetz, von wo Anschluß an das ganze europäische Eisenbahnnetz gegeben war. Die Mauerziegel aus unserem Dorf konnten so nicht nur nach ganz Ungarn, sondern auch noch weiter in die Monarchie geliefert werden. Es war die Zeit, in der die großen Grundlöcher um unser Dorf herum entstanden; die Zeit, in der weitblickende Unternehmer aus der Familie Birg das später so stark bewunderte Vermögen geschaffen haben. Sie legten, weise vorausblickend, den Ertrag aus dem Ziegelgeschäft in Grundbesitz an, oder sie investierten in zukunftssträchtige Gewerbebetriebe. So entstand schon relativ früh die mit einer Dampfmaschine betriebene Getreidemühle des Dorfes; gebaut natürlich von einem Birg. Das Ziegelgeschäft hielt praktisch bis zum Ersten Weltkrieg an. So wurden, um die Produkte zu verbessern und die Kapazität zu steigern, in den Jahren 1908 und 1909 die zwei großen Ringöfen gebaut, die

bis zum heutigen Tag noch bestehen. Die Produktion änderte sich allerdings um die Jahrhundertwende herum schwerpunktmäßig vom Mauerziegel zum Dachziegel, was dazu führte, daß es im Banat kaum noch Häuser gab, die, wie das ursprünglich der Fall war, noch mit Schilf oder Stroh gedeckt waren. In dieser Zeit, vor dem Ersten Weltkrieg, verlagerte sich die Erwerbstätigkeit von der Ziegelproduktion auf die Landwirtschaft. Diese blieb mit wenigen Ausnahmen (Mühle, Schlosserei) bis zum Ende des Jahres 1944 Existenzbasis der nun schon zu beachtlicher Größe gewachsenen Familie Birg.

Harte Arbeit und Gunst der Zeit sind aber nicht allein die Kriterien, die zum Wohlstand der Familie Birg geführt haben. Eine bei den Deutschen des Banats seltene und nur schwach vorhandene Bereitschaft zur Weiterbildung über das Dorf und seine Flurgrenze hinaus war bei den Birg, und zwar schon bei den Pionieren der Familie, sehr stark ausgeprägt. Auf ihren ausgedehnten Geschäftsreisen, hauptsächlich in den Norden des Banats, wo die regulierte Bega Transportmöglichkeiten größeren Ausmaßes bot, hatten schon die alten Birg stets Augen und Ohren offen gehalten. Alles, was ihnen unterkam, wurde auf seine Verwendbarkeit im eigenen Bereich geprüft und, wenn es für gut befunden wurde, auch gleich angewendet. Auf diesen Reisen merkten die alten Birg (Konrad, Nikolaus und Peter), daß ein Vorwärtsskommen im damaligen Ungarn, für einen nur der deutschen Sprache mächtigen Bürger, nicht oder zumindest nur sehr schlecht möglich war. Auch die mangelhafte Schulbildung wurde bald als echtes Hindernis erkannt.

Im Ungarn der damaligen Zeit gab es aber nur Schulen in ungarischer Sprache; nicht einmal in den Volksschulen der deutschen Dörfer durfte in deutscher Muttersprache unterrichtet werden. Also mußten die jungen Birg in die ungarischen Schulen gehen. Aus dieser Zeit stammen auch die ins Ungarische übertragenen Vornamen vieler Birg (Nikolaus-Miklosch, Friedrich-Fridjesch, Michael-Mischi, Franz-Feri, Georg-Gyuri usw.). An diesen ungarischen Vornamen haben sich dann, nach dem Einmarsch der deutschen Truppen, die „volksbewußten“ Bürger gestoßen und den Birg das Stigma der Madjaronen angedichtet. Als Madjaronen hat man jene deutschstämmigen Bürger bezeichnet, die ihr Deutschtum verleugneten und sich als Ungarn ausgaben.

Heute wissen wir, daß man damals den Birg Unrecht tat. Sie haben sich immer zu ihrem Deutschtum bekannt; sie haben das wiederholt unter Beweis gestellt, und sie haben das schwere Los während der Verfolgung durch die Tito-Partisanen mit allen Bürgern des Dorfes geteilt.

Noch ein Wort zur überdurchschnittlichen Bildungsbereitschaft der Birg. Das hat nicht nur in wirtschaftlicher Hinsicht positive Auswirkungen gehabt, auch ihre gesellschaftliche Stellung wurde dadurch verbessert bzw. gefestigt. Fast alle Männer waren Reserveoffiziere bei den verschiedenen Heeresformationen in der wechselvollen Geschichte unserer Region. Hier einige Beispiele: Nikolaus Birg (Miklosch) war in der k. k. Armee des Ersten Weltkrieges Artillerie-Oberleutnant gewesen; Georg Birg (Dicker Gyuri) war ebenfalls im Ersten Weltkrieg Oberleutnant der Kaiserjäger; Adam Birg bekleidete den Rang eines Oberleutnants der Honwed; Matthias Birg war am Ende des Ersten Weltkrieges Kadett Aspirant. Auch in der königlich jugoslawischen Armee bekleideten die jüngeren Birg, die noch nicht am Ersten Weltkrieg teilgenommen haben, durchwegs Offiziersränge.

Später wurden diese jungen Männer mit dem Offiziersrang in das deutsche Heer oder in die deutschen Polizeieinheiten übernommen, wo sie zum Teil ihr Leben als deutsche Offiziere verloren.

Auch die Mädchen der Birg durften sich einer höheren Bildung erfreuen. Ein beliebtes Institut war in Belgrad das Rafaelsheim. Dort gab es eine deutsche Bürgerschule. Am Ende dieser Schulzeit stand eine 6 Wochen dauernde Deutschlandreise, die sicher zur Ausweitung des Horizonts beigetragen hat. Auch hier einige Beispiele für Schülerinnen dieses Instituts aus unserem Dorf: Adele und Henrietta Birg, Hedwig Birg, Karola Birg usw.; wiederum nur Mädchen mit dem Namen Birg. In den höheren Schulen der späteren Schulstadt Werschetz, also in der dortigen Bürgerschule und dem Gymnasium sowie in der Lehrerbildungsanstalt fand man unter den Schülern aus unserem Dorf mehrheitlich solche mit dem Namen Birg.

Bei kulturellen Veranstaltungen, wie etwa den Trachtenfesten, die der Kulturbund in Neusatz veranstaltet hat, waren stets Teilnehmer aus der großen Familie Birg dabei. Die Frauen, die in ihrer Jugend Haushaltsschulen absolviert hatten, führten vorbildliche Häuser. Zahlreiche junge Mädchen des Dorfes haben sich in diesen Haushalten das Rüstzeug für ihre eigenen Wirtschaften angeeignet. Noch eine Facette sei an dieser Stelle hervorgehoben: Die Birg waren stets dem Fortschritt der Zeit aufgeschlossen gegenübergestanden. Es war daher kein Zufall, daß die großen Dampfpflüge, die plötzlich im Dorf auftauchten und pro Tag riesige Grundflächen umackerten, durch Angehörige der Familie Birg ins Dorf gebracht worden waren. Friedrich und Nikolaus setzten sie auf ihren Gütern ein. Später wurden sie dann durch eine Genossenschaft betrieben. Die Dampfmühle wurde bereits 1895 vom alten Birg Konrad errichtet, und die erste Dampfdreschmaschine brachte ebenfalls dieser fortschrittlich denkende Mann ins Dorf. Dieser alte Birg Konrad wurde immer mit „alt“ apostrophiert. Er war der Großvater von Frau Maria (Maza) Birg und starb im Alter von 84 Jahren. Sein Sohn, der auch Konrad hieß, ist bereits als 31jähriger Mann gestorben.

Im Dorf gab es zwar keine festen Straßen; es gab aber einige ganz moderne Automobile, die natürlich auch den Birg gehörten. Um diese Automobile gab es immer etwas Belustigendes zu berichten: Sie mußten des öfteren mit zwei PS aus morastigen Straßen, in denen sie bis an die Achsen versunken waren, herausgezogen und nach Hause geschleppt werden. Man kann sich vorstellen, was so ein Ereignis zum Dorftratsch beitrug. Des öfteren haben diese Autos dafür gesorgt, daß bei Begegnungen mit Pferden, diese „Reißaus“ nahmen, dabei den Wagen umwarfen und sonst noch allerlei Unheil anrichteten.

Die Birg im Volksmund

Es wundert einen nicht, daß eine Familie, die nicht nur groß und weitverzweigt, sondern auch noch reich war, einen Lebenswandel pflegte, der häufig Anlaß zu allerhand Tratsch, Belustigung und manchmal auch Ärger (siehe Automobile) gab. Im folgenden wurden einige solche Lebensgewohnheiten der Birg, wie sie das „Volk“ sah, aufgeschrieben.

Der alte Birg Peter war ein tüchtiger Unternehmer, ein fleißiger Mann und ein fürsorglicher Familienvater. Er und seine Frau Susanne waren immerhin Eltern von dreizehn Kindern. Auch fromm soll der alte Birg Peter gewesen sein. Als seine Frau Susanne starb, wollte er dem Dorf endlich eine ordentliche Kirche spendieren. Der Platz dafür war bereits ausgesucht. Es war das große Grundstück zwischen Birg Adam und Illiewich. Dort sollte ein neues Dorfzentrum entstehen. Eine Bedingung war allerdings zu erfüllen, bevor der rührige alte Mann ans Werk gehen wollte: es sollte ihm gestatten werden, für sich und seine Frau Susanne in dieser neuen Kirche eine letzte Ruhestätte zu errichten. Zu diesem Zweck sollte unter dem Altaraufbau eine spezielle Gruft mit eingebaut werden. Diese Bedingung wurde dem alten Mann aber nicht erfüllt. Angeblich war die Kirchenbehörde dagegen. Auch einige Bewohner des Dorfes sollen sich dagegen ausgesprochen haben. So wurde auch diese letzte Chance, dem Dorf zu einer ordentlichen Kirche zu verhelfen, vertan.

In unserem Bethaus standen jedoch einige Einrichtungsgegenstände, die auf eine offene Hand des alten Birg Peter hinwiesen. Er soll das Harmonium und den Beichtstuhl gestiftet haben. Auch die drei Glocken im Turm (dieser Turm stand vor dem Bethaus und wurde liebevoll als Glockenstuhl bezeichnet) sollen der Spendierfreudigkeit des alten Birg Peter zu verdanken gewesen sein.

Vom Birg Friedl, er wurde im Volksmund als der Dicke Friedl bezeichnet, wurde erzählt: Er ging gerne im Hemd, ohne Rock oder Weste. Es sei ihm nie kalt genug, ließ er stets verlauten. Das wollten ihm die Leute natürlich nicht glauben, obwohl sie sich vorstellen konnten, daß ein gewisser Fettansatz auch vor starker Kälte schützen kann. An einem grimmig kalten Sonntag wurde das Geheimnis aufgeklärt. Als der Dicke Friedl wieder einmal ohne Rock ins Wirtshaus kam, gingen einige neugierige Wirtshausgäste der Sache auf den Grund. Sie schauten mal nach. Und was sie vorfanden, war ernüchternd. Der Dicke Friedl hatte unter seinem Hemd eine Pelzweste an. Nachdem er ohnehin von ziemlicher Leibesfülle war, würde das ja niemand auffallen, hatte er gedacht.

Der Birg Konrad, ein Sohn des alten Birg Peter, ging angeblich immer in einer Kleidung herum, die ihn leicht für einen Kutscher oder Tagelöhner ausgewiesen hätte. An den Füßen trug er grundsätzlich nur Opanken (Patschker genannt), auf dem Kopf hatte er stets eine alte schäbige Pelzkappe und die übrige Bekleidung war geflickt, nicht selten sogar zerrissen. Das änderte sich schlagartig, nachdem der gute Birg Konrad mit der Maza (Maria Birg) verheiratet war. Als der feinste Mensch kam er plötzlich daher. Dort, wo er nur Patschker getragen hatte, sah man nun weiße Schimmischuhe, auf dem Kopf befand sich eine saubere, weiße Pelzkappe, und auch die restliche Kleidung entsprach der neuesten Mode; sie stand um nichts der Bekleidung der feinen Leute von Werschetz nach.

Als „guter Mensch“ galt der Birg Nikolaus. Er half jedem, der zu ihm kam und sein leidendes Anliegen vortrug. Er gestattete auch jedermann, in seinem Grundloch zu fischen. Viele dicke Karpfen wurden dort an einem Sonntag herausgefischt. Er hatte auch nichts dagegen, daß die Dorfkinder in den alten Anlagen des einstigen Ziegelofens spielten. Im dazugehörigen Grundloch durfte man nicht nur fischen, auch das Badevergnügen war erlaubt. Daher lautete die Antwort auf die Frage – „Was machen wir heute nachmittag?“ – „Gehn wir zum Miklosch spielen!“

Auch der Schreiber dieser Zeilen hatte so ein Schlüsselerlebnis mit dem Birg Miklosch: Als er 13jährig in Werschetz die Bürgerschule besuchte, begegnete er auf seinem Spazierweg durch die Stadt zufällig dem Birg Miklosch. Auf das artige „Grüß Gott“ kam die Frage: „Wer bist denn du?“ „Ich bin der kleine Wüst, der da in Werschetz in die Bürgerschule geht“, war die Antwort. „A so ist das“, hörte er noch sagen, dann verschlug es ihm die Sprache. Im Handumdrehen stand er in dem noblen „Meinl“ von Werschetz und hatte eine riesige Blechdose voll feiner Zuckerln in der Hand. Soviel hätte er mit seinem karg bemessenen Taschengeld niemals kaufen können. Es war kaum möglich, sich zu bedanken, so schnell war der gute Birg Nikolaus wieder seines Weges gegangen. Ja, der Birg Nikolaus war halt ein guter Mensch, davon war auch ich nun überzeugt.

Von der Maza (Maria Birg) wird erzählt, daß sie gerne Ehen stiftete. Im Volksmund hieß das: junge Leute „verkuppeln“. Eine solche Aktivität hat mir unlängst der kürzlich verstorbene Wingert-Schneider berichtet. Die Maza und ihre Schwester Anki, so heißt es in dem Brief vom Wingert-Schneider, hatten als modebewußte junge Frauen eine Hausschneiderin aus Werschetz beschäftigt. Um diese an das Dorf zu binden, suchte Frau Maza für die junge Schneiderin aus Werschetz einen Heiratskandidaten im Dorf. Die Wahl fiel auf den jungen, sehr tüchtigen und vor allem damals noch ledigen Wingert-Schneider. Er wurde mit dem Vorwand, man brauche in dem Haus des jungen Birg Konrad (Ehemann von Frau Maza) einige Anzüge, in das Haus gelockt, wo die junge Schneidermeisterin aus Werschetz bei ihrer Arbeit saß. Das Maßnehmen wurde in die Wege geleitet. Das ging so gut, daß bald Hochzeit gefeiert wurde. Es war der Anfang einer sehr glücklichen Ehe, die allen Anfechtungen der schweren Zeit standgehalten hat. Diese Ehe war, wie viele andere auch, Frau Maza zu verdanken.

Wohnen, Essen, Trinken

Die Mehrzahl der Häuser stand mit dem Giebel, der als Spitzgiebel ausgebildet war, zur Straße. Es waren langgestreckte Häuser, die Wohneinheit und Stallung unter einem Dach hatten. Entlang der Wohneinheit zog sich ein sogenannter Gang, von dem aus die Türen zu der Wohnung und zum Dachboden führten. Der Gang war überdacht und etwa eineinhalb bis zwei Meter breit. Zum Hof zu befand sich eine etwa einen Meter hohe Brustmauer. An den Stützen, die den Dachvorsprung trugen, rankten sich wilder Wein oder auch andere Ziergewächse, die in den heißen Sommermonaten für den Gang einen angenehm kühlen Schatten spendeten. Der Gang lud immer zum Verweilen ein. An seinem vorderen Ende, das der Straße zugekehrt war, befand sich das Gassentürl, der Haupteingang zu Haus und Hof. Auch am anderen Ende des Ganges, welches dem Hof zugekehrt war, befand sich eine Tür. Diese führte meistens in eine Kammer, in der das Pferdegeschirr und sonstige Utensilien aufbewahrt waren. Aus dieser Geschirrkammer kam man dann in den Stall, in welchem die Pferde und das Rindvieh standen. In Winterszeiten konnte man so aus der Wohnung in den Stall gelangen, ohne daß man ins Freie treten mußte.

Meistens in der Mitte des Ganges befanden sich zu beiden Seiten Türen. Die eine, das Türl, führte hinunter in den Hof. Gegenüber dieses Hofabganges befand sich der eigentliche Hauseingang. Meistens eine Doppeltüre, durch die man in die in der Mitte des Wohntraktes gelegene Küche kam. Zur linken und zur rechten Seite der Küche befand sich wieder je eine Tür. Die eine führte in die Kammer; diese lag meistens der Straße zugekehrt. Die andere führte in die Stube, im rückwärtigen Teil des Hauses. Diese Stube war das eigentliche Zentrum der Wohnung. Zusammen mit der geräumigen Küche bildete die Stube eine Einheit. Die Kammer war mehr das Paradezimmer; wir würden heute sagen, das Gästezimmer. Dieses Zimmer war der Stolz der Hausfrau. Da durfte niemand hinein, selbst wenn der Raum im restlichen Haus noch so bescheiden bemessen war. An den Fenstern befanden sich gestickte Vorhänge. Die Betten waren mit dem feinsten Leinen bezogen und Tuchent und Polster waren mit den zartesten Daunen gefüllt. Es gab da auch einen Ofen, nicht selten einen schönen Kachelofen. Doch wurde dieser nie oder nur in den seltensten Fällen eingeheizt. In den Kleiderschränken wurde das Sonntagsgewand verwahrt. Auf dem Diwan, der vor den Ehebetten stand, durfte sich niemand niederlassen. Er war nämlich auch mit einer feinbestickten Decke versehen, die sich ja beim Draufsitzen „verdrückt“ hätte.

Diese Raumeinteilung, Kammer, Küche und Stube, stammte noch von den Ansiedler-Häusern. Mit der Zeit gab es selbstverständlich Variationen. Es wurde, wo der Grundwasserspiegel es erlaubte, ein Keller eingebaut. Es gab, neben der Küche, noch eine Speisekammer, in der die Vorräte für den Winter aufbewahrt wurden. Und es gab in vielen Fällen auch noch eine Sommerküche, die sich in einem niedrigeren, dem Haupthaus gegenübergelegenen Trakt befand. Von etwa Mitte April bis Ende Oktober residierte die Familie in der sehr geräumigen und auch als Eßplatz eingerichteten Sommerküche. Das Haupthaus wurde dann über die Sommermonate nur zum Schlafen verwendet. Die vorhin geschilderte Hausform wurde auch

so abgewandelt, daß man das Wohnhaus im rechten Winkel aufbaute. In so einem Fall befand sich dann der Giebel des Hauses auf der Seite, meistens einem Vorgarten zugekehrt, während die meisten Fenster an der Straßenfront lagen. Solche, im rechten Winkel angelegte Häuser, gab es mehrere im Dorf. Sie wurden mit Vorliebe auf Eckparzellen gebaut, wo es genügend Platz für einen großen Hof gab, in den man dann von rückwärts einfuhr, während von der Gassenseite lediglich das Gassentürl den Zugang zu Haus und Hof bildete.

Eine weitere Steigerung der Wohnhausanlagen in unserem kleinen Dorf waren die großen Wohnhäuser in Form von Villen, um die meistens ein großer Garten mit Blumen und Ziersträuchern angelegt war. Das waren Häuser, die auch heute noch in einem Villenvorort einer Stadt eine gute Figur machen würden. In diesen Häusern, die mit einem Bauernhaus nicht mehr zu vergleichen waren, konnte man schon damals, vor 50 Jahren, sehr angenehm und bequem wohnen. Es fehlte praktisch nichts, was wir auch heute in unseren Häusern nicht missen wollen. Wie jedoch schon an anderer Stelle ausgeführt wurde, gab es in unserem Dorf nicht nur die reichen Familien Birg; es gab auch sehr arme Familien, die kein eigenes Haus hatten. Diese lebten oft mit ihren vielen Kindern auf engstem Raum in einem Teil der eingangs geschilderten Bauernhäuser. In mehreren dieser Häuser, deren Wände noch aus Lehm gestampft waren, hatten die Wohnräume noch keinen Holzfußboden. Ein glattgestampfter Lehm Boden, der regelmäßig aufgewaschen wurde, damit sich kein Erdstaub bilden konnte, tat es auch. Ich erinnere mich noch gut an ein Haus mit einem solchen Fußboden; es war das Haus des Rasierermeisters Bies. Wenn wir dort zum Haarschneiden waren, durften wir manchmal in der Stube sitzen. Es war in diesen Räumen mit dem Lehmfußboden immer sehr angenehm kühl und, zumindest bei der Familie Bies war es so, der Boden war zweifärbig: Unter den Betten etwas rosarot und dort, wo mehr gegangen wurde, grau. Das ergab einen wunderbaren Anblick. Ob ein solcher Fußboden allerdings gesund war, das steht auf einem anderen Blatt. Es hat im Dorf mehrere Fälle von Lungenkrankheit gegeben, was sicher auch auf das Wohnen auf engstem und unzureichendem Raum zurückzuführen ist.

Die Einrichtung der Häuser war verschieden. Sicher, es gab sehr kostbare Einrichtungen, es gab aber auch sehr dürftige. Zum Mobilar gehörte auf jeden Fall ein großer Tisch mit genügend Stühlen. Dann mußten einige Betten vorhanden sein und ein Sparherd, auf dem die Mutter das Essen zubereiten konnte. Um das Haus im Winter warm zu halten, ließ man sich von den im Dorf tätigen Maurermeistern einen aus Ziegeln gemauerten Ofen aufstellen, der soviel Wärme abgab, daß es im ganzen Haus schön warm war. Einige Kleiderschränke, ein Kredenzkasten in der Küche sowie ein Diwan gehörten noch zur Einrichtung. In den Betten befanden sich meistens mit Maislieschen gefüllte Strohsäcke und mit Federn dick gefüllte Pölster und Tuchenten. Die hoch aufgebauten Betten waren mit schönen, bunten Überdecken versehen, sodaß eine gutaufgeräumte Stube ein heimeliges, angenehmes und freundliches Wohnklima verbreitete. In vielen Häusern stand auch eine Nähmaschine, mit deren Hilfe, besonders in den Wintermonaten, der Wäschevorrat ergänzt wurde. Waren ledige Knechte im Haus, so hatten diese ihr Bett entweder in der Geschirrkammer oder in einer Ecke im Stall.

Für den Leser in unseren Tagen mag das hier geschilderte Wohnen in den Häusern unseres Dorfes vielleicht etwas einfach und primitiv anmuten. Wenn man aber Rückschau hält, wie etwa die Bauern und Tagelöhner in unserer jetzigen, neuen Heimat vor fünfzig Jahren

gewohnt haben, so wird einem unsere damalige Wohnsituation gar nicht mehr so einfach und primitiv vorkommen. Eines muß hier auch noch hervorgehoben werden, wenn von den Häusern in unserem einstigen Dorf gesprochen wird. Diese Häuser waren alle sauber, nicht nur innen, auch außen herum machten sie einen freundlichen, einladenden Eindruck. Sie wurden mindestens zweimal im Jahr geweißelt. Ein von Deutschen bewohntes Dorf leuchtete einem schon von weitem entgegen. Man brauchte gar nicht fragen, was es für Menschen sind, die in den Häusern wohnten. Waren die Häuser sauber und bunt geweißelt, dann konnte man gewiß sein, daß man sich in einem Dorf mit deutscher Bevölkerung befand. Handelte es sich um ein Dorf mit einer gemischtsprachigen Bevölkerung, wie etwa unser Dorf, in dem neben den Deutschen noch Ungarn wohnten, so hatte sich die ungarische Bevölkerung rasch an den Wohnstandard der Deutschen angepaßt, sodaß praktisch alle Häuser, auch die der Ungarn, ordentlich und sauber aussahen.

Leider gab es in unserem Dorf noch keine befestigten Straßen. Entlang der Häuser waren jedoch Gehsteige angelegt, auf denen man auch bei schlechtem Wetter gut gehen konnte, ohne daß man schmutzige Schuhe bekam. Diese Gehsteige waren alle mit gebrannten Ziegeln ausgelegt und sie hatten eine Breite von eineinhalb Metern. Für viele, besonders für die älteren Menschen, spielte sich ein Teil des Wohnens auf diesen Gehsteigen vor den Häusern ab. Sie stellten bei schönem Wetter eine Bank oder einige Hocker vor das Haus und pflegten im Schatten der großen Akazienbäume die Geselligkeit mit den Nachbarn und Freunden. Besonders an Sonntagen konnte man vor den Häusern immer Menschen antreffen, die dort der Ruhe des Sonntags huldigten und mit Nachbarn und Freunden über die Neuigkeiten im Dorf und in der Welt sprachen. Das Bankerl vor dem Haus war ein wichtiger Kommunikationsplatz.

Abschließend noch ein Wort zu den Wohnverhältnissen im Dorf. Man könnte aufgrund der vorherigen Schilderungen annehmen, daß sich alle Bewohner des Dorfes ein Paradezimmer leisten konnten. Dem war bei Gott nicht so. Während drei- und vierköpfige Familien Häuser mit 10 und mehr Räumen bewohnten, während viele Bauernfamilien ihr Paradezimmer hatten, gab es auch Familien im Dorf, die über nur einen Wohnraum verfügten. Das waren nicht selten Familien, in denen es 6, 7 und mehr Kinder gab. Mit den Eltern zusammen also 8 bis zehn Personen, alle in einem Raum. Die Küche, in der die Mutter die Mahlzeiten bereitete, mußte in solch krassen Fällen mit einer zweiten Familie geteilt werden. In dem vorliegenden Buch wurde bereits des öfteren auf die sozialen Unterschiede im Dorf verwiesen. Hier, bei der Beschreibung der Wohnverhältnisse, kommt dieser Unterschied wieder stark ans Licht.

Dem Essen sowie der Zubereitung der Mahlzeiten wendeten die Frauen im Dorf große Aufmerksamkeit zu. Zur Küche ist zu bemerken, daß sich diese nicht einordnen läßt; es war keine Wiener Küche, keine Ungarische Küche, keine Serbische Küche, es war eben die Donauschwäbische Küche. In ihr fand man alle Leckerbissen aus den Küchen der anderen Nationalitäten, mit denen man ja auf Schritt und Tritt zusammenkam, sowie als Grundelement die Speisen, wie sie die Vorfahren aus der einstigen Heimat in der Pfalz, in Schwaben, Bayern oder Österreich mit in das ferne Ungarland gebracht hatten: Es war somit eine gute Küche, eine mit vielen Leckerbissen durchsetzte Küche. Mit einem Wort, eine Küche, an die

man noch immer mit Wehmut denkt, eine Küche, die auch heute noch kultiviert wird, die Wert ist, daß sie nicht in Vergessenheit gerät, weil gerade durch die Küche viele Erinnerungen an die einstige Heimat im Banat erhalten werden und auch erhalten bleiben sollen. Deshalb wurde bei der Vorbereitung dieses Buches versucht, Rezepte für Leckerbissen und gute Speisen zu sammeln. Sie sollen im folgenden wiedergegeben werden, damit sie auch nach ein bis zwei Generationen nicht in Vergessenheit geraten.

Doch vorher noch einige Worte zu den Eßgewohnheiten. Das Frühstück, wenn es im Haus eingenommen wurde, setzte sich immer aus Brot oder Kuchen und etwas Flüssigem zusammen. Häufig machte die Mutter schon in den frühen Morgenstunden eine Einbrennsuppe. Für die Kinder gab es meistens Milch. An Sonn- und Feiertagen gab es sogar Kaffee. Sowohl die Suppe wie auch die Milch und der Kaffee wurden mit dem Löffel aus dem Teller gegessen. Dabei wurde fleißig eingebrockt. Zu einem wahren Fest wurde das Frühstück, wenn die Mutter schon in aller Früh einen Dickkuchen machte, weil das Brot knapp wurde oder bereits ausgegangen war. Dickkuchen war aus Brotteig, der beim Brotbacken abgezweigt wurde, gemacht. Er kam auf ein Backblech und dann in das Rohr im Herd. Er war also vor dem frischen Brot fertig, man konnte ihn schon zum Frühstück auf den Tisch bringen. Für die Kinder, die nicht so früh frühstücken mußten wie die Erwachsenen, gab es am Tag, an dem die Mutter das Brot in den Backofen schob, nicht selten einen Flammkuchen. Dieser bestand ebenfalls aus Brotteig. Dazu wurde ein Stück Brotteig zu einem Fladen ausgewalkt. Dieser Fladen kam dann in den bereits angeheizten Backofen. Nach kurzer Zeit war der dünne Fladen gar. Dieser konnte herausgenommen und auch gleich gegessen werden. Dabei wurde er vorher mit Schweineschmalz, Gänse- oder Entenfett bestrichen. Ein Traum von einem Frühstück.

Wenn wir nun schon das Brotbacken erwähnt haben, so wollen wir gleich dabei bleiben. Es gab im ganzen Dorf keinen Bäcker, jede Hausfrau mußte das Brot für die Familie selber backen. Deshalb gab es auch in jedem Haus einen Backofen; meistens handelte es sich um eine Kombination aus Heiz- und Backofen. Es hatte sich wohl einmal ein Bäckermeister im Dorf niedergelassen. Dieser war sogar sehr tüchtig in seinem Fach. Er machte wunderbares Gebäck: herrliche Kipferl, Brezeln und kleine Laibchen; natürlich auch Brot. Es war der älteste Sohn von Vetter Klos (Herold), der Peter, der sein Handwerk gründlich erlernt hatte. Alle Kunst half aber nichts, das Dorf war zu klein für einen selbständigen Bäckermeister. Er konnte von der Ausübung seines Handwerks nicht leben. Erstens hatten die Leute im Dorf immer nur sehr wenig bares Geld, für die guten Kipferl mußte man aber, wenn auch nicht viel, so doch bares Geld auslegen; zweitens ließen sich die Frauen von ihrer Gewohnheit, das Brot selbst zu backen, nicht abbringen. Der gute Herold Peter mußte sich umsehen und in einem größeren Dorf mit der Ausübung seines Handwerks beginnen.

Das Brotbacken könnte man fast mit einer heiligen Handlung vergleichen. Wie schon im Kapitel über die Landwirtschaft erwähnt wurde, konnte jede Familie im Dorf, wenn sie auch noch so arm war, in der Erntezeit für den nötigen Vorrat an Brotgetreide sorgen. In unserer Mühle wurde dieses Getreide zu einem vorzüglichen Brotmehl ausgemahlen. Aus diesem Mehl wurde ein Brot gebacken, das man eher als Weißbrot bezeichnen kann, obwohl es nicht mit dem heutigen Weißbrot zu vergleichen ist. Es war sehr locker, „schwammig“ sagte man.

Es hatte eine etwas ins hellgraue neigende Farbe und schmeckte nicht so trocken, wie etwa das Weißbrot in England oder Amerika. Die Laibe waren rund und hoch. Sie hatten einen Hut mit einer glänzenden braunen Oberfläche. Oft waren die Laibe so hoch, daß sie noch im Ofen vom Dreifuß runter mußten, damit man sie aus dem Ofenloch herausbrachte. Kleinere Laibe wurden Mitschel genannt. Hier ein Rezept, nach dem die meisten Frauen das Brot für den täglichen Bedarf gebacken haben. Meistens geschah das jede Woche einmal, damit immer frisches Brot im Haus war. (Rezept eingeschickt von Frau Katharina Wolbank, geb. Arnusch)

Bei uns ging das Brotbacken folgendermaßen, schrieb sie: In einen Backtrog kamen ca. 10 kg Brotmehl. Am Abend vorher hat man aus dem Sauerteig (er stammte vom letzten Brotbacken) und etwas Germ ein „Dampfl“ gemacht. Das Dampfl entstand dadurch, daß man den Sauerteig und die Germ mit etwas Wasser abgerührt hat. Das fertige Dampfl kam in das im Backtrog bereitgestellte Mehl. Diese Masse blieb über Nacht, bis ca. vier Uhr in der Früh, stehen. Dann wurde das nötige Wasser und etwas Salz dazugegeben. Dann wurde der daraus entstandene Teig gut abgeknetet. War dies geschehen, blieb der Teig gut eine Stunde stehen. In der Zwischenzeit heizte man den Backofen ein. Dann wurden die Laibchen in die Formen (diese waren rund) geknetet und dann in den Ofen geschoben. Backzeit ca. zwei Stunden. Zum Brotbacken schrieb auch noch Frau Eva Niedermayer geb. Selesch: Wenn das Brot aus dem Ofen kam, wurde es mit klarem Wasser abgewaschen, damit es schön glänzte. Nicht selten wurde aus einer kleinen Teigmenge ein kleines Brot geformt (es wurde Mitschel genannt). Das Mitschel war rascher ausgebacken, sodaß es schon für das Frühstück zur Verfügung stand. Gerne machte die Mutter aus dem Brotteig auch einen Flammkuchen. Dieser war im Rohzustand ein Fladen im Durchmesser von 20 bis 30 cm. Dieser ausgewalkte Fladen wurde dann mit Sauerrahm bestrichen und noch vor dem Einschießen des Brotes auf der saubergefegten Steinplatte des Backofens gar gemacht. Mit Butter, Gänsefett oder auch mit Schweineschmalz bestrichen, waren sowohl das Mitschel wie auch der Flammkuchen seltene Köstlichkeiten auf dem Frühstückstisch. Aus Brotteig wurde auch der beliebte Dickkuchen gebacken. Er wurde mit Schweineschmalz wie Blätterteig behandelt, wurde aber dicker gebacken. Mit gekochten und geriebenen Kartoffeln, auch durch die Verwendung von Buttermilch oder Molke anstelle des Wassers, konnte das Brot verbessert werden. So unser gutes Brot. Und nun, der nicht minder gute Kuchen:

Grammelpogatschen (Rezept von Maria Fuchs geb. Gerger)

Man rührt von 400 g Mehl, ein bis zwei Eidottern, 20 g Germ, 40 g Fett, etwas Salz, zwei Eßlöffel Essig und Milch einen leichten Teig an. Dieser Teig muß gut abgeschlagen werden, bis er sich vom Löffel löst. Ist das geschehen, wird der Teig zum Aufgehen abgestellt. Unterdessen treibt man 400 g Grammeln durch den Fleischwolf (feine Scheibe). Ist der Teig aufgegangen, wird er dünn ausgewalkt, mit nicht zu kalten gemahlenden Grammeln bestrichen und in der Weise, wie Blätterteig gemacht wird, eingeschlagen. Das wird mindestens dreimal wiederholt. Dazwischen läßt man den Teig immer 10 bis 15 Minuten rasten. Jetzt wird der Teig auf eine Dicke von etwa eineinhalb Zentimetern ausgewalkt. Daraus werden nun mit dem Krapfenstecher die Pogatschen ausgestochen, mit Ei bestrichen und

dann bei großer Hitze gebacken. Vor dem Ausstechen kann man den Teig auch mit Brotbröseln und groben Salz bestreuen. Noch ein Tip: Zum Aufgehen darf man den Teig nicht zu warm stellen!

Schmerkipferl (Rezept ebenfalls von Frau Fuchs)

Aus 400 g Mehl, 2 Eidottern, 2 Eßlöffel Rahm, 1 Eßlöffel Zucker, 20 g Germ (in ein wenig Milch aufgeweicht), etwas Salz und Wein (oder Sauerrahm) wird auf dem Kuchenbrett ein leichter Teig gemacht, der gut abgearbeitet werden muß, bis er am Brett und an den Händen nicht mehr klebt. Zum Aufgehen gibt man den Teig in eine Schüssel (darf aber nicht warmgestellt werden und nicht zu stark aufgehen). Inzwischen treibt man 280 g Schmer durch den Fleischwolf. Von den 400 g Mehl sollte man etwas zurückbehalten. Dieser Rest wird nun mit einem starken Messer fest in den Schmer gearbeitet, damit der Teig weich und geschmeidig wird. Dann rollt man den Teig zu einem eineinhalb cm dicken und ca. 20 cm großen Viereck aus. Der Teig wird auf das Brett gelegt, die Schmer wird eingeschlagen und wie Blätterteig behandelt. Dreimal läßt man den Teig rasten, dann wird er mit einem heißen Messer in beliebig große Stücke geschnitten, noch etwas aufgehen lassen, und zu Kipferl geformt, mit Marmelade gefüllt, gehen gelassen und gebacken.

Kürbisstrudel (Rezept von Elisabeth Budimac geb. Kirchner verw. Fochler)

In eine genügend große Schüssel gibt man einen halben Liter lauwarmes Wasser, einen Eßlöffel Essig, etwas Salz, ein Ei und soviel Mehl, damit der Teig schön weich bleibt. Alle Zutaten werden gut zusammengemischt. Danach auf dem Nudelbrett gut durchkneten, dann in drei Stücke teilen, aus den einzelnen Stücken Kugeln formen, diese mit einer Schüssel zudecken und 10 bis 15 Minuten ruhen lassen. Nach dieser Zeit werden die Kugeln tellergroß ausgerollt, mit lauwarmen Öl bestrichen und wieder 10 bis 15 Minuten ruhen lassen. Die Bratkürbisse schälen, entkernen und grob reiben. Der Teig wird auf einem größeren Tisch mit Tischdecke ausgezogen. Der dicke Rand wird rundherum abgestreift und zu einer Kugel geformt, dann wieder mit der Schüssel zudecken. Ein Viertel des Kürbisses wird dann auf die Teigfläche ausgestreut. Etwas Öl, Zucker, Zimt und Honig werden darübergergeben. Nun wird der Teig mit der Tischdecke zum Strudel aufgerollt und auf ein gefettetes Blech gegeben. Gebacken wird bei 200°C.

Alle abgelegten Ränder werden nun zu einer Kugel verarbeitet und so behandelt wie die ersten drei Teile. So bekommt man dann aus der oben angegebenen Masse vier Strudel.

Zum Füllen des gezogenen Strudelteiges kann man laut einem Rezept von Frau Fuchs auch rohe, geriebene Äpfel vermischt mit Zucker und Zimt, entkernte Weichseln, Topfen (Quark) vermischt mit etwas Salz und Zucker oder gedünstetes Kraut verwenden. Sogar geriebener Mohn oder gemahlene Nüsse eignen sich dazu.

Polsterzipf (Rezept Elisabeth Budimac)

Man nimmt 350 g Mehl, einen gehäuften Eßlöffel Fett, einen Kaffeelöffel voll Backpulver, einen halben Kaffeelöffel Salz, ein Ei und Milch nach Bedarf. Backpulver und Mehl werden durchgeseibt und damit das Fett verrieben. Dann werden Salz, Ei und Milch dazugegeben und in einer Schüssel zusammengeknetet. Auf einem Nudelbrett kneten, bis der Teig geschmeidig wird. Dann ausrollen, etwa 3 mm dick, mit dem Backrädchen Vierecke schneiden und, schwimmend im Fett, hellbraun backen. Polsterzipf wurden mit Vorliebe zur Kartoffelsuppe gegessen.

Krumbiretatschl (Rezept Elisabeth Budimac)

Ein Kilogramm Kartoffeln werden gekocht, dann etwas ausgekühlt, geschält und gerieben. Ein wenig Salz, ein Ei und soviel Mehl dazugeben, daß der Teig nicht zu fest wird. Mit einem Kochlöffel alles gut zusammenmischen. Dann einen gehäuften Eßlöffel von der Masse entnehmen, daraus eine Kugel formen und diese mit bemehlten Händen zusammendrücken, sodaß man ein Tatschel von etwa 1 cm Dicke bekommt. Das Tatschel wird in heißem Fett herausgebacken. Es kann zur Paradeissuppe serviert werden; es kann auch mit Marmelade bestrichen oder mit Zimt und Zucker bestreut werden.

Creme-Pitte (Rezept von Elisabeth Widl geb. Wüst)

Zuerst wird ein guter Blätterteig angefertigt. Dazu nehmen wir 300 g Mehl, 250 g Butter, etwas Salz, 2 Eidotter, 1/8 l Rahm und 1/8 l Wein. Mit einem nußgroßen Stück von der Butter, dem Mehl und den übrigen angeführten Zutaten machen wir einen Teig. Diesen walken wir etwa 1 cm dick aus, bestreichen ihn mit dem Rest der Butter (man kann auch Schmer dazu verwenden), schlagen den Teig ein und lassen ihn ruhen; das wiederholen wir dreimal. Ist das geschehen, teilen wir den Teig in zwei gleiche Stücke und backen diese auf einem Blech bei großer Hitze. Für die Fülle wird ein halber Liter Milch, in die wir 6 Eßlöffel Zucker und eine Stange Vanille geben, gekocht. In eine andere Schüssel geben wir 5 Eier, einen Eßlöffel Mehl, etwas Maizena und verrühren das gut. Diese Masse wird dann in die kochende Milch gegossen und solange gerührt, bis die Masse dickflüssig wird. Wenn die so gewonnene Creme ausgekühlt ist, geben wir noch einen aus 5 Eiweiß fest geschlagenen Schnee dazu. Der Blätterteig wird nun mit der Creme gefüllt und dann in Würfel geschnitten. Die Oberfläche kann man noch mit Staubzucker bestreuen.

Spritzkrapfen (Rezept von Anna Passul geb. Benda)

Zuerst wird der Teig gemacht. Dazu nehmen wir für ca. 20 Stück 100 g Mehl, 100 g Butter. Diese werden unter ständigem Rühren in ca. 1 dl Wasser eingekocht. Es muß ein ganz fester Teig werden. In diesen werden 3 Eier eingerührt, dann den Teig noch fest durchkneten und in die Spritze füllen. In dieser soll ein sternförmiges Formblatt eingelegt sein. Die Teigmasse wird nun in heißes Fett gespritzt, links und rechts gebacken und mit Staubzucker bestreut.

Dobosch-Torte (Rezept von Hede Loch)

Zuerst werden 8 Eidotter mit 8 Löffel Zucker gut verrührt, dann werden 8 Löffel Mehl dazugehört. Schließlich wird aus den 8 Eiklar ein fester Schnee geschlagen und auch dazugegeben. Das Ergebnis soll ein flüssiger Teig sein. Diese Gesamtmasse soll nun in 12 dünnen Platten hellgelb gebacken werden. Das geschieht folgendermaßen: Man gießt die Masse mit einem Schöpfer über ein verkehrtes Blech, etwa in der Stärke eines Messerrückens. Der Backvorgang ist aufmerksam zu überwachen, damit die dünne Masse nicht verbrennt. Jetzt wird die Fülle gemacht. Dazu nimmt man wieder 8 Eidotter, 8 Löffel Zucker; zusammen auf Dunst schlagen, bis die Masse kocht, dann auskühlen lassen. Dann werden 3 Rippen Kochschokolade erwärmt und mit 250 g Butter verrührt. Nun wird die ganze Masse zusammengerührt und auf die einzelnen Biskuitblätter aufgetragen. Das oberste Biskuitblatt soll vorerst weggelassen werden, darauf kommt dann die abschließende Zuckerglasur, die folgendermaßen angefertigt wird: 100 g Zucker in einer Pfanne hellgelb bräunen und diese Masse dann schnell, bevor sie abkühlt und hart wird, auf die oberste Biskuitplatte streichen. Anstelle einer runden Torte kann man auch eine rechteckige Form wählen. Das ist einfacher und leichter.

Gleichgewicht-Kuchen (Rezept von Hede Loch)

Dazu braucht man: 5 große Eier, 200 g Mehl, 250 g Butter, 1 Päckchen Vanillezucker und einen halben Teelöffel Backpulver. Das Eigelb wird, wie üblich, mit dem Zucker und der Butter verrührt. Dann das Mehl dazurühren. Das Eiweiß wird zu Schnee geschlagen, der Vanillezucker und das Backpulver werden dann dem Schnee beigemischt und dieser zu dem Teig gegeben. Alles wird gut verrührt, dann bei ca. 200°C ca. 40 Minuten lang gebacken. Man kann statt der Butter auch Schmalz verwenden, wie das vielfach zu Hause noch gemacht wurde. Dadurch wird der ganze Kuchen fetter. Die fertig gebackene Kuchenmasse wurde meistens mondförmig ausgestochen.

Neben dem oben beschriebenen Kuchen gab es natürlich auch die guten Sorten aus Germ-Teig, also Mohn- und Nußstrudel, Faschingskräpfen und Pfannenkuchen sowie die feineren Sorten wie Biskuit-Rouladen, Obstkuchen, die vielen Sorten von Busserln und Honigkuchen. Alle Rezepte dazu abzdrukken, würde zu weit führen. Abschließend jedoch noch ein ehrliches Wort: Kuchen mußte zuhause immer auf den Tisch, wenn Besuch ins Haus kam, und Kuchen mußte, als Abschluß des Mittagessens an Sonn- und Feiertagen, auf den Tisch kommen. Unter der Woche war meistens der Donnerstag ein Mehlspeisentag. Da gab es dann die zum Teil angeführten Spezialitäten als Hauptgerichte nach der Suppe.

Das Abendessen, wir sagten Nachtessen, wurde in den meisten Fällen kalt eingenommen. In den Speisekammern gab es dafür immer einige Vorräte. Beliebt waren die beim Schweineschlachten selbstgemachten Köstlichkeiten wie Bratwurst, Leberwurst, Schwartelma-gen, Paprikaspeck, Selchspeck, Sulz und natürlich die eingesalzenen und geräucherten Schinken vom Schwein. Dazu wurde gerne Saures gegessen. Das waren in Essig eingelegte

Gurken, Paprika, grüne Paradeiser und Sauerkraut. Vielfach wurden in das Krautfäßl beim Einschneiden der Krauthappel auch ganze Krautköpfe eingelegt, die dann zum Abendessen als Sauerkraut auf den Tisch kamen. Die ganzen Blätter von dem so eingelegten Sauerkraut haben sich auch bestens für die Herstellung von Krautwickel, wir sagten Sarma, geeignet. Sie gaben dieser Speise einen eigenen pikanten Geschmack.

Im Sommer, wenn bis spät am Abend auf den Feldern gearbeitet und zu Mittag aus dem Brotsack gegessen wurde, ließ die Mutter es sich nicht nehmen, für den Abend ein komplettes Essen auf den Tisch zu stellen. Das war selbstverständlich.

Über das Essen auf dem Feld sowie über den Inhalt des Brotsackes wurde bereits an anderer Stelle berichtet. Hier sei nur noch erwähnt, daß man im Herbst beim Ackern gerne aus dem Speck im Brotsack einen „Zigeunerspeck“ gebraten hat. Aus einem Stück Speck wurden Zehen geschnitten, dann steckte man den so zugeschnittenen Speck auf einen Holzspieß und hielt das ganze über ein offenes Feuer. Im Nu war der Speck gebraten. Das herabtropfende Fett wurde dabei mit einem Stück Brot aufgefangen. Zu diesem Zigeunerspeck mußte man unbedingt eine Zwiebel essen.

Das Trinken war wesentlich einfacher. Im Haus wurde hauptsächlich Wasser aus den artesischen Brunnen getrunken. Bevor es diese Brunnen gab, war das Trinken fast schicksalhaft für die Bewohner des Dorfes. Das Wasser aus den gegrabenen Brunnen konnte nicht saubergehalten werden und führte nicht selten zu schweren Erkrankungen, ja sogar zu Epidemien, denen dann viele Menschen zum Opfer gefallen sind.

Das artesische Wasser war somit ein Segen für das Dorf und für die Gesundheit seiner Bewohner. Wein wurde in unserem Dorf keiner gebaut.

Man konnte ihn aber um relativ wenig Geld erwerben, weil die große Weinstadt Werschetz kaum 30 Kilometer vom Dorf entfernt war. Wein wurde aber nur im Wirtshaus oder wenn schon zu Hause, so doch nur zu speziellen Anlässen getrunken. An härteren Getränken befand sich höchstens etwas Schnaps im Haus, der aus den verschiedenen Grundstoffen gebrannt wurde. Ein etwas verrufener Schnaps war der Kartoffelschnaps und der aus der Maulbeere gebrannte Schnaps. Gute Obstschnäpse oder auch gute Treberschnäpse konnte man im Wirtshaus haben. Schnaps wurde als Racki bezeichnet. In der Erntezeit oder bei anderen schweren Arbeiten hat man gerne einen Schnaps auch im Haus angeboten.

Es gab natürlich auch Bier. Dieses war jedoch nicht so verbreitet, wie das heute der Fall ist. Bier kam in relativ guter Qualität aus der Brauerei in Werschetz. Es war entweder in kleineren Holzfässern oder auch in Flaschen abgefüllt. Manche Hausfrauen machten für ihre Familien auch selbst das Bier. Hier ein Rezept dazu, das Frau Anna Passul eingeschickt hat: 2 kg Gerste wird zu Malz angeröstet. Dann wird diese angeröstete Gerste in 20 Liter Wasser gekocht, etwas gesüßt und dann abgekühlt. Schließlich wird alles durch ein Sieb gegossen. Dann werden ca. 50 g Hefe angerührt und zu der nun schon gut abgekühlten Flüssigkeit dazugegeben. Das ganze bleibt nun in einem kühlen Raum, womöglich in einem Kessel, solange stehen, bis sich Schaum bildet. Alles gut absetzen lassen und dann in Kapselflaschen abfüllen.

Wie schon an anderer Stelle erwähnt wurde, gab es im Dorf auch eine Erzeugungsstätte für Sodawasser. Dieses diente zum Verdünnen von Wein und Fruchtsäften. Ohne Sodawasser gab es keine Spritzer.

Gerne getrunken wurden natürlich auch Milchgetränke. Am beliebtesten war Milch, die in Tonkrügen im Keller kaltgestellt und dann an heißen Tagen als saure Milch getrunken wurde. Süße Milch, womöglich noch kuhwarm, tranken am liebsten die Kinder.

Generell läßt sich sagen, im Wirtshaus tranken die Männer am liebsten Wein, Racki und Bier, zu Hause wurde hauptsächlich Wasser getrunken. Wollte eine Frau oder ein älteres Mädchen im Wirtshaus etwas trinken, so kam höchstens ein Himbeerspritze in Frage.

Betrunkene Menschen gab es im Dorf sehr selten. An Männer oder gar Frauen, die dem Trunk verfallen waren, kann sich der Chronist nicht erinnern. Es gab sie nicht, wenn doch, dann so selten, daß sie nicht aufgefallen sind.

Landwirtschaft – Haupterwerbszweig

Die Arbeit in der Landwirtschaft bestimmte den Rhythmus des Lebens im Dorf. Die vier hohen Industrieschlote und das Gerüst des Bohrturmes auf der Hutweide vermittelten dem oberflächlichen Beobachter ein falsches Bild. Nicht die Industrie und die gewerbliche Wirtschaft standen im Mittelpunkt. Die Landwirtschaft war es, die sogar die Gewerbetreibenden in ihren Bann zog, wenn sie dringend nach zugreifenden Händen verlangte. In der Landwirtschaft wurde das tägliche Brot geschaffen, und der Preis, den man für die landwirtschaftlichen Produkte erzielte, bestimmte die Prosperität des Dorfes: War der Weizenpreis hoch, hatte der Bauer Geld, sich neue Sachen anzuschaffen. War der Preis schlecht, stagnierte alles, weil kein Geld im Dorf war.

Die Arbeit in der Landwirtschaft war sicher auch die schwerste. Sie mußte bei jedem Wetter verrichtet werden und sie duldeten keinen Zeitaufschub: Wenn der Weizen reif war, galt es zu ernten. So war es auch bei den anderen Feldfrüchten, die in den Gemarkungen unseres Dorfes kultiviert wurden. Es waren dies der Weizen, dann folgte bereits der Mais. Gerste und Hafer wurden hauptsächlich für Futter gebaut; so auch der schon erwähnte Mais. Korn (Roggen) war seltener. Das lange Stroh dieser Getreidesorte diente zur Herstellung von Behältern (Simpeln) für die Aufbewahrung der Eier usw. Das lange Stroh vom Korn war daher von Leuten, die in Heimarbeit solche Behältnisse herstellten, gesucht. Kartoffeln setzte man für den Eigenbedarf; Rüben ebenfalls nur für Tierfutter. In den letzten Jahren wurde der Anbau von Sonnenblumen und Raps stark gefördert. Diese Ölsaaten gingen in die Ölmühlen, wo aus ihnen ein vorzügliches Speiseöl gewonnen wurde. Vereinzelt gab es auch Medizinpflanzen. Es waren dies Rizinusbohnen, Pfefferminze und Kamille.

Gemüse und Obst waren nur selten als Erwerbskultur gezogen worden, beim Gemüse lediglich der Paprika und das Kraut, beim Obst der Apfel. Weingärten gab es in unseren Gemarkungen keine, daher auch keine Weinwirtschaft. Wenn man die Melonen zum Obst rechnen will, so sind diese ebenfalls hier zu erwähnen, weil diese nicht nur für den Eigenbedarf angebaut wurden.

Im folgenden sollen Arbeiten, die beim Anbau und bei der Ernte von Weizen und Mais anfielen, stellvertretend für alle anderen Getreidearten, geschildert werden. Sie vermitteln ein vollkommenes Bild über den Jahreslauf im Dorf. Die Kultivierung dieser zwei Getreidesorten verlangte Arbeitseinsatz über das ganze Jahr, mit Ausnahme des Winters. Der Winter, der Kälte und viel Schnee brachte, machte alle Arbeit auf den Feldern unmöglich. Lediglich zur Jagd, über die schon an anderer Stelle berichtet wurde, eigneten sich diese Wintermonate.

Bis zum Kirchweihfest, das war Mitte November (der erste Sonntag nach St. Martin) sollte die Wintersaat ausgebracht sein und der Mais unter Dach liegen, damit er über den Winter am Kolben trocknete. Angebaut wurden Winterweizen und Wintergerste. Wenn es viel Schnee gab, und das war meistens der Fall, dann gedieh die Wintersaat gut, weil sie durch den strengen Frost nicht ausfrieren konnte. Die Arbeit im Frühjahr begann mit der

Vorbereitung der Felder für die Aussaat des restlichen Getreides, des Maises, der Rüben und der Sonnenblumen.

Damit man sich ein Bild über den Umfang der Arbeiten machen kann, sei hier ein Absatz über die Felder unseres Dorfes eingeflochten. Sie befanden sich schön um das Dorf herum angeordnet. Es waren etwa 7.600 Joch*. Gehört haben diese Felder zum Großteil Familien (ca. 75%), die Namen wie Birg, Faul, Balli oder Eisler trugen. Der Rest verteilte sich auf die kleinen und mittleren Bauern. Bei den erstgenannten Besitzern konnte man von Großbauern bzw. Gutsbesitzern sprechen. Es gab Flurnamen wie Rarosch, Okne, Schumbeck, Spitzen, Ried und Hutweide. An die Hausgärten anschließende kleinere Grundstücke wurden Kleegärten genannt. Sie waren meistens mit Futtergetreide oder Klee (daher auch der Name), Rüben und zum Teil auch mit Kartoffeln bepflanzt, also mit Pflanzen, die man gerne in der Nähe des Hauses hatte, auf die man bei Bedarf ohne viel Zeitaufwand zurückgreifen konnte. Die Gewannlängen betragen nicht ganz 400 Meter. Die Gewanne stießen an einem Ende zusammen, am anderen Ende befand sich der Zufahrweg.

Nehmen wir einmal das Ackern. Es handelt sich hierbei um eine wichtige, schwere und zeitraubende Arbeit. Bis in das Jahr 1944 hinein, also bis an das Ende unserer Tätigkeit im Dorf, bildete das Pferd die Basis für jegliche Zugkraft. Vor einen Einscharpflug wurden zwei Pferde gespannt.

An einem Tag legten Pferde und Ackersmann eine Strecke von gut 30 Kilometern zurück. Eine schöne Leistung, wenn man bedenkt, daß in einem Arbeitsjahr einige Wochen hindurch geackert wurde, kann man bereits beurteilen, wie schwer und aufwendig die Arbeit auf dem Feld war. Die Felder wurden aber nicht nur beim Ackern von einem Ende zum anderen abgegangen. Das Aussähen des Getreides, das Aussetzen des Maises und vor allem das Hacken und Anhäufeln des Maises machten ein Abgehen der Felder von einem Ende zum anderen notwendig. Mais wurde meistens zweimal gehackt und einmal angehäufelt; das ergibt alleine beim Mais eine gigantische Gehleistung. Dazu kamen dann noch die Arbeiten bei der Ernte.

Die Kleinbauern haben meistens mit dem Einscharpflug ihre Felder umgeackert. Der mittlere Bauer verwendete bereits den Zweischarpflug. Die Großbauern arbeiteten ebenfalls mit dem Zweischarpflug; sie hatten jedoch mehrere Gespanne im Einsatz. Zeitweise versuchten die Bauern der Familie Birg das Ackern zu rationalisieren, wie wir heute sagen würden, indem sie Dampfplüge zum Einsatz brachten. Das waren riesige Maschinen. Eine solche Garnitur bestand aus zwei Dampflokombilen, zwei Wasserfässern auf Rädern und einem Wendepflug mit acht bis zwölf Scharen. Die Dampflokombile hatten je eine mächtige Seilwinde eingebaut, die von der Dampfmaschine angetrieben wurden. So eine Maschine stand an jedem Flurende. Mittels der Seilwinden wurde der große Wendepflug von einem zum anderen Flurende gezogen. Die Ackerleistung dieses Gerätes war für die damaligen Verhältnisse enorm. Gelohnt hat sich der Aufwand jedoch nicht. Es war eine starke Bedienungsmannschaft für die Dampfmaschinen und den großen Pflug notwendig und, was bei der Errechnung der Rentabilität stark ins Gewicht fiel, die Dampfmaschinen mußten mit

*1 Joch = 5.754 qm (m²)

Kohle beheizt werden. Diese Kohle gab es in der Region nicht; sie mußte weite Transportwege zurücklegen, bis sie am Ziel war; was somit viel Geld kostete. Nach einigen Ackersaisonen wurden die Dampfplüge aus dem Verkehr gezogen und das Umackern der Felder erfolgte wieder mit den Pferdegespannen.

War also ein Feld einmal umgeackert, angebaut und die Witterung war günstig, so gedieh das Getreide prächtig; bis zur Ernte verursachte es keine weiteren Arbeiten. Höchstens Distelstechen, was meistens von Tagelöhnern und größeren Kindern bewerkstelligt wurde. Distelstechen war zum Teil eine Hetz. Man hatte einen Stock, an dessen einem Ende ein scharfgeschliffenes Stechmesser mit breiter Klinge befestigt war. Die Disteln, ein Wurzelunkraut, mußten mit diesen Werkzeugen einfach über dem Boden abgestochen werden, dann blieb die ganze Kraft des Bodens dem ausgesäten Getreide. Ein guter Bauer brauchte die Distelstecher allerdings nicht, denn er hatte sein Feld in Ordnung; es gab auf einem gutgepflegten Ackerfeld keine oder nur wenige Disteln.

War also auch das Sommergetreide angebaut und die Saat stand gut, konnte man an das Aussetzen des Mais, der Sonnenblumen und der Rüben gehen. Den Mais pflanzte man in Reihen mit einem Abstand von 65 bis 70 cm. Der Abstand von Stock zu Stock sollte 45 bis 60 cm betragen. Auf einem Streifen von zwei Metern (Breite der Sämaschine) wurden meistens drei Reihen ausgesetzt. Bei den Sonnenblumen war es ähnlich. Wichtig war, daß man mit dem Ritzpflug, der genau eingestellt war und der von einem Pferd gezogen wurde, zwischen den Reihen durchfahren konnte. Während das Halmgetreide heranwuchs, verlangten die Hackfrüchte die ganze Arbeitskraft. Wie schon erwähnt, war zweimal hacken und dann einmal anhäufeln das erforderliche Minimum für ein gutes Gedeihen der Hackfrüchte. Dazu kam noch eine Menge Handarbeit. Wo nämlich der Hackpflug das Unkraut nicht erwischte, mußte mit der Hand nachgearbeitet werden. Das Kukuruzhacken war eine wichtige und eine zeitraubende Arbeit, die noch vor dem Schnitt erledigt sein sollte.

Die Einbringung der Getreideernte, auch Fexung genannt, spielte sich in drei Phasen ab: dem Schnitt, dem Beiführen und dem Dreschen. Am Anfang des Schnittes stand die Ernte der Gerste. Es wurde nicht allzuviel von diesem Getreide angebaut, eben was man in der eigenen Wirtschaft zum Füttern der Haustiere brauchte. Mitte Juni stand die Gerste, goldgelb im Stroh, auf dem Feld. Sie wurde meistens noch händisch abgeerntet, mit Sense und Sichel.

Gegen Ende Juni, in Jahren mit mehr Regen Anfang Juli, begann der richtige Schnitt; die Weizenernte. Dazu ist vorerst zu sagen: Der Schnitt war das Ereignis des Jahres, mit dem für das ganze Jahr das Brot geschaffen wurde. Fast jede Familie, ob Bauer, Handwerker oder Tagelöhner, rüstete für dieses Ereignis. Die Bauern, die größere Flächen Weizen angebaut hatten, verfügten meistens schon über Erntemaschinen, wobei das Höchste der technischen Er rungenschaft der Selbstbinder oder, wie die Maschine ebenfalls genannt wurde, der Bindemäher war. Es handelte sich dabei um eine Maschine, die von vier starken Pferden gezogen wurde, und die das reife Getreide in einem Arbeitsgang abmähte, zu Garben band und diese auf das abgemähte Stoppelfeld warf. Hinter dieser Maschine ging eine Arbeitsgruppe, die aus vier bis fünf Personen bestand. Von diesen wurden die fertig gebundenen Garben aufgelesen und zu Kreuzen aufgestellt. Dies deshalb, damit das abgemähte Getreide weiter an der Luft trocknen konnte. Ein Kreuz wurde aus 18 Garben aufgebaut. Nach so einem Tag

im Schnitt konnte man am Abend das Tagwerk bewundern: Schön in der Reihe standen dort, wo in den Morgenstunden noch goldgelbe Ähren im Wind wogten, die fertig aufgesetzten Kreuze; alles machte einen sauberen und ordentlichen Eindruck. An einem guten Tag konnte man mit dem Bindemäher bequem eine Fläche von 8 Joch abernten. Wenn man mehr Pferde zur Verfügung hatte, sodaß die Zugtiere jeweils nach drei Stunden gewechselt werden konnten, ließ sich die Leistung einer solchen Maschine noch wesentlich steigern.

Die Kleinbauern und alle Familien, die über keinen Grund und Boden verfügten, machten sich in einer Weise an die Erntearbeit, in der die Kraft des Menschen noch im Mittelpunkt stand: als Schnitter.

Der Schnitter, es war meistens der Vater in der Familie, richtete seine Sense. Diese bekam eine spezielle Schneide, denn sie mußte ja reife, also trockene Halme abschneiden. Das Dengeln der Sensen gab in diesen letzten Junitagen die Geräuschkulisse im Dorf ab. Aus jedem Hof tönte das monotone Klopfen des Dengelhammers auf dem Dengeleisen. Erntemähen war anders als das Mähen von Wiesenheu, Klee oder sonstigem Futter. Das abgemähte Getreide mußte zum Stock gelegt werden, damit es von der Schnitterin leichter aufgehoben und zu Garben gebunden werden konnte. Damit das zum Stock legen auch gut gelang, befestigte der Schnitter an seinem Sensenwurf, also am oberen Ende des Sensenstieles, einen Bogen aus leichtem Holz. Mit einigem Geschick des Schnitters konnten mit so einem Werkzeug alle abgemähten Halme mit den Ähren nach oben, schön in einer Reihe, gelegt werden. In den Schnitt ging die ganze Familie, auch die kleinen Kinder, die noch nicht laufen konnten. Für sie wurde mit den ersten fertigen Garben ein schattiges Plätzchen gerichtet. Die größeren Kinder halfen bereits, sie mußten der Mutter die Bandel legen. Der Tag im Schnitt begann ganz zeitig in der Früh. Wenn durch den Tau das Getreide noch feucht war, wurden die Bandel für den Tagesbedarf gebunden. Waren die Bandel fertig, begann der eigentliche Schnitt. Der Mann mähte mit seiner Schnittersense vorneweg und die Frau ging hinter ihm nach, hob die abgemähten Halme auf und band sie zu einer Garbe zusammen. War ein größeres Kind zum Bandellegen da, so legte dieses immer ein solches Bandel aus, wenn die Mutter genügend Halme für eine Garbe im Arm hatte. Wo kein Kind zum Bandellegen da war, mußte die Schnitterin sich einen Schwung solcher Bandel auf den Rücken binden und sich dieserart viel mehr plagen. Die Kinder konnten dem Schnitterpaar also schon ganz schön helfen.

Gegessen wurde auf dem Feld, und zwar aus dem Brotsack: ein Stück Speck, eine Zwiebel, frisches Brot, eventuell etwas selbstgemachter Käse. Für die Kinder wurde eine Kanne Milch mitgenommen. Wasser trank man aus dem Logl, einem kleinen Holzfäßchen mit einem eingebauten Saugrohr, sodaß man auch aus dem stehenden oder liegenden Fäßchen trinken konnte. Die Kunst war es, das Logl so zu verwahren, daß es immer kühles Wasser zum Trinken bot.

Die schwere Arbeit und die große Hitze machten die Erntearbeit, auf die man sich schon wieder freute, wenn der Winter um war, so kräfteraubend. Wenn ein Schnitterpaar etwa ein Joch abgeerntet hatte, wurden in gemeinsamer Arbeit die Kreuze aufgestellt und dann ging man müde aber glücklich nach Haus. Die schön in der Reihe aufgestellten Kreuze gaben Zeugnis vom geleisteten Tagwerk. Ein guter Schnitter schaffte zehn bis zwölf Joch pro Sai-

son. Bezahlt wurden die Schnitter mit dem zehnten Kreuz, d. h. von allen in der Saison aufgestellten Kreuzen, erhielten sie jedes zehnte.

Die zweite Phase der Ernte bestand darin, daß man die in Kreuzen gelagerten Garben zum Dreschplatz führte. Dieser Platz befand sich meistens im Hof des Bauern; wenn er jedoch größere Mengen zum Dreschen hatte, so wurden auch auf dem Feld selbst die Schober aufgebaut und das Getreide dort ausgedroschen. Zum Beiführen wurden die Leiterwagen mit einem eigenen Gestänge, den Nebenstangen und den Zwerchhölzern, ausgestattet, mit deren Hilfe konnten schöne breite Fuhren aufgeladen werden.

In der Regel brauchte man beim Beiführen pro Wagen und Gespann zwei Leute. Eine Person nahm mit einer leichten Gabel die Garben vom Kreuz und warf sie auf den Wagen. Dort wurde die Fuhre von der zweiten Person gesetzt. So eine Fuhre war ein kleines Kunstwerk, das nicht jeder zusammenbrachte. War der Wagen nicht schön gerade gesetzt, so konnte er leicht umfallen. Ist einem dieses Mißgeschick einmal zugestoßen, so hatte das ganze Dorf lange Zeit etwas zu bereden. Manchmal passierte so ein Mißgeschick auch, wenn einem eines der neuen Autos, die es im Dorf gab, entgegenkam. In so einem Fall bestand die Gefahr, daß die Pferde scheuten und davonliefen. Der hoch aufgeladene Wagen fiel dabei leicht auseinander und die Garben lagen verstreut entlang des Weges. Da wurden die Autofahrer sicher mit den „besten“ Wünschen bedacht!

Kam man mit seinem Garbenwagen glücklich nach Hause, was ja doch die Regel war, so galt es abzuladen. Die Garben wurden im Hof zu einem Garbenschober aufgesetzt. Diese Schober erreichten oft eine beträchtliche Höhe, sodaß die Garben über mehrere Personen erst zum Schobersetzer gelangten, der wieder bemüht war, ein echtes Kunstwerk von Schober hinzustellen. Ab etwa halber Höhe legte man die Garben mit den Ähren nach außen so hin, daß allmählich der Schober in einem Spitz zusammenlief. Stand der Schober endlich, war bereits viel von der Erntearbeit geschehen. Das Dreschen war dann nur mehr eine Angelegenheit der Druschgesellschaft. Der Druschherr mußte lediglich trachten, daß die ausgedroschenen Körner, die in Säcke von ca. 60 Kilogramm kamen, weggeschafft wurden. Das Säcketragen war der Prüfstein für jeden Jüngling. Konnte er den ganzen Tag mithalten, so war er ein Mann. Daß diese Prüfung keine leichte war, kann man ermessen, wenn man hört, daß von so einer Dreschmaschine pro Tag ca. 20 Tonnen Weizen gedroschen wurden. Das waren also 20.000 Kilogramm. Der Sack zu 60 Kilogramm, das ergab pro Tag ca. 335 Säcke. Zwei bis drei Mann mußten diese wegschaffen, meistens auf den Dachboden des Hauses, wo das Getreide solange gelagert wurde, bis es verkauft und auf dem Bahnhof in einen Waggon verladen werden konnte. Lag der Weizen jedoch einmal auf dem Dachboden oder in der Lagerhalle, so war die Ernte des Getreides abgeschlossen. Man wußte, ob sich die Arbeit des Jahres gelohnt hatte; man wußte, ob es ein gutes oder ein schlechtes Jahr gewesen war.

Noch ein Wort zu den Dreschmaschinen. In unserem Dorf gab es vier solche Dreschgarnituren. Diese bestanden aus einem Lokomobil, also einer Dampfmaschine, die über ein großes Schwungrad und über einen langen Riemen die eigentliche Dreschmaschine, den Dreschkasten, antrieb. Zu der Garnitur gehörte dann noch ein Elevator, der das ausgedroschene Stroh auf den Strohschober beförderte. Auch ein Wasserfaß auf Rädern, mit dem das für die Dampfmaschine notwendige Wasser herangeschafft werden mußte, gehörte zur Garnitur.

Das Personal für den Betrieb der Dreschmaschine bestand aus einem Heizer, einem Maschinisten, zwei Einlassern, vier Mann am Garbenschober, vier Mann am Strohschober und vier Spreumädchen. Dazu kamen noch zwei Mann, denen die Manipulation mit dem ausgedroschenen Getreide oblag, also Säcke abfüllen und diese auf die bereitgestellte Waage schlichten. Nach dem Abwiegen der Säcke hatte der Druschherr dafür zu sorgen, daß sie wegakamen.

Das Dampflokomobil war so konstruiert, daß es auch selbst fahren konnte. War in einem Haus alles gedroschen, wurde die Dampfmaschine kurz umgestellt. Sie nahm dann den Dreschkasten, den Elevator und das Wasserfaß ins Schlepptau und fuhr mit der ganzen Garnitur zum nächsten Garbenschober. So eine Dampfdreschmaschine übte eine besondere Faszination auf die Menschen aus; besonders auf uns Kindern. Sie hatte nämlich auch ein Dampfpfeiferl, das betätigt wurde, wenn die Mittagspause begann, wenn am Abend „Feierabend“ war, und wenn Stroh zum Heizen oder Wasser zum Füllen des Kessels benötigt wurden. Es kam oft vor, daß wir Buben einen halben Tag lang geheizt haben, nur um einmal das Dampfpfeiferl, zur Reklamation von Heizstroh, betätigen zu dürfen. Wir erkannten natürlich jede Dreschmaschine an ihrem Pfeiferl, sodaß wir genau wußten, wo welche gerade stand. Es gab im Dorf die Gesellschaftsmaschine, sie gehörte einer Gruppe von Bauern; dann hatten Birg Friedl und Birg Michael (Schlosser Mischl) je eine Maschine. Schließlich stand bei Birg Nikolaus auch noch eine. Wie schon erwähnt wurde, hatte jede der vier Maschinen auch ihr Personal, an dessen Spitze der Bandagazda stand. Bezahlt wurden diese Dienste mit Weizen. Ein gewisser Prozentsatz vom gedroschenen Getreide wurde als Druschlohn abgezweigt. Dieser Weizen kam in eine Lagerhalle, wo er, jeweils am Wochenende, aufgeteilt wurde. Jeder bekam seinen Teil, sodaß auch auf diesem Wege eine Vorsorge für das tägliche Brot möglich war. Wer sich schon als Schnitter seinen Weizen verdient hatte und bei einer Dreschmaschine mitarbeitete, konnte seinen Anteil, wenn er ihn nicht für das tägliche Brot brauchte, auch verkaufen.

Nachdem Weizen als Hauptprodukt der Landwirtschaft angesehen werden kann, noch ein Wort zum Ertrag der Weizenfelder in unserem Dorf. Man rechnete pro Joch mit zwanzig Zentner (ein Zentner wog 50 Kilogramm). Es gab natürlich auch gute Jahre, in denen pro Joch bis zu zwanzig Doppelzentner, also 2.000 Kilogramm geerntet wurden. Bei Gerste rechnete man mit etwas weniger, bei Hafer ebenfalls mit etwas weniger als beim Weizen.

Die zweite Feldfrucht, auf die sich die Existenz in der Landwirtschaft stützte, war der Mais, im Volksmund Kukuruz genannt. Während der Weizen ins Trockene gebracht wurde, reifte auf den Feldern der Mais. Die Stöcke erreichten leicht eine Höhe von über zwei Metern, hatten meistens zwei Kolben und standen wie ein Wald da, der sich im September von Tiefgrün in Bläßgelb zu verfärben begann. Kultiviert wurde hauptsächlich die Sorte Roßzand, weil diese gut gedieh und den höchsten Ertrag brachte. In einem guten Jahr konnte man pro Joch mit 25 Zentner rechnen. Der Kolben war, wenn er gut gedieh, mächtig. Er hatte bis zu 20 Reihen Kerne; pro Reihe konnten bis zu 100 Kerne stehen. Ein Kolben hatte somit bis zu 2.000 Kerne. Das war schon etwas, was des Landwirtes Herz erfreuen konnte.

Die Bauern, die mehr Mais aussetzten, als mit der eigenen Familie samt eventuellen Knechten verarbeitet werden konnte, hatten einen oder auch mehrere Drittler. Diese Leute

waren mit ihren Familien auch Schnitter bei der Weizenernte. Sie standen „ihrem“ Bauern auch als Arbeitskräfte zur Verfügung, wenn Besonderes anfiel, wozu mehrere Kräfte notwendig waren. Sie übernahmen nach dem Aussetzen einige Joch Mais und bearbeiteten diese Maisfelder bis nach der Ernte. Als Lohn für ihre Arbeit erhielten sie ein Drittel des Ertrages, auch vom Maisstroh, das für Viehfutter und, wenn seine Blätter abgefressen waren, als Heizmaterial gut verwendet werden konnte.

Der Mais erforderte viel Arbeitseinsatz. Nicht nur, daß er zweimal gehackt und dann angehäufelt werden mußte, auch seine Ernte erfolgte noch händisch. Bei der Ernte galt es, die reifen Kolben von den Stöcken zu brechen, meistens auch gleich aus den Lieschen zu schälen und dann auf größere Haufen zu werfen. Zwei dieser Haufen gehörten dem Bauern, einen Haufen konnte sich der Drittler nach Hause fahren. Gelagert wurde der Kolbenmais in eigenen Speichern, die wir Hambar nannten. So ein Hambar war etwa zwei Meter breit, drei Meter hoch und 5 - 15 und mehr Meter lang. Er war in den meisten Fällen über den Schweineställen errichtet worden, damit er höher im Luftstrom stand. Der Hambar hatte Wände aus Latten, die im Abstand von 5 bis 7 cm angeordnet waren, sodaß die Luft gut durch den gelagerten Mais durchstreichen konnte. Gedeckt war so ein Hambar mit einem flacheren Spitzdach aus Dachziegeln. Im Hambar lagerte nun der Mais bis zum Frühjahr, damit er gut trocknete und sich leichter von den Kolben „abribbeln“ ließ. Im Dorf gab es bereits Motorrebler, mit deren Hilfe man in ein bis zwei Tagen so einen Hambar leeren konnte. Die Maiskörner wurden in Säcke von etwa 60 Kilogramm gefüllt und zur Bahn gefahren, wo sie als Schüttgut in die bereitgestellten Waggons verladen wurden. Damit war auch die Arbeit mit dieser Feldfrucht abgeschlossen.

Mais war ein beliebtes Futtermittel für die Schweinemast. Die ersten Maiskörner von der neuen Ernte wurden noch händisch von den Kolben „geribbelt“. Sie wurden für das Schopfen der Gänse verwendet. Die fetten Gänse brauchte man bereits für das Kirchweihfest, das Mitte November stattfand. Zum Schopfen mußten die Maiskörner etwas mit Schweineschmalz vermengt werden, damit sie leichter hinunter in den Kropf der Gänse rutschten. Aus dem banater Mais entstand so die schöne große Gänseleber, die in Form von Pasteten überall hochgeschätzt war.

Zum Mais muß an dieser Stelle noch etwas eingefügt werden. Eine Sorte, die sehr wichtig war und die in keinem Haushalt fehlen durfte, war der Patschkukuruz, der zu Ostern als Fastenspeise zu hoher Ehre kam. Am Rand eines Maisfeldes wurden die kleinen Körner händisch eingesetzt. Dann wurde verfahren wie beim normalen Mais. Die Stöcke mußten gehackt und dann gehäufelt werden. Sie waren im Wuchs kleiner als der Roßzand, auch die Kolben waren kleiner. Daher stand der Patschkukuruz immer am Rand eines Maisfeldes. Die kleineren Stöcke sollten von dem hohen Laub des Roßzand nicht verdeckt werden, damit sie genügend Luft und Sonne bekamen. Die Ernte des Patschkukuruz erfolgte genauso wie beim Roßzand. Er brauchte aber länger zum Trocknen. War der Patschkukuruz nicht genügend ausgetrocknet, platzten die Kerne über dem Feuer nicht auf und es gab anstatt der weißen Pracht des Patschkukuruz nur Breindl, wie die nicht aufgeplatzten Kerne genannt wurden.

Mais war überhaupt eine herrliche Frucht. Seine Kultivierung brachte viele Vorteile, weil praktisch alles verwertbar war, was aus der Muttererde aufging und mit Mais bezeichnet

wurde. Die Kerne waren, wenn sie verkauft wurden, ein wichtiges Produkt, mit dessen Hilfe die Kosten, die auf einem Bauernhof entstanden, mit abgedeckt werden konnten. Das was nach dem „Ribbeln“ des Maises übrigblieb, die leeren Kolben, dienten zum Beheizen der Herde in den Küchen. Nachdem es in der Region kein Brennholz gab, waren diese leeren Kolben sehr beliebt bei den Hausfrauen. Die Lieschen, das waren die Blätter, die den Kolben am Stock umhüllten, wurden mit Vorliebe in die Strohsäcke der Betten eingefüllt. Man lag auf ihnen gut und sie drückten sich nicht so leicht zusammen wie etwa das auch gerne verwendete Haferstroh. Der Stengel, der über zwei Meter hoch wurde, kam zuerst einmal in die Kuhkrippe. Die langen, trockenen Blätter wurden vom Rindvieh mit großem Appetit verzehrt. Das Laub war ein beliebtes Viehfutter über die Wintermonate. Was vom Laub blieb, waren die Stengel. Diese kahl abgefressenen Reste der großen Maispflanzen wurden wieder aus der Kuhkrippe geholt, zusammengebunden und im Freien gelagert, damit der Trocknungsprozeß fortschreiten konnte. Mit diesen Maisstengel heizte man dann die Backöfen ein, in denen jede Woche das Brot für die ganze Familie gebacken wurde. Auch zum Einheizen der Stuben im kalten Winter verwendete man solche Laubstengel. Die Öfen in den Stuben waren so gebaut, daß man in ihnen auch das Brot backen konnte. Darüber hinaus hatten sie ein Rohr, ähnlich einem Backrohr, eingebaut. Zur Winterzeit, wenn so ein Ofen zweimal am Tag angeheizt wurde, pflegten die Hausfrauen darin das Essen warm zu stellen. Auch ein größerer Topf mit Maiskörnern, die mit Wasser übergossen waren, konnte in so einem Rohr gut untergebracht werden. Nach einem halben Tag waren die Maiskörner weichgekocht. Sie wurden mit etwas Salz sehr gerne gegessen, speziell wenn eine Gesellschaft beim Plausch zusammensaß. Man nahm sich aus dem Topf, der mitten auf den Tisch gestellt wurde, einfach eine Handvoll von dem gekochten Kukuruz und genoß den kalten Wintertag in der warmen Stube, zusammen mit einigen lieben Menschen. Auf die restlichen Feldfrüchte und das restliche Getreide braucht hier nicht weiter eingegangen werden. Alle Arbeiten, die daraus entstanden, wurden den Hauptarbeiten, die der Weizenanbau und der Mais verursachten, untergeordnet. Sicher könnte auch über diese „Nebenprodukte“ noch so manches erzählt werden; es würde aber zu weit führen. Ich denke hier vor allem an die schönen dicken Kürbisse, die in den Maisfeldern lagen. Es gab die Roßkürbisse, die dem Vieh verfüttert wurden und die Bratkürbisse, die der Mensch selber gegessen hat, indem er daraus ganz köstliche Speisen herstellte. Die Kürbisse waren gewissermaßen ein Nebenprodukt des Kukuruzfeldes. Sie gediehen in so einem Feld prächtig, weil sie durch den lockeren Stand der Maisstöcke nicht zuviel Sonne aber doch genügend Luft und Licht bekamen. Mit den Roßkürbissen verdienten sich die Bauernbuben ihr erstes Geld. Sie schlugen die dicken Kürbisse auf und entnahmen aus deren Mitte die Kürbiskerne. Waren diese gut getrocknet, so konnte man sie beim Juden Müller verkaufen. Für einen Sack getrockneter Kürbiskerne bekam man immerhin bis zu sieben Dinar, was, angesichts des chronischen Geldmangels im Dorf, für einen kleinen Buben ein Vermögen war. Die Bratkürbisse, sie hatten eine weiße bis hellgraue Schale, im Gegensatz zu der dunkelgelben bzw. dunkelgrünen Schale der Roßkürbisse, konnte man aufgeteilt in vier bis sechs Stücke auf einem Dreifuß in den Backofen schieben, wo sie bald durch ihren süßen Duft ankündigten, daß man sie schon herausnehmen und essen kann. Man konnte aus ihnen auch ein schmackhaftes Kompott kochen, oder es

wurde aus dem geraffelten Bratkürbis ein Strudel gebacken. Dieser ist sicher allen, die je das Glück hatten, so einen Strudel zu kosten, in unvergeßlicher Erinnerung geblieben. Selbst beim Schreiben dieser Zeilen läuft einem das Wasser im Mund zusammen, wenn man an den herrlichen Duft und den eigenartig süßlichen Geschmack des Kürbisstrudels denkt (Ein Rezept dafür gibt es an anderer Stelle dieses Buches).

Das Ackern

Neben Aussaat und Ernte war das Umackern der Felder eine der eindrucksvollsten und auch anstrengendsten Arbeiten im Jahreslauf. Geackert wurde öfter im Jahr. Begonnen hat diese Arbeit jedoch nach der Getreideernte, weil es galt, die Stoppelfelder zu „stürzen“, damit das nach dem Abmähen des Getreides aufschießende Unkraut keinen Samen machen konnte, und damit die vielen Feldmäuse, die sich in den Getreidefeldern bereits für den bevorstehenden Winter eingenistet hatten, ausgeackert und vertilgt werden konnten. Auch deshalb, damit der Mutterboden, der durch das monatelange Stehen des Getreides verfestigt war, wieder aufgelockert und mit Sauerstoff versorgt wurde. Wie schon erwähnt, geackert wurde mit dem Einschar- oder dem Zweischarpflug. Ich erinnere mich noch gut, als in den Jahren des Zweiten Weltkrieges fast alle Männer des Dorfes in irgendeiner Einheit des deutschen Heeres Dienst tun mußten, waren wir jungen Burschen für diese Arbeit zuständig.

Bereits in den frühen Morgenstunden, gegen vier Uhr, mußte das Vieh versorgt sein und der Wagen für die Ausfahrt zum Ackern bereitstehen. Auf dem Wagen stand der Zweischarpflug, er war ganz schön schwer. Eingespannt in den Wagen wurden zwei Pferde und hinten an den Schragen wurden die anderen zwei Pferde angebunden. Dann ging es los. Der Weg führte meistens auf Felder, die sich auf der Rarosch befanden. Beim artesischen Brunnen auf der Hutweide wurden die Pferde getränkt, von einem unterwegs gelegenen Kleefeld Futter aufgeladen und dann gab es nur mehr ein Ziel vor Augen: Das Stoppelfeld, das umzuackern war. Diese Arbeit spielte sich im Monat Juli und Anfang August ab. Es waren herrliche Tage voller Sonnenschein. Bereits unterwegs zum Feld wurden wir vom Trillern hunderter Lerchen begleitet, die beim Sonnenaufgang aufstiegen und mit ihrem Jubel den Tag begrüßten. In den Feldern schlugen die Wachteln ihren Balzgesang an und in den nahen Wassergräben quakten tausende Frösche. Es war ein Erwachen des Tages, wie man ihn nur in der weiten Ebene unserer Heimat erleben konnte. Endlich auf dem Feld angekommen, die Fahrt dauerte fast eine Stunde, mußte der schwere Zweischarpflug vom Wagen gehoben werden. Dann kamen die Pferde in das Geschirr und vor den Pflug. Los ging die Arbeit. Der frisch aufgeworfene, schwarze Boden dampfte und duftete nach Leben und Glück; die Pferde waren ausgeruht und schlugen ein flottes Tempo ein. Eine Furche legte sich neben die andere. Das pastellfarbene Stoppelfeld verwandelte sich allmählich in tiefes Schwarz. Der Ackersmann hinter dem Pflug verging vor Glück und Tatendrang. Die Mäuse, die mit ihren Nestern ausgeackert wurden, waren eine willkommene Beute für die hinter dem Pflug nachlaufenden Dackel Micki und Dacki; so wurde es schließlich Mittag.

Die vier Pferde mußten ausgespannt, zum nahen Brunnen geführt und dort aus dem Schöpfeimer getränkt werden. Dann kamen sie zum Leiterwagen, auf dem der in der Früh gemähte Klee lag. Sie durften gute zwei Stunden fressen und ruhen. In dieser Zeit packte der Ackersmann den Brotsack aus; stärkte sich mit den Köstlichkeiten, die von der Mutter mitgegeben worden waren, nahm dann einen tiefen Schluck aus dem Logel und legte sich unter den Wagen, wo es ein wenig Schatten gab. Ein kleines Nickerchen brachte wieder Kraft in den Körper, sodaß die Arbeit, wie sie am Vormittag begonnen worden war, nun bis in die Abendstunden fortgesetzt werden konnte. Furche legte sich neben Furche; am Abend waren gute zwei Joch umgeackert. Der Ackersmann und die braven Pferde hatten ein Strecke von gut 30 Kilometern zurückgelegt und freuten sich schon auf die Ruhe des Abends. Auf dem Heimweg wurde beim Brunnen auf der Hutweide wieder angehalten. Das kühle Wasser aus der Tiefe der Erde tat Tier und Mensch wohl.

Bevor die Tiere für die Nacht versorgt wurden, mußten die Pflugschare noch abgeschraubt und zum Schmied gebracht werden. Dort bekamen sie eine neue Schneide, damit das Ackern leichter vonstatten ging. Jeder Pflug verfügte über zwei Garnituren von Scharen. Eine Garnitur befand sich beim Schmied, die andere war an den Pflug geschraubt. Bis alle Stoppelfelder umgeackert waren, vergingen mehr als zwei Wochen, dann mußte die Maisernte in Angriff genommen werden. Für nur eine Person war so ein Tag, beim Ackern mit dem Zweischarpflug, eine ganz schöne Leistung. Die Manipulation mit dem Pflug und das Lenken und Wenden der Pferde verlangten Können und Geschicklichkeit. Natürlich auch Kraft und Ausdauer. Diese hatten wir aber schon mit der Muttermilch mitbekommen. Das war unsere Stärke und unser Vorteil.

Neben dem Umackern der Stoppelfelder nach der Getreideernte gab es noch eine Ackerperiode im Frühjahr vor Ostern. Da mußten alle Felder umgeackert werden, die mit Hackfrüchten, also Mais, Rüben und Sonnenblumen bepflanzt wurden. Zu dieser Zeit vor Ostern sollte der Weizen bereits eine Höhe erreicht haben, daß sich eine ausgewachsene Krähe darin verstecken konnte. War das der Fall, so konnte man sicher mit einer guten Weizenernte rechnen.

Eine weitere Voraussetzung für eine gute, ausgiebige Ernte war die entsprechende Witterung: Es mußte zur rechten Zeit regnen. Besonders die Maisfelder brauchten in der Zeit, da die Kolben geschoben wurden, Regen und Sonnenschein in günstiger Abwechslung. Spielte der Wettergott nicht im Sinne der Erfordernisse mit, wurde nach entsprechender Abhilfe Ausschau gehalten. Ein probates Mittel, um Regen zur richtigen Zeit zu bekommen, war das Abhalten von Bittprozessionen. Wenn es im Dorf auch keinen geistlichen Herrn gab, so fanden sich doch bald einige ältere Frauen mit einem Vorbeter zusammen. Der Prozession voran ging ein Bub mit dem Kreuz aus der Kirche, das allen Aktionen, die mit der Kirche zu tun hatten, vorangetragen wurde. Der Weg der betenden Menschen führte querfeldein über die Felder. So eine Prozession konnte einen ganzen Tag lang dauern. Regnete es dann noch immer nicht, so wurden weitere Maßnahmen überlegt. Die Zigeunerinnen aus dem Nachbardorf hatten es bald heraußen, daß es notwendig war, nach Regen zu flehen, wenn kein Regen kam. Sie behängten ihren ganzen Körper mit den großen Blättern des Lattichs und stolzierten so ausgerüstet durch das Dorf. Wo sie einkehrten, wurden sie mit einem Eimer Wasser über-

gossen. Wenn sie Glück hatten, begann es nach mehreren solchen Prozeduren wirklich zu regnen. Es siegten dann die Dodoloje, wie die verkleideten Zigeunerinnen genannt wurden, über das Kreuz. Dann gab es reichlichen Lohn für die Zigeunerinnen: Etwa ein Stück Speck, einen halben Laib Brot oder manchmal sogar einen Dinar für ein Päckchen Pfeifentabak.

In den Gemarkungen unseres Dorfes gab es aber nur selten zu wenig Regen. Eher war zuviel des nassen Segens zu verzeichnen. Besonders die Felder auf der Rarosch, die alle etwas tiefer lagen als die übrigen, wurden des öfteren überschwemmt. Durch das Kanalsystem, das alle Felder durchzog, konnte das Wasser aber rasch abgeleitet werden, sodaß der Schaden nicht allzu groß wurde.

Die gute Ernte war das erstrebte Ziel. Von der Ernte hing weitgehend das Leben im Dorf ab. Wurde nur wenig geerntet, und das wenige hatte dazu noch einen schlechten Preis, dann gab es echten Notstand. Die Peise, die man für den Weizen erzielte, bewegten sich von 80 bis 400 Dinar; die Preise für Mais bewegten sich zwischen 40 und 300 Dinar pro Doppelzentner (100 kg). Gute Preise wurden etwa im Jahr 1924 erzielt; ganz schlechte Preise im Jahr 1933. Ausgiebig war eine Ernte, wenn sie das 14- bis 18fache des aufgewendeten Saatgutes erbrachte.

Hier soll noch etwas über ein Produkt eingefügt werden, mit dem die Landwirte des Dorfes in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg, also noch in der Zeit der Monarchie, gute Erträge erzielten: den Tabak. Dieser gedieh prächtig. Durch Verträge mit den Aufkäufern war auch der Absatz um einen vertretbaren Preis gesichert, sodaß man wußte, aus dem Tabakanbau kam bald bares Geld in die Kasse. Anders wurde das nach dem Ersten Weltkrieg. Die neuen Machthaber des Königreiches Jugoslawien machten den Tabak zum Staatsmonopol. Auch die Zündhölzer und so manches andere wichtige Produkt, wie etwa der Zucker oder das Salz, waren Monopole des Staates. Ständig waren Finanzbeamte unterwegs, um zu kontrollieren, ob auch alles, was als Monopol deklariert war, dem Gesetz entsprechend gehandelt wurde. Besonders auf den Tabak und die Feuerzeuge hatten es die Financer abgesehen. Das auch mit Recht; dachte doch keiner der Männer, die dem Tabakrauchen huldigten, daran, den teuren Staatstabak zu kaufen, wenn er auf seinem eigenen Feld den eigenen duftenden Tabak stehen hatte.

Schließlich wurden die Kontrollen derartig verschärft und die Strafen, wenn einer mit „Geschwärmtem“ erwischt wurde, so hoch angesetzt, daß sich die meisten Landwirte entschlossen, den Tabakanbau aufzugeben. Sicher schweren Herzens, denn nun mußte der teure Staatstabak gekauft werden, sodaß man das Rauchen allmählich als Luxus bezeichnen mußte. In den Wirtshäusern waren die Abenteuer mit den Finanzern stets gern erzählte Geschichten gewesen. Mit dem Wegfall des Tabakanbaues fielen auch diese beliebten Geschichten weg.

Eine weitere gute Einnahmequelle für den Landwirt bot das Züchten von Pferden, die mit guten Gewinnen an die verschiedenen Armeen der Balkanstaaten verkauft werden konnten. Gehalten wurden hauptsächlich die Rassen Nonius und Gidro. Diese Pferde waren für den Gebrauch beim Militär bestens geeignet, weil sie einen kräftigen aber schlanken Körperbau hatten. Sie waren genügsam und besonders für Zug-Arbeiten bestens geeignet. Wenn es Not tat, konnten sie aber auch gut als Reitpferde verwendet werden. Die Pferde im Stall

waren des Bauern ganzer Stolz. Sie wurden gut gehalten; in den Wintermonaten, da es fast keine Arbeit für die Pferde gab, wurden sie ausgezeichnet gepflegt, sodaß sie alle ein glänzendes Fell hatten. Es gab Braune, Fuchsen, Rappen und hie und da sogar Schimmel. Beliebte Namen für die Pferde waren: Irma, Astra, Elmer, Freila usw.

Rindvieh stand nur soviel im Stall, wie man für die Abdeckung des eigenen Bedarfes an Milch, Butter und Käse benötigte. Hie und da konnte auch ein Stück verkauft werden, was wieder bares Geld in die Kasse brachte. Als Viehhändler hatten die Rumänen einen guten Namen; sie verstanden angeblich etwas von der Viehhaltung. Sie kamen in ihrer eigenartigen Tracht: lange weiße Leinenhosen und darüber ein langes weißes Hemd, das heraußen getragen wurde. Um die Taille hatten sie einen breiten Gürtel, in dem mehrere Taschen eingearbeitet waren. In diesen Taschen wurde das Geld, der Tabak und das etwaige Messer aufbewahrt. Auf dem Kopf trug der rumänische Viehhändler einen runden schwarzen Hut. Kam ein so gekleideter Mann in den Kuhstall, so kam es nicht selten vor, daß die Kuh aus Angst in die Krippe sprang. Eine der schönsten Kühe im Dorf hatte die Familie Selesch. Sie wohnte in der unteren Gasse. Wenn die Kuh von der Besel Anna durch die Gasse zum artesischen Brunnen vor dem Muhr-Wirtshaus zur Tränke getrieben wurde, schauten ihr viele bewundernde Blicke nach.

Das Vieh war überhaupt der Stolz der Menschen im Dorf. Die Männer wetteiferten mit ihren Pferden; die Frauen waren für das Rindvieh und die Schweine im Stall sowie für das Geflügel zuständig. Sie lobten die gute Schmalzausbeute beim Schweineschlachten und sie freuten sich, wenn noch etwas Milch zum Abliefern in der Genossenschaft übrigblieb. Das Geld aus diesen Lieferungen blieb der Frau gewissermaßen als „Kerbelgeld“. Noch ein Wort zur Schweinehaltung. Das Borstenvieh stand stets in hohem Ansehen, weil es für die ländliche Ernährung unentbehrlich war. Ursprünglich hielten die Leute nur sovielen Mastschweine im Stall, als für den eigenen Bedarf benötigt wurden.

Seitdem aber in Karlsdorf von der Familie Herz eine Salamifabrik aufgemacht wurde, kamen mehrere Schweine in den Maststall. Sie wurden auf ein Gewicht von 120 bis 180 Kilogramm gemästet und dann an die Salamifabrik in Karlsdorf verkauft. Gehalten wurde das Mangolitz-Schwein. Dieses ließ sich vor allem für die Speck- und Schmalzgewinnung gut aufmästen. Auch für die Herstellung der allseits begehrten Salami eignete sich dieses Schwein ausgezeichnet. Es bekam nur Gerste und Mais zum fressen und nahm rasch an Gewicht zu. Über das Schweineschlachten ist an anderer Stelle mehr zu lesen.

Bleibt nur noch zu erwähnen, daß die Höfe der Häuser voller Geflügel waren: Gänse, Enten, Hühner und Truthühner (Puten) spielten für die Ernährung der Menschen eine große Rolle. Ein nennenswerter Ertrag war aus dem Geflügelhof jedoch kaum realisierbar. Lediglich mit den Eiern der Hühner konnte etwas Kerbelgeld gemacht werden. Hie und da gelang es auch, auf dem Wochenmarkt das eine oder andere Tier zu verkaufen. Für den Hühnerhof war in der Regel auch die Hausfrau zuständig. Sie besorgte die Fütterung, das Ansetzen der Glucken und das Aufziehen der Jungen. Brutmaschinen gab es im Dorf noch keine.

In den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg und in den Kriegsjahren versuchten mehrere Bauern mit dem Anbau von Medizinpflanzen das Einkommen zu verbessern. Rizinusbohnen, Pfefferminze und Kamille wurden angebaut. Es zeigte sich aber bald, daß für die Ernte

dieser Pflanzen die vorhandenen Maschinen nicht geeignet waren; es mußte also alles in Handarbeit erledigt werden. Auch die Verkaufs- und Lieferusancen waren anders als beim üblichen Getreide. Es gab also Schwierigkeiten über Schwierigkeiten, an denen schließlich der Versuch mit diesen Produkten scheiterte. Obwohl dafür eine gute Nachfrage bestand, konnte der anfallende Arbeitsaufwand nicht bewältigt werden. Diese Situation hat sich dann in den Kriegsjahren, da die Männer für die Arbeit in der Landwirtschaft nicht mehr zur Verfügung standen, noch verschlechtert, sodaß man den Anbau von Rizinusbohnen, Pfefferminze und Kamille aufgab.

Hier soll auch noch ein Wort zur Imkerei im Dorf gesagt werden. Mehrere Personen hatten Bienen, allerdings in kleinerem Umfang, sodaß nur eine geringere wirtschaftliche Bedeutung gegeben war. Ein einziger Großimker ist zu erwähnen: der Birg Nikolaus. Bei diesem stand ein riesiges Bienenhaus im Garten und die Honiggewinnung wurde dort auch systematisch und fachkundig betrieben. Der Honig war im Preis jedoch billiger als der durch das Staatsmonopol teuer gehaltene Zucker. Er wurde daher vielfach als Zuckerersatz herangezogen. Ein Füttern der Bienen mit Zucker, wie das heute in Notzeiten vielfach geschieht, war damals jedoch ein höchst verlustreiches Geschäft. Ich erinnere mich noch gut an die Bienenhaltung, weil auch mein Großvater in seinem Garten ein großes Bienenhaus stehen hatte. Als Kind mußte ich vor diesem Bienenhaus immer Wache halten und wenn ein Schwarm den Bienenkasten verließ, mußte mit einer Glocke Alarm geläutet werden. Auch das Honigschleudern und das Pressen der Waben aus dem gewonnenen Bienenwachs habe ich noch in guter Erinnerung. Sogar Zuckerln, den begehrten Honigzucker, erzeugte mein Großvater aus dem gewonnenen Bienenhonig. Dieser Honigzucker war eine begehrte Schleckerei für uns Kinder und er kostete fast nichts, da ihn ja der Großvater aus seiner Honigfächung erzeugte. Leider stand später, als es den Großvater nicht mehr gab, das Bienenhaus leer. Mein Vater hatte für die Imkerei kein Interesse.

Nachdem die Landwirtschaft, wie schon einleitend zu diesem Kapitel ausgeführt wurde, den Lebensrhythmus des Dorfes bestimmte, wird sicher noch in so manchem anderen Kapitel über Dinge, die sich aus der Landwirtschaft ergaben, gesprochen werden. Ein Satz, den uns der Heimatdichter Adam Müller Gutenbrunn eingegeben hat, erwies sich jedoch als unrichtig: „Wo des Schwaben Pflug das Land durchschnitten, wird deutsch die Erde und er weicht nicht mehr.“ Das Gegenteil wurde leider bittere Wahrheit. Die deutschen Bauern im Banat standen plötzlich ohne Schutz und total entrechtet da; sie wurden verjagt, vielfach verloren sie sogar ihr Leben. Dort wo einst des Schwaben Pflug das Land zu einem „blühenden Eden“ gemacht hat, ackern und ernten heute andere Menschen.

Hutweide und Pußta

Wie die meisten Banater Dörfer, mit vorwiegend bäuerlichen Bewohnern, hatte auch unser Dorf eine Hutweide. Das war ein Grundstück von rund 100 Katastraljoch. Es diente als Weide für das Vieh der Dorfbewohner. Das Rindvieh und das Borstenvieh, also die Rinder

und Schweine der Dorfbewohner, tummelte sich dort vom zeitigen Frühjahr bis spät in den Herbst hinein. Neben diesem Hauptzweck bot aber unsere Hutweide noch manch andere Annehmlichkeiten, die der ganzen Bewohnerschaft des Dorfes zugute kamen.

Vorerst einmal ihre ursprüngliche Widmung als Weide. Es gab in der ganzen Gemarkung der Ortschaft, diese umfaßte eine Fläche von 7.500 Katastraljoch, nur diese 100 Joch echte Wiesen. Der Rest, 6.400 Joch, war für Getreideanbau, Fahrwege und Wassergräben reserviert. Diese Wiesen waren der Bevölkerung lieb und teuer. Sie wachte mit Umsicht, daß dieser Wiesengrund erhalten blieb und nicht auch dem Getreideanbau geopfert wurde. Auf der Hutweide gab es einen artesischen Brunnen mit einem langen Trog. Er war so plaziert, daß alle Wege, die über die Hutweide führten, an dem Brunnen ihren Schnittpunkt hatten. An dem langen Trog wurden die Pferde getränkt, wenn man zeitig in der Früh auf die Felder der Rarosch fuhr. Im Hochsommer konnte man auch ein kühles Bad darin nehmen. Nachdem ein artesischer Brunnen, so wie eine Quelle, ununterbrochen fließt, wurde überschüssiges Wasser über einen niederen Trog, der in den Erdboden eingelassen war, er diente zum Tränken der Schweine, in ein großes Grundloch geleitet, das an seinem Rand auf zwei Seiten mit einem kleinen, künstlich angelegten Wald bestückt war. Dieses Wäldchen mußte bei sengender Sonne den Weidetieren Schatten spenden. Es bestand zum Teil aus Akazienbäumen, zum Teil aus riesigen Maulbeerbäumen. In diesem Wäldchen hatte sich die Halterfamilie auch ihre Hütte aufgebaut. Diese war solide ausgeführt und mit sehr viel Stroh gedeckt. Sie bot dem Halter Schutz gegen zu große Hitze, aber auch gegen Regen und Sturm. Flankiert war die Hutweide auf der einen Seite von der Bahnlinie, auf der anderen Seite von einem verwilderten Wassergraben, der an der unteren Seite der Hutweide in den großen Entwässerungskanal mündete.

Hier, am Kanal, standen riesige Akazienbäume, in deren Geäst es eine Menge Krähenester gab. Auch einige mächtige Schwarzpappeln, deren Blätter schon im leisesten Wind raschelten, standen dort.

Mit der Betreuung und der Bewachung des Weideviehs war die Familie Wasch betraut. Vater Wasch, wir nannten ihn Joschka Batschi, die Mutter Wasch und drei Söhne sowie einige wilde Hüterhunde gehörten dazu. Der Familie stand als Wohnung im Dorf ein Haus zur Verfügung. Sie war allgemein geachtet, zum Teil aber auch gefürchtet. In aller Früh kündigten die Haltersleute durch das Knallen mit ihren Halterpeitschen (Tschople genannt) und durch das Blasen eines einfachen Hornes (Thudl genannt) an, daß sie bereit waren, das Vieh zu sammeln und auf die Hutweide zu treiben. Die erste Halt bildeten die Rinder, das war die Kuhhalt; dann kam das Borstenvieh, die Schweinshalt. Wenn in der Früh in den Häusern des Dorfes die Signale des Halters gehört wurden, trieb man rasch das Vieh auf die Straße, wo der Halter es in Empfang nahm. Über einen breiten Viehtrieb ging es dann auf die Hutweide. Dort blieb alles Vieh bis zum Abend. Die Kuhhalt umfaßte ca. 250 Tiere, die Schweinshalt war etwas größer.

Gegen Abend kündigten riesige Staubwolken sowie das Knallen der Halterpeitschen an, daß man vor den ersten Häusern des Dorfes das Vieh frei laufen ließ. Jedes Stück, ob Rind oder Schwein, lief danach auf kürzestem Weg direkt in seinen Stall. Es mußte lediglich das Stalltürl geschlossen werden und man hatte sein Vieh wieder zu Hause.

Da mit der Rinderhalt auch die Gemeindestiere mitgetrieben wurden, gab es schon in aller Früh ein riesiges Spektakel. Die Stiere waren wild. Besonders wenn sie ein rotes Kleidungsstück sahen, pflegte man zu sagen. Da es hie und da mit den Stieren Zwischenfälle gab, bot die Hutweide mit ihren Rinder- und Schweineherden willkommenen Gesprächsstoff an den langen Winterabenden.

Den größten Spaß bot die Hutweide jedoch den Kindern. Auch die Jugend des Dorfes ging gerne auf die Hutweide, wo vornehmlich an Sonntagen die Sportveranstaltungen stattfanden. Für die Kinder standen jedoch die Herden im Mittelpunkt des Interesses. Man konnte zuschauen, wie die flinken Hirtenhunde die Herden zusammenhielten. Ja, man konnte sich auch selbst mit seiner Halterpeitsche als Hirte betätigen. Was uns aber am meisten beschäftigte, war das große Grundloch. Aber auch die großen Wiesen, die sich als Spielplätze für Fußball und Handball bestens eigneten, oft auch als Rennbahnen für Wettreiten und Wettfahren mit den Fahrrädern dienten, waren uns lieb und vertraut. Doch alles der Reihe nach! Die große Hutweide hatte für uns Kinder vor allem ihren Reiz, weil wir dort selbst Halter spielen und mit unseren Halterpeitschen endlich umgehen konnten. Damit das Jungvieh, vor allem die Jungschweine, bald den Weg in ihren Stall fanden, mußte es erst an den Weg gewöhnt werden. Dieses „Schweindel gewöhnen“ war eine ideale Arbeit für uns Buben. Das ging so vor sich: Zuerst wurden die Jungschweine von der großen Herde separiert; dann schön langsam, den Weg entlang, nach Hause getrieben. Wir machten uns bereits nach dem Mittagessen auf den Weg, die Jungschweine zu holen. Dieser führte entlang des Kanals über die Bahnstrecke, wo es zwischen den Schwellen tausende Kieselsteine gab. Wir verwendeten sie für unsere Gummischleudern oder zum Üben für das Zielwerfen. Hatte der Kanal Wasser, dann gab es darin reichlich Fische. Unzählige Hechte, die wir wegen ihres eigenartigen Maules „Entenschnabel“ nannten. Das Ufer des Kanals war mit Weiden, Schlehdorn und Pappeln dicht bewachsen. Aus den Ruten wurden Pfeiferl geschnitzt, wenn wir Glück hatten, erwischten wir einen Hecht und wenn wir ganz schlimm waren, gingen auch einige Isolatoren an den Telegrafmasten, die entlang der Bahn standen, durch unser Zielwerfen in Bruch. blieb noch Zeit, wurden noch einige Krähenester ausgehoben.

Endlich bei der Schweinshalt angelangt, begann das Aussortieren der Jungschweine, was nicht sonderlich schwerfiel, weil unsere Mutter diese am Rücken mit Farbe angemalt hatte. Waren alle gleichfarbigen Tiere zusammen, ging es ohne Hast, damit die Jungschweine sich den Weg einprägen konnten, nach Hause. Das Grundloch auf der Hutweide war besonders interessant; es war nämlich noch in Betrieb, könnte man sagen. Nachdem, wie schon erwähnt wurde, die Hutweide Gemeinschaftseigentum war, konnte dort auch jeder Bürger des Dorfes Erde entnehmen, wenn er welche brauchte. Er konnte auch gleich an Ort und Stelle beginnen, Ziegel zu schlagen, diese am Rand des Grundloches, wo es dazu eine eigens eben gemachte Stelle gab, trocknen lassen, um sie dann nach Belieben zu verwenden. Diese Ziegel wurden Kotziegel genannt. Sie wurden aus Lehm, vermisch mit Spreu oder kurzem Stroh, in Modeln geformt, die genau dem vorgeschriebenen Ziegelmaß entsprachen, und zum Trocknen aufgestellt. Nicht selten mußten dem Ziegelschläger bei der schweren Arbeit Frau und Kinder helfen.

Auf der Seite, den Feldern zu, war der Rand des Grundloches schon durch Schilf und Weidengestrüpp dicht eingewachsen. Das Wasser war tief genug, ein Nichtschwimmer hätte darin ertrinken können. Am Sonntag vormittag wurden in diesem Grundloch die Pferde gebadet. Unter der Woche suhlten sich die Schweine von der Halt darin und gelegentlich hatte auch ein Fischer seine Angel ausgeworfen, um einen der fetten Karpfen zu erwischen.

Im Herbst, wenn die Wintersaat bereits auf den Feldern ausgebracht war, bot dieses Grundloch auf der Hutweide tausenden Wildenten einen Schlafplatz. Am Tag weideten sie auf den Feldern, gegen Abend kamen sie in dichten Schwärmen und ließen sich einfach ins Wasser fallen, um einen guten Platz für die Nacht zu erwischen. Für die Entenjäger, oder die Entenwilderer, war dieses Grundloch im Herbst ein vielbesuchter Platz. Oft gingen wir am Abend mit zehn bis fünfzehn Enten nach Hause. Meistens wurde mit der Jagd aufgehört, wenn der Dackel nicht mehr ins Wasser wollte.

Die Wege über die Hutweide hatten den Vorteil, daß sie relativ glatt waren. Sie zogen sich schnurgerade, entlang des verwachsenen Wassergrabens, dahin und verloren sich irgendwo auf der Rarosch. Für Radfahrer, aber auch für einige Besitzer eines Motorrades, luden diese Wege zu einer Abendspazierfahrt geradezu ein. Ich denke noch mit großer Freude an die Abende, an denen ich auf den Rücksitz des Motorrades vom Tischlermeister Toni Moor steigen durfte. Dahin ging es in rasendem Tempo, natürlich auf den Wegen auf der Hutweide. Ich spüre, selbst heute noch, den eigenartigen Duft, der, als ein Gemisch von blühendem Weizen und schlecht verbranntem Benzin, die kühle Abendluft erfüllte.

O herrliche Zeit auf der Hutweide! Wie oft wurden dort scharfe Fußball- oder Handballspiele mit den Mannschaften aus den Nachbardörfern ausgetragen, wie oft sind wir totmüde nach Hause gewankt und haben der Mutter gesagt, es wäre alles in bester Ordnung, wir waren nur auf der Hutweide gewesen.

Der Bericht ist noch nicht komplett, weil über die Pußta noch nichts gesagt wurde. Genauso groß wie die Hutweide war auch die Pußta. Der Unterschied bestand nur darin, daß die Pußta gute 12 Kilometer von unserem Dorf entfernt war. Sie befand sich auf den Gemarkungen der Gemeinde Kanak und war, wie die Hutweide, ebenfalls nur mit Wiesengras bewachsen und diente dem Jungvieh als Weide über die Sommermonate. Sie hatte etwa die Funktion, wie sie in den Gebirgslandschaften die Almen haben.

Im Frühjahr, wenn das Gras hoch genug stand, kam das Jungvieh auf die Pußta. Zeitig in der Früh, es war meistens noch dunkel, wurde aufgebrochen. Zehn bis fünfzehn Mann halfen dem Pußta-Halter bei diesem Austrieb. Der Weg führte durch Felder. Er war nicht immer breit genug für die große Herde. Es war daher sehr schwierig zu verhindern, daß die oft übermütigen Jungtiere in die Kleefelder ausrissen. Es gab also viel Balgerei und viel Mühe, bis die Tiere endlich auf der Pußta waren. Ein ähnliches Spektakel spielte sich im Herbst ab, wenn die Herde wieder zurück ins Dorf geholt werden mußte.

Der Pußta-Halter blieb über den ganzen Sommer bei der Herde. Er hatte eine Hütte, die, ähnlich jener auf der Hutweide, mit Stroh gedeckt war und Schutz gegen zuviel Sonne oder gegen Regen und Sturm bot. In der Nacht wurde in dieser Pußtahütte auch geschlafen. An die Pußta unseres Dorfes grenzten noch ähnliche Wiesenflecken an; sie gehörten Schafbauern aus den benachbarten Ortschaften. Es kam daher öfter vor, daß die Schafe von den

Nachbargründen auf unserer Pußta weideten. Der Pußta-Halter, der ja weit weg vom Heimatdorf war und im Hochsommer, wenn die Erntearbeit alle Kräfte in Anspruch nahm, keine Kontrolle fürchten mußte, steckte nicht selten mit den benachbarten Schafbauern unter einer Decke. Gefährlich wurde es, wenn unser Dorfrichter den Feldhüter auf die Pußta schickte, um zu kontrollieren, ob sich auf unseren Weiden nicht die fremden Schafe befanden. War dies der Fall, was öfter vorkam, so beschlagnahmte der Feldhüter einfach alle fremden Schafe und trieb diese in unser Dorf, wo sie im Hof des Gemeindehauses warten mußten, bis ihre Besitzer kamen und den vorgeschriebenen Weidezins zahlten. Der Feldhüter Brenner Peter, der sogar mit einem alten Gewehr ausgerüstet war, brachte öfter eine ganze Herde Schafe ins Dorf. Das war immer eine „Riesenhetz“, denn Schafe wurden in unserem Dorf keine gehalten. Der Umgang mit Schafen, z. B. das Melken der Muttertiere, war uns allen fremd.

Gewerbebetriebe des Dorfes

Obwohl unser Dorf klein war, existierte dort eine rege gewerbliche Wirtschaft, die sowohl der deutschen Bevölkerung wie auch den Ungarn neben der Landwirtschaft als wichtige Erwerbsquelle diente. Wie schon an anderer Stelle erwähnt, standen in diesem kleinen Dorf vier hohe Industrieschlote und in letzter Zeit sogar ein Bohrturm, mit dessen Hilfe eine Bohrung nach Erdöl niedergebracht werden sollte. Wenn man von einer weiteren Reise, etwa nach Werschetz, mit Roß und Wagen heimwärts fuhr, sah man beim Näherkommen wohl keinen Kirchturm, wie das bei den meisten Nachbardörfern der Fall war, sondern die Industrieschlote und den stählernen Bohrturm. Die Silhouette des Dorfes war also eine ganz andere, als man das bei den Dörfern im Banat gewohnt war. Drei dieser Schlote gehörten zu Ziegelöfen, der vierte zur Dampfmühle.

Neben den klassischen ländlichen Handwerken des Huf- und Wagenschmiedes und des Wagnermeisters war die Getreidemühle wohl die wichtigste Einrichtung. Kam doch aus ihr das Mehl für das tägliche Brot und den guten Kuchen an den Sonntagen. So eine Getreidemühle gab es, wie die ältesten Bewohner des Dorfes sich noch erinnern konnten, schon relativ früh. Sie wurde bald nach der Neubesiedlung des Dorfes an der Stelle, wo später das Haus von Bajerle Franz (Schwob Franz) stand, errichtet. Es war, wie zu jener Zeit üblich, eine Roßmühle. Sie wurde deshalb so benannt, weil die Mahlsteine von einem Göpel, vor welchen zwei Pferde gespannt waren, angetrieben wurden. Unverkennbares Merkmal jeder Roßmühle war eine größere, relativ hohe Rundhalle, in der die Pferde im Kreis gingen und den Göpel antrieben. Neben dieser großen Halle befand sich ein kleinerer Bau, in dem die eigentliche Mühle eingerichtet war. Diese Roßmühle wurde abgerissen, als um die Jahrhundertwende, kurz nach der Eröffnung der Bahnstrecke, vom alten Birg Konrad eine neue, für damalige Verhältnisse hochmoderne Dampfmühle unmittelbar neben dem Bahnhof errichtet worden war. Es ist die Mühle, die auch heute noch dort steht und betrieben wird. Von den jetzigen Betreibern wurde lediglich ein Getreidesilo dazugebaut. Diese Mühle hat ein wechselvolles Schicksal aufzuweisen. Sie hat mehrfach die Besitzer gewechselt und war zuletzt Eigentum von einem der drei Georg Birg des Dorfes, vom „langen“ Georg.

Eng mit dem Bestand dieser Mühle ist die Elektrifizierung des Dorfes verbunden. Ursprünglich war ein Aggregat zur Stromerzeugung an den Transmissionsantrieb der Mühle angeschlossen. Das Ergebnis befriedigte jedoch nicht. Wenn nämlich der Mühlenbetrieb stillstand, also an Wochenenden oder in der Nacht, dann gab es auch keinen Strom. Bei Tanzveranstaltungen in den Wirtshäusern, die an Sonntagen und in der Nacht stattfanden, mußte weiterhin die alte Petroleumlampe herhalten. Eine Änderung dieses unbefriedigenden Zustandes trat erst ein, als für die Stromversorgung des Dorfes ein eigenes Elektrizitätswerk mit einem Antrieb, der nicht mit der Maschine der Mühle gekoppelt war, eingerichtet wurde. Die technischen Voraussetzungen dazu schaffte der im Dorf wohl als angesehener Landwirt lebende, aber technisch sehr begabte Anton Eisler. Er sorgte dafür, daß in den Straßen Masten aufgestellt wurden, über die man die Leitungsdrähte spannen konnte. Ab diesem Zeit-

punkt bestand auch die Möglichkeit, in den Wohn- und Wirtschaftsgebäuden elektrisches Licht zu verwenden. Mit diesem Fortschritt wurde unser Dorf erst relativ spät beglückt; es war erst Anfang der dreißiger Jahre. Mit der Einführung der Elektrizität erfuhr auch der Radioapparat eine bessere Verbreitung. Obwohl Birg Nikolaus schon 1926 über ein derartiges Wunderding verfügte, war der Begriff „Radio“ ein Fremdwort. Man konnte nur über Kopfhörer ein fernes Rauschen und hie und da einige Stimmen oder Fetzen von Musik hören. Erst in den dreißiger Jahren kamen mehrere solche Apparate in das Dorf. Später, als die Handelsbeziehungen zwischen Jugoslawien und dem Deutschen Reich intensiviert wurden, konnte man gute und preiswerte Apparate, die auch Lautsprecher eingebaut hatten, erwerben. Es waren ausschließlich Apparate, zu deren Betrieb man eine Kassette, in der 28 Taschenlampenbatterien zusammengeschlossen waren, sowie einen kleinen Bleiakkumulator benötigte. Der Akkumulator mußte regelmäßig nachgefüllt werden, was nun in dem neuen Elektrizitätswerk möglich war. Der Empfang war gut. Man konnte Nachrichten, Übertragungen von Fußballspielen oder Reden von Politikern hören. So auch die programmatischen Reden von Adolf Hitler.

Das kleine E-Werk wurde von Rudi Wanya bestens betreut. Es funktionierte gut und erfüllte seine Aufgabe; es gab besseres Licht und die Akkumulatoren für die Radioapparate waren auch immer einsatzbereit. Die schon erwähnten anderen drei Industrieschlote gehörten zu den Ziegeleien. Unser Dorf konnte auf diesem Sektor etwas vorweisen. Das Ziegelgeschäft war von allem Anfang an fest in der Hand der Familie Birg. Es blieb auch so, bis 1944 die Katastrophe über das Dorf kam. Das Ziegelgeschäft schaffte sogar, wie an anderer Stelle ausgeführt ist, die Grundlage für den Reichtum der Familie Birg. Schon beim Wiederaufbau des Dorfes nach der Revolution 1849 machte sich der Mangel an Baumaterial bemerkbar. Die Familie Birg kam eigens zur Herstellung von gebrannten Ziegeln in das Dorf. Anfänglich wurde in einfachen Erdöfen (Kelleröfen) gebrannt. Später, kurz nach der Jahrhundertwende, in den Jahren 1907 und 1908, entstanden die zwei großen Ringöfen mit den hohen Industrieschlotten, die eine Ziegelerzeugung mit beachtlicher Stückzahl möglich machten. Hauptartikel wurde neben dem Mauerziegel der Dachziegel. Die alten Kolonistenhäuser aus der Ansiedlungszeit, die Stroh- oder Schilfdächer hatten, wurden umgebaut und mit Ziegeldächern versehen. In den Ziegeleien der Birg fanden damals zahlreiche Familien, die über keinen eigenen Grund und Boden verfügten, Arbeit und Brot. Mit Hilfe der Ziegelöfen wurde weitgehend auch das Geld verdient, mit welchem dann die Gebrüder Birg die Getreidefelder von den Großgrundbesitzern der Gegend gekauft haben. Das ging soweit, daß man zuletzt unser Dorf als Bauerndorf bezeichnen konnte, in dem die Mehrzahl der Bewohner von der Landwirtschaft lebten. Selbst die Handwerker legten ihr Werkzeug aus der Hand, wenn es hieß, im Weizenschnitt das Brot für das nächste Jahr zu verdienen.

Neben der Mühle und den Ziegeleien, die man als gewerbliche Großunternehmen bezeichnen kann, existierten im Dorf vor allem solche Gewerbebetriebe, die für die Abdeckung des täglichen Bedarfes der Bewohner sorgten. Zu nennen sind hier an erster Stelle die zwei Huf- und Wagenschmiedemeister Josef Reiter und Josef Benda, zuletzt dessen Schwiegersohn Anton Passul. Im Vorfeld der Schmiedemeister arbeiteten die Betriebe des Wagnergewerbes. Der aktivste Betrieb dieser Art war zweifellos jener des Johann Kiefer.

Daneben sind noch drei Wagnerbetriebe zu nennen, die aber nicht die Bedeutung des Johann Kiefer erlangten: Der Betrieb des Anton Schütz, der Betrieb des alten Benda im Heiner-mann-Haus neben der Post und der Betrieb des alten Kubeni, dessen Haus und Werkstätte später vom Tischlermeister Michael Sauer übernommen wurden.

Alle diese Meister waren echte Könner ihres Faches. Hier nur ein Beispiel: Wollte man einen neuen Ackerwagen haben, so brachte man einige gutausgetrocknete Stämme vom Akazienbaum zum Wagnermeister. Dort wurden die Stämme auf die notwendigen Holzdi-mensionen zugeschnitten. Dann wurden die einzelnen Teile des Wagens, inklusive der Räder, in echter Handarbeit angefertigt und zusammengefügt. Der Ackerwagen kam dann im Ro-hzustand zum Schmiedemeister, von dem die nötigen Beschläge angefertigt und montiert wurden. Hochinteressant war es, da zuzusehen, wie die Eisenreifen rundgeschmiedet und auf die Räder aufgezogen wurden. Damals gab es natürlich noch kein Elektroschweißgerät oder gar eine Schutzgas-Schweißanlage; damals wurde noch echt geschmiedet.

Den beiden Schmieden des Dorfes oblagen noch einige wichtige Arbeiten. Sie mußten dafür sorgen, daß an den Ackerpflügen immer scharfe Schare waren. In der Ackersaison wurden jeden Abend die Schare vom Pflug abgeschraubt und zum Schmied gebracht. Dort bekam man die zweite Garnitur ausgefolgt, die während des Tages geschärft worden war. Auch die vielen Zugpferde, die im Dorf gehalten wurden, mußten regelmäßig ihren Huf-beschlag beim Schmied bekommen. Unvergeßlich bleibt der Eindruck dieser Dorf-schmieden: Das helle Tönen des Ambosses, das funkensprühende Feuer der Esse und der Geruch von verbranntem Huf kündigten schon von weitem die Dorfschmiede an. Unvergeßlich, die Erlebnisse beim Hufbeschlag. Wenn ein Pferd sich störrisch verhielt, mußten oft mehrere Männer zur Hilfe herbeigeholt werden, um das Tier zu bändigen, damit der Schmied seine Arbeit verrichten konnte. Er mußte flink und sicher bei den einzelnen Handgriffen sein, damit das nervöse Tier nicht zu lange in dem Knebel verharren mußte.

Weitere wichtige Handwerker waren die Schuhmacher, die Schneider und die Rasierer. Jegliches Schuhwerk wurde in Handarbeit angefertigt. Erst in den letzten Jahren gab es In-dustrieschuhe in den Geschäften, die dem bodenständigen Schuhmacher Konkurrenz machten. Wer es sich leisten konnte und wer etwas auf sein Schuhwerk hielt, der ging aber, trotz der billigen Industrieschuhe, zu seinem Schuhmacher. Die Schuhmacherwerkstätten waren auch gern aufgesuchte Plätze für einen Männerplausch. Dort war es in den kalten Wintermonaten, wenn auch die Männer Zeit für etwas Müßiggang hatten, schön warm und gemütlich. Als aktive Schuhmacher sind vor allem zwei Meister zu erwähnen: Der wohl ak-tivste Meister Jakob Krämer und nicht weit von ihm, ebenfalls in der Schulgasse, der Meister Heinrich Moor. Obwohl beide das gleiche Handwerk ausübten, waren sie ganz verschiedene Menschen. Jakob Krämer, ein Handwerker mit sehr hohem Können, der kritisch aber auch weltoffen war. Er war in seinen Wanderjahren bis nach Wien gekommen, wo er mehrere Jahre gelebt und in vornehmen Werkstätten gearbeitet hat. Er war ein perfekter Schuh-macher, für den es in seinem Fach keine Probleme gab.

Meister Heinrich Moor machte mehr den Eindruck, als wäre ihm das Schuh-machergewerbe zu wenig. Er hatte Ambitionen für viele andere Dinge, wobei ihm sein Or-ganisationstalent zu Hilfe kam. Er war nach dem Ersten Weltkrieg sogar einmal Dorfrichter

gewesen; er organisierte die Bauern zu einer Gesellschaft, die dann eine neue Dreschmaschinengarnitur kaufte usw. Von den Schuhmachern wurde ausschließlich Leder und als Futtermaterial ein starkes Gradl verarbeitet. Das Material kam aus Werschetz, wo es einige gut sortierte Lederhändler gab. Sicher erinnern sich noch die älteren Bewohner des Dorfes an Jakob Krämer, der fast wöchentlich mit einer Rolle Sohlenleder unter dem Arm von der Bahn nach Hause ging. Er verstand es auch ausgezeichnet Schaftstiefel anzufertigen, die besonders von den Bauern gerne getragen wurden. Zur Anfertigung der Stiefel hatte er alle technischen Behelfe in seiner Werkstatt. Wenn man zu ihm kam, gab es dort zwei Blickfänge: das Bankerl, der eigentliche Arbeitstisch, und das Leistenregal, in welchem für alle Schuhgrößen und Formen die erforderlichen Leisten lagerten. Angeblich hat das hohe fachliche Können des Jakob Krämer, besonders seine Fähigkeit, hohe Schaftstiefel herzustellen, ihm das Leben gerettet. Er war einer von den drei Männern (außer ihm noch Hirsch Peter sen. und Birg Friedrich), die aus dem berüchtigten Lager Stojkowitsch in Werschetz wieder nach Hause durften. Es wird behauptet, Krämer durfte nur deshalb heim, weil ein hoher Partisanenführer neue Schaftstiefel haben wollte.

Neben diesen zwei Meistern ihres Faches gab es noch mehrer Schuhmacher im Dorf. Ich denke da an Jakob Bies (Dragan Schuster) oder an Wingert Andreas; alle hatten aber Existenzsorgen, auch Krämer und Moor. Es gab im Dorf einfach zu wenig bares Geld, um solche Handwerker ausreichend auslasten zu können. Daher war der Beruf des Schuhmachers wohl ein angesehenener, aber ein schwieriger, der immer mit Existenzsorgen zu kämpfen hatte.

Wird von den Schneidern und Schneiderinnen gesprochen, so fällt einem sofort das Ehepaar Lorenz und Irma Wingert ein. Sie stammte aus Werschetz, dort hatte sie Damenschneiderin gelernt. Er kam aus der im Dorf stark vertretenen Familie Wingert. Sein Ressort war die Herrenschneiderei. Hier konnte Meister Lorenz etwas aufweisen. Er hatte bei dem berühmten Schneidermeister Hangozky in Zichydorf gelernt und er hatte Talent. Seine Anzüge waren berühmt. Irma und Lorenz Wingert waren aber nicht nur tüchtige Handwerksmeister, sie liebten auch die Geselligkeit. Daher war beim Wingertschneider auch immer etwas los. Besonders in den Wintermonaten fanden sich dort immer einige Mädchen ein, um das Nähen von Kleidern und Wäsche in seinen Grundformen zu erlernen. Doch, wo es hübsche Mädchen gab, da fehlten auch die Burschen des Dorfes nicht. Beim Wingertschneider wurde, wie behauptet wird, nicht nur fleißig gearbeitet; es wurde nicht nur genäht und zugeschnitten, dort wurden auch mehrere Ehen gestiftet, die bis zum heutigen Tag noch Bestand haben.

Nicht weit vom Wingertschneider stand das Haus des Mess-Schneiders. Solange die Frau des Meisters lebte (sie starb allzufrüh), übte dieser das Gewerbe des Herrenschneiders aus. Er zog später zu seiner Tochter nach Setschanfeld, sodaß in diesem Haus nicht mehr geschneidert wurde.

Auch Johann Milowan war ein gelernter Schneidermeister. Er wohnte mit seiner großen Familie in der unteren Gasse, wo er auch seine Werkstatt hatte.

Noch ein Schneidermeister aus der Neuen Gasse ist zu erwähnen. Es ist dies der Josef Hügel, den die Leute einfach den Hügelschneider nannten. Auch er war nur für die Beklei-

derung der Herren zuständig. Berühmt waren seine Anzüge und die schweren Wintermäntel, für die er eine besonders gute Hand hatte.

Für die Schneidermeister des Dorfes gab es gute Zulieferanten in Werschetz. Man konnte dort im Geschäft den Anzugstoff samt Futtermaterial kaufen und zum Schneider bringen. Die Bedienung begann immer mit dem Maßnehmen. Dann mußte die Kundschaft noch zweimal zur Probe kommen, bis das Stück fertig war. Eilig hatten es die Schneider nie. Sie huldigten dem guten alten Sprichwort: „Gut Ding braucht Weile.“

Zwei Rasierer waren als selbständige Gewerbetreibende im Dorf. Beide arbeiteten aber nicht allein, sie hatten meistens einen Lehrling oder auch einen Gesellen. In der unteren Gasse wohnte der Bies-Balbierer; in der oberen Gasse der Brennessel-Balbierer.

Jakob Bies stammte aus unserem Dorf. Er hatte aber ein bewegtes Leben. Jakob Brennessel war aus Werschetz in das Dorf zugezogen. Er galt als der feine, aus der Stadt stammende Fachmann. Dafür hatte Jakob Bies, der selbstverständlich auch ein guter Balbierer war, noch einige andere Geschäfte: Er konnte Zähne ziehen, Blutegel ansetzen und Verletzungen versorgen. Daneben verstand er noch so manche andere Kunstfertigkeit, wenn es um die Gesundheit ging. Er war in seinen jüngeren Jahren nach Brasilien ausgewandert, wo er auch einige Jahre gelebt hat. Von dort soll er einige Heilpraktiken mitgebracht haben.

Beide Rasierer arbeiteten nach der gleichen Methode. Sie hatten ihre Kunden, für die und deren Familienmitglieder besorgten sie das Haarschneiden und bei den erwachsenen Männern das Rasieren und Schnurbartstutzen. Je nach der Dichte des Bartes konnte man in der Woche einmal, zweimal oder sogar dreimal rasiert werden. Von der Anzahl der wöchentlichen Rasuren hing der Rasiererlohn ab. Bezahlt wurde nicht mit Geld, sondern mit Weizen. Wer keinen Weizen hatte, mußte sich den Lohn, jeweils nach den vorhandenen Gegebenheiten, mit dem Meister ausmachen.

Die Rasierer kamen ins Haus. Sie hatten in einem kleinen Holzkoffer alles mit, was für die Ausübung des Berufes notwendig war: Ein weißes Tuch, das als erstes einmal in den Kragen des Kunden gesteckt wurde, weiters eine Seifenschale, in der mit einem Pinsel und einem Stück Seife der Rasierschaum zubereitet wurde, dann das eigentliche Rasiermesser, der Abziehriemen, ein Kamm, eine Schere und eine Handmaschine zum Haarschneiden. War die Rasur erledigt, packte der Meister alles wieder in seinen Holzkoffer und ging zur nächsten Kundschaft. Dabei wurde unterwegs der mit den Barthaaren angereicherte Schaum auf die Straße oder in den Graben am Straßenrand gekippt, wozu eine gewisse Fertigkeit notwendig war.

In den Sommermonaten hatten die Rasierer mit dem Aufsuchen ihrer Kundschaft einige Schwierigkeiten, weil die meisten Männer schon in der Früh um vier Uhr auf die Felder fuhren und erst nach Sonnenuntergang zurückkehrten. Es gehörte einiges Geschick dazu, die Kundschaft auf den Sessel zu bringen, damit die obligate Rasur stattfinden konnte. Die Rasierer waren immer gut über das Geschehen im Dorf informiert. Sie kamen in jedes Haus und ihre Neugierde war unstillbar.

Damenfriseure gab es im Dorf keine. Wollte mal eine der Damen eine exquisite Frisur haben, so mußte sie in die Stadt fahren, wo es sehr tüchtige, einschlägige Meister gab. Die meisten Frauen und Mädchen des Dorfes hatten jedoch ihre Brennschere im Schrank. Mußte

das Haar für festliche Anlässe oder eine Tanzveranstaltung hergerichtet werden, so half man sich gegenseitig mit der Brennschere aus.

Tischler gab es zuletzt vier im Dorf: Den Moor Toni, den Sauer Michael, den Grassl Franz und den Merle Andreas. Die größte Werkstatt hatte Moor Toni. Sie befand sich gegenüber der Schule. Alle einschlägigen Arbeiten wurden von den Tischlermeistern zur Ausführung übernommen. Wenn ein Haus neu gebaut oder renoviert wurde, dann machten die Tischler die Türen und Fenster dazu. Brauchte jemand neue Möbel, so machten die Tischler auch diese. Auch den letzten Bedarf des Menschen, den Sarg, fertigten die Tischler des Dorfes an.

Bis Mitte der dreißiger Jahre hatte in der unteren Gasse ein tüchtiger Tischlermeister, der weit über die Grenzen des Dorfes hinaus einen guten Namen hatte, seine Werkstatt: der Wingert-Tischler. Ein untadeliger Handwerker, der leider zu früh starb. Dennoch war es ihm vergönnt, für einen guten Nachwuchs zu sorgen. Bei ihm waren immer einige Lehrlinge tätig, sodaß sein hohes handwerkliches Können auf die jüngere Generation überging. Die Arbeit des Tischlers war in unserem Dorf nicht leicht. Er mußte sich das Holz, seinen Hauptwerkstoff, weither von einschlägigen Handelsfirmen besorgen, weil in der näheren Umgebung kein Nutzholz in genügender Menge wuchs. Nadelbäume gab es nur als Zierbäume. Am meisten verbreitet war der Akazienbaum. Das Holz von diesen Bäumen verarbeiteten aber die Wagnermeister. Und die Maulbeerbäume, die man aber nicht so fällen durfte, wie man das oft gerne getan hätte, lieferten zwar in bescheidenem Umfang ein hochwertiges Holz, um welches sich aber die Bindermeister rissen, die daraus Schnapsfässer machten. Das goldgelbe Holz verlieh nach einer gewissen Lagerdauer dem Schnaps eine wunderschöne Farbe.

Im Nahrungsmittelbereich konnte sich gerade ein Fleischermeister im Dorf halten. Es war dies der Löchel Konrad, der seinem Fleischerbetrieb auch eine Sodawasser-Erzeugung angeschlossen hatte, sodaß er aus dem Ertrag beider Gewerbe einigermaßen gut leben konnte. Im Fleischergeschäft wurde hauptsächlich Rind- und Kalbfleisch gekauft, weil fast in jedem Haus in den Wintermonaten Schweine abgestochen und für den Eigenverbrauch verarbeitet wurden. Auch ausgezeichnete Wurstwaren konnte man beim Löchel haben. Im Hof dieses Meisters befand sich einer der drei großen Eiskeller des Dorfes. Diese Keller wurden, wie schon an anderer Stelle ausführlich beschrieben wurde, mit Natureis gefüllt, sodaß über das ganze Jahr die Fleischprodukte gut gekühlt werden konnten.

Das Leben und die Arbeit in diesem Betrieb hatte eine gewisse Regelmäßigkeit. Zur Hochspannung kam es jedoch, wenn einer der wilden Gemeindestiere ausrangiert wurde. War das der Fall, so kam das ganze Dorf in Aufregung, denn der ausrangierte Stier mußte bei Meister Löchel auf die Schlachtbrücke. Damit aber alles seine Ordnung hatte, wollte man für die Verrechnung natürlich wissen, wieviele Kilo das Tier auf die Waage brachte. Dieses Abwägen verursachte bereits das erste Problem. Eine Brückenwaage, auf der so ein schwerer Stier gewogen werden konnte, befand sich nur am Bahnhof. Der Stier mußte also aus seinem Stall im Gemeindehaus zum Bahnhof gebracht werden und von dort, durch das halbe Dorf, wieder zurück zur Schlachtbrücke beim Löchel-Fleischhauer. Das war leichter gesagt, als getan. Denn der Stier wurde von Minute zu Minute immer nervöser, weil er es nicht gewohnt

war, daß plötzlich um ihn soviel schaulustiges Publikum auf der Straße stand. Es kam öfter vor, daß sich so ein Stier losriß und davonstürmte. Dann aber begann erst das Spektakel! Schließlich wurde er doch eingefangen und seinem unabwendbaren Schicksal zugeführt: Er landete in den Kochtöpfen der Dorfbewohner.

Noch ein Wort zur Sodawassererzeugung. Dazu stand eine Maschine zur Verfügung, mit der man Kohlensäure in das vorher in die Sodawasserflasche eingefüllte Wasser mischen konnte. Es war eine ziemlich mühevoll Arbeit, weil die Maschine noch händisch in Betrieb gehalten werden mußte. Nachdem es aber ausreichend Bedarf für das Sodawasser gab, es diente zur Verdünnung des Weines oder zur Bereitung eines Himbeerspritzers, war in dem kleinen Betrieb immer Bewegung. Das Hauptproblem bestand jedoch im Vertrieb. Die schweren Kisten, in denen die Flaschen verwahrt waren, mußten mit Pferdefuhrwerken zu den Wirtshäusern in der Umgebung gebracht werden. Das war eine zeitraubende und aufwendige Arbeit.

Als Fleischhauer versuchte es einmal auch der älteste Lefor-Sohn, er hieß Bernhard, und er war ein gut ausgebildeter Meister und auch ein echter Könnner seines Faches. Vor allem seine feinen Wurstwaren wurden bald zum Tagesgespräch im Dorf und in der näheren Umgebung. Es nützten aber die besten Würste nichts, weil in der Bevölkerung die Kaufkraft für den Erwerb der Produkte nicht gegeben war. Dieser Betrieb wurde daher bald wieder geschlossen; Lefor Bernhard zog in die Stadt und machte dort ein gutgehendes Geschäft auf.

Einen für seine Zeit technisch hochwertigen Gewerbebetrieb hatte Michael Birg, der Schlosser-Mischi, wie er im Dorf genannt wurde. Es gab kein Problem im Metallbereich, das von diesem Betrieb und seinem genialen Inhaber nicht gelöst werden konnte. Das Ausgießen ausgelaufener Gleitlager bei den Dreschmaschinen, die Anfertigung von Ersatzteilen für die im Dorf vorhandenen Geräte und der Umbau von Lokomobilen zu selbstfahrenden Maschinen sind nur einige der Fertigkeiten, die vom Schlosser-Mischi problemlos erledigt wurden. Sein hohes handwerkliches Können hatte ihn vorderhand auch vor dem Schicksal der Männer im Lager Stojkowitsch bewahrt. Er mußte an der Erdölbohrstelle auf der Hutweide arbeiten. Die schlechten Arbeitsbedingungen führten jedoch dazu, daß ein altes Nierenleiden virulent wurde. Er hätte dringend die Hilfe eines Arztes gebraucht. Als deutschem Mann war ihm jedoch die Konsultation eines Arztes verboten, sodaß dieser tüchtige Fachmann ohne ärztliche Hilfe blieb und sterben mußte. Er fand seine letzte Ruhe noch in der Heimerde.

Bevor zu den Handelsgeschäften des Dorfes übergegangen wird, muß noch ein Gewerbetreibender hervorgehoben werden. Es war dies der Awender Kaspar. Er hatte das Seilerhandwerk erlernt und in der unteren Gasse einen kleinen einschlägigen Betrieb unterhalten. Er verarbeitete die Hanffasern zu allerhand Seilerprodukten, wie sie in der Landwirtschaft verwendet wurden. Dazu hatte er im Gang seines Hauses eine Wickelmaschine aufgestellt, die natürlich auch händisch betrieben wurde. Aus dieser Werkstatt kamen, obwohl sie nur einfach eingerichtet war, hochwertige Produkte, die gerne gekauft wurden, sodaß dieser Meister einigermassen sein Auslangen im Dorf fand.

Die Handelsbetriebe

Die Versorgung der Bevölkerung mit Gütern für den täglichen Gebrauch besorgten zwei Verkaufsgeschäfte. Die Geschichte beider Geschäfte reicht weit zurück in die Vergangenheit des Dorfes. Da gab es das Waradi-Geschäft, es wurde die längste Zeit von der Familie des Christof Hirsch betrieben. Erst in den letzten Jahren, als sich Hirsch zurückzog, übernahm das Geschäft Peter Hemmert aus Zichydorf.

Das Waradi-Geschäft, besser gesagt, das Hirsch-Geschäft, an das sich sicher noch einige ehemalige Bewohner des Dorfes erinnern können, war das größere und besser sortiertere Geschäft. In ihm konnte man alles kaufen, was im Dorf gebraucht wurde. In den Magazinen und Regalen standen Fässer mit Wagenschmiere, mit Petroleum und feineren Sachen wie Honig, Marmelade usw. Alle Spezereien wie Salz, Zucker, Zimt, Mohn, Hefe zum Brotbacken usw. waren eine Selbstverständlichkeit. Dazu kam das breite Sortiment an Textilwaren. Ob die Hausfrau nun einen Vorhangstoff, einen Seidenstoff für das Sonntagskleid oder den festen, gröberen Stoff für das Alltagskleid brauchte, beim Hirsch gab es das alles in großer Auswahl und guter Qualität. In den Regalen lagen ganze Stoffballen mit Material für Herrenanzüge, Wintermäntel und selbstverständlich für die Anfertigung von Leib- und Bettwäsche. Auch feine Sachen für die Herren- und Damengarderobe wie Krawatten, Kaschmirtücher usw. konnte man beim Hirsch erwerben. Die Seele des Geschäftes war das Familienoberhaupt Christof Hirsch. Er hatte damals sogar schon eine Schreibmaschine, mit der er seine Bestellungen abtippte und den ganzen Schriftverkehr erledigte. Ihm zur Seite stand sein Schwager, der Eisler Matz. Neben diesem harten Kern gab es dann meistens noch einen ausgelernten Gehilfen und einen Lehrling. Die Familie des Christof Hirsch stand im Dorf in hohem Ansehen. Ihre Redlichkeit wurde allseits gelobt und die Tüchtigkeit nicht weniger bewundert. Durch die unternehmerischen Fähigkeiten des Christof Hirsch war das Dorf praktisch unabhängig in Hinsicht des täglichen Bedarfes. Selbstverständlich gab es dort auch alle Rauchwaren. Die Zigaretten konnte man sogar stückweise kaufen. Ein Hallo gab es im Dorf, wenn zum Hirsch die Vertreter (reisende Kaufleute) kamen. Diese hatten meist ein Auto oder sie ließen sich von Dorf zu Dorf mit Roß und Wagen kutschieren. Die Autos hatten des öfteren technische Probleme, weil sie durch die löchrigen Erdstraßen einen Achsbruch oder sonstige Gebrechen abbekamen.

Das Geschäft der Familie Müller war nicht weniger interessant. Es war mehr auf die Bedürfnisse des kleinen Mannes ausgerichtet. Dafür hatte es nicht nur Waren zu verkaufen, sondern es wurde auch im Dorf eingekauft. Im Volksmund sagte man: „Ich geh’ zur Luisa“, wenn man das Geschäft der Familie Müller meinte. Dies deshalb, weil hier die Frau des Hauses als Seele des Unternehmens zu bezeichnen war. Schon ihr äußeres Aussehen, sie wog leicht ihre hundert Kilogramm, war imposant und vor allem auffällig.

Dieses Geschäft, das sich zuletzt zwischen den Häusern des Wingert-Schneiders und des Birg Friedl befand, hatte vielleicht eine noch bewegtere Geschichte als das Waradi-Geschäft. Angeblich, so berichten die ältesten Bewohner des Dorfes, ist der Vater des Jakob Müller als Wanderhändler in das Dorf gekommen. Das war in der Zeit, als die Eisenbahn eröffnet

wurde. Er erwarb damals das Haus, wo später das Gasthaus Loch seinen Sitz hatte. Dort wurde von dem alten Müller eine primitive Fleischhauerei, ein einfaches Verkaufsgeschäft für Spezereien und Artikel für den täglichen Bedarf und ein kleines Wirtshaus betrieben. Die Familie war im Dorf bald integriert, obwohl alle wußten, daß es sich beim Kaufmann Müller um einen Angehörigen des jüdischen Glaubens handelte.

Trotz angeblich großer Anstrengungen ging das Geschäft nicht gut. Der alte Müller machte Pleite. Er mußte sein Haus verkaufen und in Untermiete in das Haus, wo später die Agraria logierte, ziehen. Nachdem ein Sohn im Ersten Weltkrieg gefallen war, übernahm das ganze Unternehmen der Sohn Jakob. Aufwärts ging es allerdings erst, als dieser Jakob seine Luisa heimführte. Da kam eine tüchtige Unternehmerpersönlichkeit in das Geschäft. Bald war das Haus neben dem Wingert-Schneider gekauft und neu adaptiert. Zur Luisa gingen meistens die Leute einkaufen, die aus Mangel an Bargeld aufschreiben ließen. Das machte die Luisa ohne Anstand. Durch ihre Umsicht und ihren Charme brachte sie immer wieder alle Außenstände herein. Ich erinnere mich noch, daß auch ich in diesem Geschäft mein erstes Geld verdient habe. Ich sammelte und trocknete jedes Jahr im Herbst die bei der Viehfütterung anfallenden Kürbiskerne. Diese verkaufte ich dann dem Müller Jakob um 7 Dinar pro Sack. Das war, für einen kleinen Schulbuben, eine beträchtliche Summe Geld. Die Familie Jakob Müller verkaufte 1938 das Geschäft an den Landwirt Peter Müller, der auf der Rarosch sein Anwesen hatte. Dieser gab es seiner Tochter Elisabeth, die gerade dabei war, den im Dorf lebenden Jungkaufmann Heinrich Ebner zu heiraten. So hieß dieses Geschäft dann, ab dem Jahr 1938, „Gemischtwarenhandlung Heinrich Ebner“. Die jungen Leute bauten das Unternehmen weiter aus, wurden aber durch die politische Entwicklung in ihrem Eifer gestört. Heinrich mußte einrücken und seine Frau Elisabeth flüchten. Sie leben heute in Klagenfurt. Die Spur der Familie Jakob Müller ging in Betschkerek verloren, wohin sie nach dem Verkauf des Geschäftes in unserem Dorf übersiedelte.

Hier ist noch ein tüchtiger Kaufmann des Dorfes zu erwähnen: Der Johann Schütz. Er verkaufte im Dorf allerdings nichts, er kaufte vielmehr ein, und zwar landwirtschaftliche Produkte, vor allem Weizen, Mais und Gerste. Dieser Schütz Jani, wie er im Dorf genannt wurde, war ein Universalgenie. Er hatte nicht nur Wagemut und den Weitblick eines Kaufmannes, er hatte auch zwei sehr geschickte Hände. Neben seiner Tätigkeit als Kaufmann war er Maschinist bei der Gesellschafts-Dreschmaschine, er hatte einen mit Motor betriebenen Maisrebler in seinem Besitz. Er hatte aber auch eine Vorliebe für Pferde und für die Arbeit auf dem Land. Obwohl er nur wenige eigene Felder hatte, hielt er zwei Zuchthengste. Das ist aber noch nicht alles. Als er merkte, daß man für den Mais, der normalerweise im Frühjahr zum Verkauf angeboten wurde, weil er über Winter am Kolben trocknen mußte, einen besseren Preis erzielen konnte, wenn er bereits im Herbst auf den Markt kam, baute er in seinem Haus nach eigenem Entwurf eine Mais-Dörranlage. Sicher kein technisches Wunderwerk, aber es funktionierte. Fortan wurden auf dem Bahnhof im Spätherbst bereits Waggone mit Dörrmais abgefertigt, was guten Gewinn brachte. Der Schütz Jani war gewissermaßen das letzte Glied in der Kette der professionellen Landprodukthändler. Er kaufte an Ort und Stelle ein. War das Getreide einmal im Waggon verladen, hatte er nichts mehr damit zu tun. Es ging weiter in die großen Mühlen in Altserbien, wo es vermahlen und als Mehl weiter-

verkauft wurde. Alle diese weiteren Handelsstufen waren in Jugoslawien in Händen von jüdischen Kaufleuten. Diese machten das eigentliche große Geschäft, denn sie machten auch den Preis. Wer nicht auf der Hut war, konnte auch erleben, daß er durch diese Kaufleute ruiniert wurde. Nicht so der Schütz Jani. Durch sein zähes Festhalten an soliden kaufmännischen Grundsätzen, durch sein unermüdliches Arbeiten an neuen Ideen und nicht zuletzt durch seinen großen Fleiß gelang es ihm, in der schwierigen Zeit der Weltwirtschaftskrise, Ende der zwanziger Jahre, nicht nur zu überleben, sondern immer größer und unabhängiger zu werden. Schließlich wurde ihm der Rahmen, den das Dorf bot, zu eng. Er verkaufte sein Haus und seinen Betrieb und zog nach Werschetz, wo er sein Geschäft mit Landprodukten in größerem Rahmen betreiben konnte. Auch dieser tüchtige Sohn unseres Dorfes wurde ein Opfer der politischen Umwälzungen. Er verlor sein Leben im Herbst 1944 in Werschetz.

Die Handelstätigkeit im Dorf wäre nicht komplett geschildert, ohne daß man noch drei Unternehmungen erwähnte, die zur Versorgung der Bevölkerung nicht unwesentlich beigetragen haben: die Wanderhändler.

Da gab es den Mann mit dem Bauchladen, den „Billigeware“, wie er genannt wurde, weil er bei seinem Auftauchen durch die Gassen ging und immer wieder „Billige Ware“ rief. Er hatte eine Fülle von Produkten in seinem Bauchladen, die man entweder nicht öffentlich bei einem der Kaufleute des Dorfes erwerben wollte, oder aber auch nicht konnte, wie etwa die verbotenen Feuersteine für die Feuerzeuge. Käämme, Modeschmuck, Hosenträger, Parfums, Nähgarne, Nähadeln usw. wurden gerne bei diesen Leuten gekauft. Wie schon erwähnt, auch Verbotenes zauberte der Mann aus einigen Geheimfächern seines Ladens. Er war daher angesehen und geachtet.

Ebenso angesehen war der Uhren-Gigler. Ein Mann, der sich mit Uhren gut auskannte. Er sorgte dafür, daß keine stehenblieb. Kleinere Reparaturen erledigte er sofort, größere nahm er mit und brachte sie dann gelegentlich wieder zurück. Auch neue Uhren konnte man bei ihm kaufen. Beliebt waren die Taschenuhren, von denen jeder gestandene Mann eine in seinem Leibelsack hatte.

Auch ein Hutmacher kam regelmäßig ins Dorf. Von ihm konnte man im Sommer die Strohhüte kaufen. Auch Filzhüte für Damen und Herren hatte er in seinem Gepäck. Paßte ein Filzhut nicht mehr richtig, so nahm der Hutmacher diesen mit und arbeitete ihn in seiner Werkstätte wieder zu einer modernen Kopfbedeckung um. Besonders die wenigen Damen im Dorf, die beim Kirchgang oder bei sonstigen wichtigen Anlässen einen Hut trugen, waren regelmäßige Kundschaften dieses sympathischen Mannes.

Hier ist abschließend noch eine Frau zu erwähnen, die viele Jahre hindurch zweimal wöchentlich mit ihren Produkten nach Werschetz fuhr und diese dort, auf dem Markt, an Stammkunden verkaufte: die alte Ebnerin. Sie hatte im Hof ihres Hauses einen kleinen Betrieb zur Milchverarbeitung. Wer von den Bauern zu viel Milch hatte, brachte diese in die „Genossenschaft“ der Frau Ebner. Es war nicht viel, was da an Milch täglich angefallen ist, weil, wie ja schon erwähnt wurde, die Milchwirtschaft im Dorf keine große Rolle spielte. Aus dem, was man ihr aber gebracht hat, machte die Frau Ebner Butter, Käse und den gesuchten Sauerrahm. Das alles konnte man dann von ihr auf dem Marktstand in Werschetz kaufen. Als ihr die Arbeit schon zu beschwerlich wurde, gab sie den kleinen Milchbetrieb an

die Frau des Merle Andreas ab. Diese führte nun das Geschäft im Sinne der alten Ebnerin weiter.

Die Wirtshäuser

Das Wirtshaus übte im Verlauf der Jahrhunderte immer eine wichtige Funktion aus. Es war nicht nur eine Stätte der Unterhaltung, der Geselligkeit und des Frohsinns, es war auch der Kommunikationspunkt schlechthin. Hier wurden Nachrichten ausgetauscht und Geschäfte abgeschlossen. Fremde, die ins Dorf kamen, fanden im Wirtshaus eine Herberge.

So war es auch in den Wirtshäusern unseres Dorfes. Es gab drei Wirtshäuser.

Als erstes ist das Muhr-Wirtshaus zu nennen. Es hatte den günstigsten Standort im Dorf. Nicht nur, daß es ganz zentral am Schnittpunkt der Hauptstraße mit der Kreuzgasse, in der sich die Schule befand, stand. Ihm gegenüber stand auch die Kirche mit dem Glockenstuhl und unmittelbar vor der Tür, der am meisten frequentierte artesische Brunnen. Es gab praktisch keinen Weg, der nicht am Muhr-Wirt vorbeiführte. Am gleichen Standort hat es schon immer ein Wirtshaus gegeben. Zu hohem Ansehen entwickelte sich das Wirtshaus unter der Inhaberschaft des Franz Dittrich. Der Dittrich-Wirt, wie er genannt wurde, war ein weit-sichtiger Wirt und hatte in seinem Angebot ein äußerst gut gepflegtes Sortiment an Getränken, und wenn ein Fremder ins Dorf kam, so konnte er aus der Küche der Wirtin auch ein gutes Essen haben. Der Dittrich-Wirt baute sein Wirtshaus auch weiter aus. Er ließ den Tanzsaal dazubauen, in dem, wie von älteren Leuten berichtet wird, wohl noch kein Holzfußboden gewesen war, in dem man aber bereits größere Veranstaltungen abhalten konnte, vor allem die sonntägige Freimusic.

Einen würdigen Nachfolger fand der Dittrich-Wirt in der Person des Karl Muhr. Er war ein Fachmann ersten Ranges. Seine Ausbildung hatte er in den angesehensten Häusern des Banates genossen. Vor allem in Betschkerek, wo er, vor seiner Übersiedlung in unser Dorf, im ersten Haus am Platz als Oberkellner tätig war. Er kam in den dreißiger Jahre in unser Dorf, wo er begann, das Dittrich-Wirtshaus zu adaptieren. Die Kegelbahn wurde renoviert und mit neuen Kugeln ausgestattet; der Tanzsaal bekam einen Holzfußboden und an dem straßenseitigen Trakt wurden einige Fremdenzimmer angebaut. Zur Zerstreung der Gäste schaffte sich Karl Muhr einen neuen Billardtisch an. Auch die Schank wurde den neuesten Erkenntnissen der Wirtshaustechnik angepaßt. In der Person seiner Ehefrau Eva stand dem Karl Muhr eine umsichtige Wirtin zur Seite, die es durch ihre Tüchtigkeit und ihr umgängliches Wesen bestens verstand, ihr Haus zu einem Gasthaus im wahrsten Sinne des Wortes zu machen. Alle großen Hochzeiten, viele Theateraufführungen, viele gelungene Kirchweihfeste und unzählige Sonntage mit Freimusic vermitteln eine wohlige Erinnerung an dieses Wirtshaus.

Nicht weniger renommirt als der Muhr-Wirt war das Gasthaus Loch. Es hatte ebenfalls einen vorzüglichen Standort in der Hauptgasse, gleich neben dem Fleischhauer Löchel und ganz in der Nähe des größten Kaufgeschäftes, dem Hirsch.

Auch dieses Haus hatte eine bewegte Vergangenheit. In ihm hatte sich die einzige jüdische Familie des Dorfes, die Familie Müller, ihr Geschäft eingerichtet. „Der alte Jud“, so wurde der Vater und Vorstand der Familie im Volksmund genannt, verfügte in seinem Haus über ein Kaufmannsgeschäft, eine Fleischerei und ein Wirtshaus. Die Familie war im Dorf angesehen und praktisch voll integriert. Auch als Staatsbürger der Monarchie hatten sich die Müllers immer wohl verhalten. Die Söhne leisteten ihren Militärdienst ab, einer ist sogar im Ersten Weltkrieg an der russischen Front gefallen, und sie waren gegenüber ärmeren Leuten immer freigiebig und hilfreich. Anscheinend tat der alte Mann zuviel des Guten, denn er machte Pleite. Das Haus mußte verkauft werden und die Familie mußte sich ein neues Domizil suchen. Gekauft hat das Haus die Familie Loch aus Groß-Gaj, die darin ihr Wirtshaus einrichtete. Der alte Loch war zwar von Beruf Maurer, nun wurde er Wirt. Bei der Übernahme des Hauses fanden auch hier verschiedene Adaptierungen statt. Im Hof wurde eine Kegelbahn errichtet, und den Gast- und Wohnräumen wurden noch einige Fremdenzimmer zugefügt. Dank des großen Hofes, der zu dem Wirtshaus gehörte, eignete sich „der Loch“ bestens für die Durchführung von Veranstaltungen mit größerem Platzbedarf. So ließ sich, um nur ein Beispiel zu nennen, ein Zirkus, wenn er ins Dorf kam, sicher beim Loch nieder. Manchmal blieben die Zirkusleute sogar über die unwirtlichen Wintermonate beim Loch, wo sie sich mit Veranstaltungen im großen Saal ihren Notgroschen verdienten. Auch die Ringelspiele, die zum Kirchweihfest ins Dorf kamen, schlugen ihre Zelte beim Loch im Hof auf. Sehr gerne kehrten auch die reisenden Kaufleute beim Loch ein. Nachdem diese gelegentlich auch schon mit einem Automobil anreisten, stand des öfteren im Hof beim Loch so ein Fahrzeug. Damals lockte ein Auto, wenn es irgendwo auftauchte, noch eine Menge Schaulustiger an. Für ein Wirtshaus sicher auch eine Attraktion, die für Gäste im Haus sorgte. Als der alte Loch starb, übernahm der Sohn Melchior das Wirtshaus. Er war ein tüchtiger Wirt, leider hatte er nicht genügend Zeit, seine Fachkenntnisse zu realisieren. Im Jahr 1943 ist er gefallen und seine Witwe Margit mußte alleine zusehen, wie sie das Wirtshaus weiterbrachte. Im Herbst 1944 hatte, wie auch das Gasthaus Muhr, dieses Haus der Familie Loch ein Ende.

Das dritte Wirtshaus gehörte der Familie Oberle. Sein Standort war ganz in der Nähe des Bahnhofes. Die Gasthausbesucher waren deshalb auch mehr die jüngeren Leute, die gerne in ihrer Freizeit zum Bahnhof gingen, um zu sehen, wer da vorbeifuhr, wer ankam, bzw. wer sich auf die Reise begab. Der Bahnhof übte eine magische Anziehungskraft auf die Jugend aus. Speziell an Sonntagen war er das Ziel des Nachmittagsspazierganges.

Die Familie Oberle ist erst relativ spät, Mitte der dreißiger Jahre, in unser Dorf zugezogen. Sie kam aus dem benachbarten Zichydorf. Das Gasthaus Oberle hatte leider nicht lange Zeit, um sich zu bewähren. Kaum war die Familie im Dorf integriert, kam auch schon das Aus. Der Vater, Stefan Oberle, starb im Lager Rudolfsnad; seine Frau sowie die Kinder zogen nach Amerika.

Es gab noch ein viertes Gasthaus. Dieses befand sich in der Kolonie. Es wurde von der Familie Andjelić betrieben. Dort kehrten aber kaum Leute aus dem deutschen Dorf ein. Dieses Haus erlangte einmal traurige Berühmtheit. In ihm geschah ein Mord. Der Wirt wurde von einem Bewohner der Kolonie mit einer Jagdflinte erschossen. Wie man damals

hörte, war das Verbrechen als Blutrache durchgeführt worden. Dieser Rechtsauffassung huldigten noch viele Bewohner der Kolonie. Der Täter wurde nach der Tat zwar verhaftet und in einem Gerichtsverfahren zu einer Kerkerstrafe verurteilt. Er kam aber nach einigen Jahren wieder frei. Anscheinend wurde von den Gerichten des Königreiches Jugoslawien die Blutrache noch als Rechtsnorm anerkannt, bzw. als Milderung bei der Urteilsfindung in Rechnung gestellt.

Musikkapellen und Vereine

Obwohl das Dorf relativ klein war, gab es doch zwei gutfunktionierende Musikkapellen. Sie benützten ausschließlich Blech-Instrumente, Trommel und Klarinette. Gespielt haben nur Männer. Im Volksmund nannte man so eine Kapelle schlicht und einfach Banda. Damit man die kleinen Klangkörper leichter unterscheiden konnte, wurden sie nach dem Familiennamen des Kapellmeisters benannt. Demzufolge gab es eine Brenner-Banda und eine Hügel-Banda. Gespielt wurde hauptsächlich bei Tanzveranstaltungen, bei Trauerzügen und bei Hochzeiten. Gelegentlich wurden die Musikanten auch zu größeren Familienfesten eingeladen.

Der Brenner-Banda gehörten folgende Männer an: Brenner Franz als Kapellmeister; dann Brenner Hans, Arnusch Hans, Bajerle Leopold, Bies Philipp, Filips Franz, Reiter Nikolaus, Wingert Adam und Zopf Hans.

In der Hügel-Banda waren folgende Männer am Werk: Hügel Josef (Jossep genannt) als Kapellmeister, dann Hügel Adam, Hügel Lorenz, Hartmann Adam, Filips Toni (Busch Toni), Busch Franz, Treib Georg (Jergl), Ölberg Hans und Storch Franz.

Neben diesen gut organisierten Blasmusikkapellen konnte man zu speziellen Anlässen auch Alleinunterhalter einladen. Zuständig war für diesen Bereich der Unterhaltung Froh Hans, er wurde einfach „der Froh Hans“ gerufen. Jedermann wußte, wenn er diesen Namen hörte, daß Musik im Spiel war. Er bildete zusammen mit Wingert Adam (Klarinette) ein Duett. Dieses konnte auch auf ein Trio erweitert werden, wenn der Auftraggeber es wünschte. In so einem Fall wurde noch der Berkowich Stefan mit seiner Gitarre oder Zither beigezogen.

Der Froh Hans betätigte sich auch als Musiklehrer. Er konnte nicht nur gut spielen, er verstand es auch, Noten zu lesen. Er beherrschte mehrere Instrumente, besondere Vorliebe hatte er jedoch für die Harmonika, mit der er auch als Alleinunterhalter auftrat. Bekam nun ein Bub oder ein Mädchen eine Harmonika geschenkt, so kam der Froh Hans ins Haus. Dort versuchte er mit unendlicher Geduld, seine Musikkenntnisse weiterzugeben.

An dieser Stelle ist noch ganz besonders der „Blinde Franz“ zu erwähnen. Er war von Geburt an blind. Mit seinen Eltern wohnte er im Haus des Brennessel-Rasierers, und, was besonders für uns Jungen der letzten Generation des Dorfes von Bedeutung war, er hatte eine

Ziehharmonika, auf der er sehr gut spielen konnte. Besonders von den gängigen Tänzen, wie Walzer, Polka und Ländler, hatte er eine beachtliche Auswahl zu bieten. In den Kriegsjahren, also von etwa 1942 bis zum Ende, durfte wegen des Ernstes der Zeit, so wurde uns gesagt, in den Wirtshäusern keine Unterhaltung abgehalten werden. Die Jugend hatte jedoch, wie überall, für solche Maßnahmen kein Verständnis, so gingen wir am Abend zum „Blinden Franz“. Er spielte im Hof des Brennessel-Hauses auf, und wir tanzten bis in die späte Nacht hinein. Wir brauchten dazu keinen mit Federweiß bestreuten Fußboden, wie das in den Gasthöfen Gewohnheit war, wir gaben uns mit einem holprigen Pflaster zufrieden. An diese Sommerabende des Jahres 1943 und vor allem 1944 werden sicher noch alle, die damals daran teilnehmen konnten, gerne denken. Auf einem Photo im Anhang ist so eine Gruppe junger Mädchen und Burschen mit dem „Blinden Franz“ zu sehen.

Noch eine Besonderheit musikalischer Natur ist hier zu erwähnen. Ein junges Mädchen, die Tochter des Muhr-Wirtes, Muhr Liesl genannt, hatte eine Zither. Auf dieser konnte sie wunderschön spielen. Sie tat das in ihrem Zimmer, einem Gästezimmer des Gasthauses ihrer Eltern. Gegen Abend konnte man die zarten Töne der Zither vernehmen. Sie waren einmal traurig, dann wieder fröhlich und ungestüm, wie gerade die Stimmung unserer jungen Musikfreundin war. Manchmal sang sie auch zu ihrem Spiel mit der Zither. Ihre Stimme war einmal voll und kräftig, dann wieder zart und lieblich. Wenn die Muhr Liesl sang und spielte, sind sogar wir Rowdys, die mehr durch Lärm und Unfug als durch Singen und Spielen auffielen, verstummt. Wir haben dann andächtig zugehört. Die Muhr Liesl lebt heute in den USA, ob sie ihre Zither noch hat?

Das Vereinsleben führte im Dorf eher ein bescheidenes Dasein. Wahrscheinlich deshalb, weil doch durch die geringe Bevölkerungszahl einer umfangreicheren Vereinstätigkeit natürliche Grenzen gesetzt waren.

Zu den ältesten Vereinen ist der Rosenkranzverein zu zählen. Er war eine kirchliche Einrichtung, die nicht nur das tägliche Gebet förderte. Auch Anschaffungen für das Bethaus und gemeinsames Auftreten bei größeren Veranstaltungen, vor allem bei Prozessionen, fielen in den Aufgabenbereich dieses Vereines. Die unterste Gliederung bildeten die Maria-Mädchen, denen ebenfalls eine wichtige Rolle zugeordnet war. Sie mußten bei allen größeren kirchlichen Veranstaltungen den Umzügen vorangehen und aus ihren Körbchen Blumenblätter auf den Weg streuen. Sie gingen bei den öffentlichen Auftritten immer einheitlich in weißen Kleidchen. Wenn sie größer wurden, meistens nach der Erstkommunion, spätestens aber nach dem Austritt aus der Schule, bildeten diese Mädchen den Kern der weiblichen Dorfjugend.

Ebenfalls auf eine lange Tradition konnte der Männergesangsverein zurückblicken. Er erreichte seine höchste Blüte, als der junge Petri Lehrer ins Dorf kam. Damals entstanden für jede Stimme handgeschriebene Liederbücher, in denen nicht nur die Texte, sondern auch die Noten für die betreffende Stimme eingetragen waren. Ältere, noch lebende Männer des Dorfes wissen zu erzählen, daß in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg der Männergesangsverein unseres Dorfes so gut war, daß er jeden Wettbewerb gewann. Solche Wettbewerbe wurden damals gerne unter den Nachbardörfern ausgetragen. Sie wurden sogar gefördert, weil die Obrigkeit im Gesangsverein ein Medium sah, mit dessen Hilfe die Mad-

jarisierung der nicht ungarischen Bevölkerung vorangetrieben werden konnte. Der Männergangsverein erlebte in den dreißiger Jahren eine neue Blüte. Damals fungierte Birg Michael (Sohn von Birg Peter) als Chorleiter. Dieser war ein besonders begnadeter, musischer Mensch. Er war bekannt als Virtuose auf dem Klavier. Leider kamen bald die politisch so unruhigen Jahre vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, sodaß diese vielversprechende Entwicklung ein Ende fand.

Als älteste Vereinigung des Dorfes ist die freiwillige Feuerwehr zu nennen. Ursprünglich als reine Schutz Einrichtung gegründet, entwickelte sich aus dieser Vereinigung bald auch ein gesellschaftlicher Zusammenschluß, dem anzugehören für jeden jungen Mann des Dorfes Ehrensache war. Der Feuerwehrverein verfügte über einige Geräte, die aus einer händisch zu betätigenden Feuerspritze mit allem Zubehör sowie etlichen Spezialwerkzeugen bestand. Brach ein Feuer aus, so wurden vor die Spritze zwei Pferde gespannt und es ging in vollem Galopp los. Das nötige Spritzwasser mußte entweder mit Eimern in die Spritze gefüllt werden oder, wenn ein Brunnen in der Nähe war, konnte auch mit einem Ansaugschlauch gearbeitet werden.

Die freiwillige Feuerwehr war sicher in der Zwischenkriegszeit am aktivsten. Als Kommandant fungierte in dieser Zeit Birg Michael (Schlosser-Mischi). Unter seiner Anleitung wurde die alte Spritze restauriert und für einen eventuellen Einsatz hergerichtet. Von den Mitgliedern der Feuerwehr wurden in dieser Zeit auch Männer aus der Kolonie eingeladen, der Feuerwehr beizutreten. Das Echo dieser Einladung war jedoch schwach; lediglich zwei Mann aus der Kolonie meldeten sich auf diese Einladung. Während der Sommermonate, also in der gefährlichen Zeit, mußte die Feuerspritze immer einsatzbereit vor dem Gemeindehaus stehen. Auch zwei Pferde standen in Bereitschaft, damit die Spritze bei Bedarf rasch an den Einsatzort gebracht werden konnte. Feueralarm wurde durch das Läuten der Glocke im Glockenstuhl ausgelöst. Größere Feuersbrünste gab es jedoch nicht im Dorf. Der spektakulärste Fall ereignete sich während des Weizendrusches in der Kolonie. Dort explodierte der Dampfkessel einer Dreschmaschine, was nicht nur zu einem riesigen Brand führte, sondern auch ein Menschenleben forderte. Der Heizer der Maschine, Benda Joschi, ein Sohn des Schmiedemeisters Benda, erlitt bei dem Unglück so schwere Verletzungen, daß er daran starb. Das Feuer konnte, dank des raschen Einsatzes der gut organisierten Feuerwehr, unter Kontrolle gebracht werden, sodaß die umliegenden Häuser und Höfe verschont blieben. Trotz des Eifers und der unermüdlichen Einsatzbereitschaft brachten es unsere Feuerwehrleute zu keiner einheitlichen Uniform. Sie hatten lediglich einheitliche Kappen, an denen man sie beim Ausrücken oder an den Sonntagen im Wirtshaus erkennen konnte.

In der Zwischenkriegszeit erlangte die Arbeit des Schwäbisch Deutschen Kulturbundes, der seinen Sitz in Neusatz (Batschka) hatte, auch in unserem Dorf einige Bedeutung. Als Repräsentanten dieses Vereines fungierte in unserem Dorf das Ehepaar Birg Georg. Alle Aktivitäten liefen über diese Familie. Die Frau, unsere Karola Neni, befaßte sich vorwiegend mit der Jugend. Es wurden Theaterstücke einstudiert und in den Wintermonaten aufgeführt, es wurden Trachten angefertigt und bei großen Trachtenfesten in Neusatz vorgeführt, und es

wurden Lehrgänge zur Fortbildung junger Landwirte vermittelt. Alles zusammen eine segensreiche und vor allem kulturell wertvolle Betätigung.

Eng mit der Tätigkeit des Kulturbundes waren auch die genossenschaftlich organisierten Hilfsorganisationen der Bauernschaft verknüpft. Von diesen gab es in unserem Dorf allerdings nur eine Einrichtung, die Agraria. Das war eine kleine Sparkasse, die ihre Dienste allen Bewohnern des Dorfes anbot. An ihrer Spitze stand ein Ausschuß, der sich aus Landwirten des Dorfes zusammensetzte. Vorstand war Birg Georg; als sein Gehilfe, gewissermaßen als Schalterbeamter, fungierte der junge Franz Wist. Es wurden kleine Darlehen vergeben, und es wurden Einzahlungen auf Sparbücher entgegengenommen.

Die segensreiche Tätigkeit des Kulturbundes wurde leider in Mitleidenschaft gezogen, als sich auch in unserem Dorf einige Bewohner, vornämlich junge Männer, der Bewegung der Erneuerer anschlossen. Es entstanden Rivalitäten, die sich in den politischen Bereich verlagerten und sich keineswegs zum Wohl der Bevölkerung auswirkten.

Spiele der Kinder und der Jugend

Spiele ist bei Kindern die Vorstufe zur ernsten Arbeit. Wir wissen aber auch aus Erfahrung, daß der erwachsene Mensch im Spiel Erholung, Entspannung und Ausgleich von der täglichen Arbeit findet. Von Spielen jeglicher Art, wie man sie in unserem Dorf kannte und liebte, soll im folgenden berichtet werden. Eins muß jedoch gleich hier am Anfang vorausgeschickt werden: Spielzeug, wie es jetzt von unseren Kindern verwendet wird oder wie es auch die Erwachsenen benutzten, gab es damals nur selten; wenn doch, dann viel einfacher, viel problemloser.

Wir spielten hauptsächlich mit dem, was die Natur um uns bot oder mit Dingen, die mit den einfachsten Werkzeugen selbst angefertigt wurden. Was die Natur in reichstem Ausmaß anzubieten hatte, war die schwere, schwarze Muttererde. Also der Boden, auf dem wir uns bewegten. Diese zähe, schwarze Erde wurde von jedem Kind früher oder später in irgendeiner Form zum Spielen herangezogen. Das wohl beliebteste Spiel mit dem Mutterboden war das Pollerloch-Spielen. Man saß dabei auf dem Boden, am besten auf den Ziegeln, mit denen die Gehsteige entlang der Häuser gepflastert waren und knetete sich einen Brocken feuchter Erde zurecht. Daraus wurde ein Würfel geformt. In diesen Würfel machte man dann mit dem Daumen ein Loch. Mit Hilfe von etwas Spucke wurde dann der Boden von dem Loch ganz dünn ausgewalkt. War alles gut vorbereitet, nahm man den Würfel in die Hand und warf ihn mit dem Loch nach unten auf den glatt gemachten Erdboden. Das führte zu einem lauten Knall. Diesen Knall nannten wir „pollern“. Daher auch die Bezeichnung Pollerloch; also ein Loch das pollert.

Mit dem Material, aus dem das Pollerloch gemacht wurde, konnte man auch ausgezeichnet „schießen“. Dazu brauchte man eine längere Weidenrute, die sich beim Herumfuchteln leicht bog und dadurch eine gewisse Federwirkung hervorrief. Ein gut durchgekneteter Patzen unserer zähen schwarzen Erde flog ziemlich weit, wenn er an der Spitze einer solchen Weidenrute befestigt und dann wie mit einer Peitsche davongeschleudert wurde. Leider landete das Geschoß allzuoft an den sauber gekalkten Hausmauern und Giebeln, wo es dann klebenblieb. Das Schießen mit den Weidenruten wurde daher von unseren Müttern, deren ganzer Stolz das sauber geweißelte Haus war, nicht gerne gesehen.

In den Sommermonaten bildete unser guter und vielgepriesener Mutterboden eine Menge Staub. Die Staubschicht auf den Fahrwegen oder auf dem Viehtrieb konnte, wenn es längere Zeit nicht regnete, bis zu zehn Zentimeter betragen. Dieser Staub war ebenfalls ein beliebtes Medium zum Spielen. Aus ihm konnte man leicht Dinge, die man täglich um sich hatte, nachbilden. Es entstanden aus diesem Staub „Heuschober“, „Strohschober“ und „Garbenschober“, die dann mit den selbst angefertigten Dreschmaschinen bearbeitet wurden. Aus dem großen Garbenschober bekam man dann einen kleineren Strohschober und einen kleineren Spreuschober; natürlich alles aus dem Staub unserer Erde. Es entstanden also Dinge, die wir beim richtigen Dreschen der Ernte abgeschaut hatten. So gesehen, verrieten unsere frühesten Spiele mit den primitivsten Mitteln schon eine gewisse Kreativität.

Ein beliebtes Spiel, das ebenfalls auf dem Erdboden abgewickelt wurde, war das Schnelzen. Meistens wurde am Rand des Pflasters (Gehsteiges) ein Schnelzloch in den Boden gegraben. Dieses hatte etwa die Ausmaße 80 x 80 Millimeter. Es mußte am oberen Rand scharfe Kanten haben, damit es zu keinem „Halbloch“ kam. Spielmedium waren Knöpfe in jeglicher Gestalt. Vom einfachen Blechknopf (Plekusch genannt) bis zum hochwertigen Mantelknopf aus Horn war alles erlaubt. In der Schnelzzeit, meistens im Frühling, hatten wir Kinder an unseren Hosenträgern eine Schnur befestigt, auf die unsere Knöpfe aufgefädelt waren. Je länger und imposanter diese Knopfschnur war, desto größer war das Ansehen als guter Schnelzer.

Aus einer Distanz von drei bis vier Metern mußte jeder Mitspieler seinen Knopf in die Nähe des Loches werfen. Wer dabei am nächsten zum Loch kam, durfte den ersten Schnelzer machen. Das ging solange, bis er das Loch einmal verfehlte, dann kam der nächste an die Reihe. Alle Knöpfe die man ins Loch brachte, gehörten einem. Im Laufe eines Nachmittags konnten auf diese Weise ziemlich viele Knöpfe den Besitzer wechseln. Wenn man keine Knöpfe mehr hatte, war man „plutsch“!

Es gab noch ein Lochspiel, dem allerdings schon die größeren Buben huldigten. Wir nannten es Kutzhalter. Ich wage zu behaupten, daß dieses unser Kutzhalter-Spiel als Vorstufe des heute ach so feinen Golfs anzusehen ist. Zum Kutzhalter benötigte man ebenfalls ein Loch im Boden. Um das Loch herum benötigte man eine größere Spielfläche, etwa den Schulhof, wie das bei uns der Fall war. Unsere „Golfschläger“ waren aus dem Holz des Akazienbaumes gefertigt. Es waren richtige Knüppel, die am unteren Ende eine Krümmung oder eine Verdickung hatten.

Der Ball war vorzüglich aus alten Fetzen, die mit einer starken Spagatschnur zu einem ballähnlichen Gebilde geknotet waren. Zum Spiel standen sich zwei Mannschaften gegenüber. Ziel jeder Mannschaft war es, den Ball so rasch wie möglich in das Loch zu bringen. Ein wildes Spiel, bei dem es häufig blaue Flecken an den Beinen gab, wenn die Knüppel nicht präzise geführt wurden. Man könnte das Kutzhalter-Spiel auch mit dem Feldhockey vergleichen.

Ein weiteres Spiel der größeren Buben war das Pulli. Auch dieses Spiel hat große Nachahmer gefunden. Es wird, wohl etwas modifiziert, vor allem in Amerika mit großer Begeisterung gespielt. Dort gibt es sogar eigene Stadien dafür. Es handelt sich um das Baseball-Spiel. Nun, wir brauchten keine Stadien dazu, aber einen Stock zum Ballschlagen. Gespielt wurde etwa folgendermaßen: Zwei Mannschaften standen sich im Abstand von 25 bis 30 Metern gegenüber. Der Ball mußte so weggeschlagen werden, daß ein Spieler von der gegnerischen Mannschaft diesen auffangen konnte. Der Ballwerfer mußte, sobald er den Ball aus der Hand ließ, loslaufen und trachten, das Spielfeld so rasch wie möglich hinter sich zu bekommen. Während seines Laufes konnte er mit dem von seinem Partner abgeschlagenen Ball, den nun ein Spieler der gegnerischen Mannschaft aufgefangen hatte, abgeschossen werden. Wurde er getroffen, mußte er ausscheiden. Gesiegt hat jene Mannschaft, die den letzten Mann im Spiel hatte.

Selbstverständlich haben wir, wie alle Kinder auf der Welt, auch „Räuber und Gendarm“ gespielt. Auch „Nachlaufen und Abklopfen“, „Blinde Kuh“ sowie „Verstecken“ wurden

gerne gespielt. Die Mädchen hatten ihre Springschnüre oder ihre Puppen, mit denen sie spielen konnten, wenn wir Buben ihnen zu wild waren. Beim Puppenspielen sangen die Mädchen: „Schlaf Kindlein, schlaf, dein Vater hüt’ die Schaf. Die Mutter hüt’ die Lämmelein, schlaf du kleines Engelein.“ Oder sie sangen: „Hutschi, hutschi Reiter, Sawel in die Seite, Geld in die Tasch’, Wein in die Flasch’, Bier in das Kriegelei und das Kind in das Wiegelein.“ Beim „Ringl-Raja-Spiel“ sangen die Mädchen: „Ringe, ringe Raja, die Katz freßt die Aja, der Hund freßt den Kuche, die Mutter wird schon fluche. Huck mer uns auf den Hollerbusch, schrei mer alle husch, husch!“

Ganz anders war es mit den Gesellschaftsspielen, bei denen sich die älteren Burschen und Mädchen vergnügten. Das geschah meistens bei der „Reih“. Da wurde gescherzt, getratscht, gesungen und es wurden Gesellschaftsspiele veranstaltet. Zum Teil waren es Pfänderspiele, zum Teil solche mit einem ernsteren Hintergrund. Sehr beliebt war das Spiel „G’falt dir dei G’sell?“ Das ging etwa folgendermaßen: In der Runde saßen die Paare. In der Mitte der Runde standen ein Mädchen und ein Bursch. Dieser hatte ein etwas eingeweichtes, fest zusammengedrehtes Handtuch bereit. Der Bursch aus der Mitte ging nun zu einem Paar und fragte dort das Mädchen: „G’falt dir dei G’sell?“ Antwortete dieses mit „Ja“, so durfte der Bursch dem Mädchen einen Kuß geben. Bei einem „Nein“ durfte sich der Bursch aus der Runde ein anderes Mädchen wünschen. Wollte nun der Bursch, dessen Mädchen verlangt wurde, dieses nicht hergeben, so gab es mit dem zusammengedrehten Handtuch Hiebe auf die Hand. Bei einem „Nein“ gab es einen Hieb, bei zwei „Nein“ zwei Hiebe usw. Wollte ein Bursch sein Mädchel nicht hergeben, so mußte er oft allerhand aushalten. Vor Hieben konnte er sich nur retten, wenn er gleich sagte: „Sie soll lafe!“

Kirchweihfahrt nach Groß-Gaj

Eine erlebte Geschichte aus der Heimat. Von dort, wo Himmel
und Erde zusammenkommen, aus dem Banat

Erzählt von Hans Loch (Jahrgang 1919)

Knöchelhoch lag noch der Sommerstaub auf unserer Dorfstraße, als im Herbst 1935 der Dewitsch-Batschi mit dem Auto vor dem Hirschgeschäft auftauchte. Als reisender Kaufmann hatte er im Auto einen großen Musterkoffer, der mit Süßigkeiten vollgestopft war, wie sie zu Weihnachten den Kindern gegeben wurden. Da gab es Salonzucker, Seidenzucker, süße Aufhänger für den Christbaum und vieles mehr. Nachdem die Bestellungen alle aufgeschrieben waren, packte unser Dewitsch-Batschi seine Sachen wieder in den großen Koffer, den ich dann zum Auto tragen mußte. Dabei merkte ich bereits, daß sich am Himmel ein mächtiges Gewitter zusammenzog. Das Autoverdeck wurde rasch zugemacht und abging die Reise in Richtung Jakob Müller bzw. Luisa. Eine mächtige Staubwolke, die sich hinter dem Auto erhob, ließ darauf schließen, daß es noch nicht regnete.

Noch ehe unser Dewitsch-Batschi seinen Krumbirezucker, Alewitschko und sonstige Raritäten an Bonbons der Luisa aufschwätzen konnte, öffnete der Himmel seine Schleusen; es regnete in Strömen. Der Wolkenbruch mit Donner und Blitz war bald vorbei. Aber, oh Schreck, der schöne Sommerstaub hatte sich im Handumdrehen in eine riesige „Bollerlochmasse“ verwandelt. Das freute wohl die Kinder, aber nicht den Dewitsch-Batschi mit seinem schönen Auto.

Wo die Not groß ist, da fehlt auch meistens Gottes Hilfe. Der Birg Vetter Friedl neben der Luisa hatte einen großen Bauernhof. Da gab es viel Platz. Zum „Glück“ lebte in dem Haus auch ein sehr unternehmungslustiger Sohn namens Fritzi. Dieser hatte die mißliche Situation des Zuckerl-Vertreters sofort erkannt. Er erschien mit zwei Pferden und schleppte das Auto in den Hof, was den Dewitsch-Batschi, der dann mit dem Zug weiterreiste, einigermaßen beruhigte.

Am darauffolgenden Tag war wieder schönes Wetter. Die „Bollerlochmasse“ wandelte sich zurück in unseren schönen Straßenstaub, was beim Fritzi Anlaß zu allerhand Kombinationen in Zusammenhang mit dem Auto im Hof gab. Denn Fritzi, der schon damals über ein Motorrad verfügte, hatte auch Ambitionen hinsichtlich des Autofahrens. Erfinderisch, wie er war, drehte er das Auto in Richtung Misthaufen, damit es bei der Probefahrt bei einem eventuellen Versagen der Bremsen weich landen würde. Das Schicksal nahm seinen Lauf. Fritzi übte tagelang mit dem Auto. Zuletzt beherrschte er diese Kunst so leidlich. Er dachte sich, jetzt könnten auch größere Unternehmungen gewagt werden.

Eines Abends erzählte er dem Heinrich Ebner und mir von seinen Autofahrkenntnissen. Dabei fragte er so nebenbei, ob wir nicht Lust auf eine Spazierfahrt hätten. Natürlich

bedurfte es dazu keiner Überredungskünste, wir waren sofort dabei. Während wir noch überlegten, wo die Reise hingehen sollte, fiel mir ein, daß ja am kommenden Sonntag in Groß-Gaj Kerwei sei. Nachdem mein Vater aus Groß-Gaj kam und wir dort mehrere Verwandte hatten, war die Kerweifahrt dorthin bald beschlossene Sache. Am Sonntag nach dem Mittagessen sollte es losgehen. Vereinbarungsgemäß sind Heinrich und ich nach dem Essen, jeder mit einem Stutzer ausgerüstet, am ausgemachten Treffpunkt vor unserem Wirtshaus gestanden. Wir hielten Ausschau nach Fritz mit dem Auto. Er kam und kam jedoch nicht. Wie wir dann später hörten, mußte Fritz warten, bis sich seine gestrenge Mutter zur „Ruhstund“ niedergelegt hatte, denn sie durfte von der geplanten Ausfahrt natürlich nichts wissen. Während Heinrich und ich immer wieder zur Straßenmitte gingen und Ausschau nach Fritz hielten, kam unser Nachbar, der Löchel Konrad, vorbei. Er kam aus dem Wirtshaus. Sein Fleisgeschäft war damals auch am Sonntag vormittag bis gegen Mittag geöffnet. Danach waren einige Schnäpse beim Loch im Wirtshaus angebracht, um den Fleisch- und Wurstgeschmack etwas zu neutralisieren. Der Vetter Konrad merkte sofort, daß da etwas los war. Er fragte daher ohne Umschweife, wozu wir die Stutzer hätten, obwohl es ja noch gar nicht kalt sei. Der Grund unserer Vorkehrungen war bald erzählt. Da hatte der Vetter Konrad keinen Hunger mehr; er beschloß mit uns und Fritz zur Kerwei zu fahren. Nachdem er als gestandener Mann und Motorradbesitzer gute Fahrpraxis haben dürfte, war uns das sehr recht. Da kam auch schon der Fritz mit dem Auto daher. Das Verdeck war zurückgeklappt, und das war gut so. Fritz kam näher und rief: „Ufspringe, ich kann net stehn bleiwe!“ Das war für uns kein Problem, da ja der Fritz mit dem Auto kaum schneller fahren konnte, als ein strammer Fußgänger gehen. Wir hopsten alle drei ins Auto und weiter ging es erhobenen Hauptes in gemächlichem Tempo in Richtung Kerwei.

In Höhe der Mühle begegnete uns die erste unerwartete Hürde. Die Bahngeleise, die etwas höher lagen, mußten übersetzt werden. Prompt blieb unser Auto stehen. Nun hieß es aussteigen und das Auto über die Geleise schieben. Dann ging es wieder etwas bergab und siehe da, der Motor sprang wieder an. Vetter Konrad hatte das Steuer übernommen und wir waren alle guter Dinge. Nachdem es bis Groß-Gaj keine Bahngeleise mehr gab, hofften wir, gut voranzukommen. Doch wir sollten uns täuschen. Die vielen Löcher in der Straße machten uns zu „Schiebern“. Bis wir in die Nähe von Gaj kamen, haben wir sehr viel gekurbelt, geschoben und geschwitzt. Einige Kilometer vor Groß-Gaj haben wir uns am artesischen Brunnen auf der Hutweide etwas frisch gemacht. Im Geiste sahen wir bereits den Kerweibaum vor uns stehen. Damit wir weiterfahren konnten, mußte wieder fest gekurbelt, angeschoben und geschwitzt werden. Endlich, nach drei Stunden, erreichten wir den Ortsrand von Groß-Gaj. Wir hatten mit dem Auto runde drei Stunden dazu gebraucht. Die Entfernung betrug 13 Kilometer.

Auf der Weiterfahrt in das Dorf sahen wir plötzlich die Kuhhalt, die gerade nach Hause getrieben wurde. Obwohl der Halter mit seiner Tschople geknallt hat, was das Zeug hergab und wir im Auto einen riesigen Krach machten, wollten die Kühe uns nicht ausweichen. Besonders der Biko war nicht gewillt, uns Platz zu machen. Sein Geschnaube und sein böser Blick zwangen uns zu einer Notbremsung. Und schon blieb das Auto stehen. Der Palawatsch war wieder perfekt.

Wir standen nun in Sichtweite des Kerweifestes mit all den vielen Leuten um den Kerweibaum. Alles kurbeln und Gas geben nützte nichts. Das Auto bewegte sich nicht vom Platz. Wir hätten es eventuell noch anschieben können, aber so eine Blamage vor den Kerweigästen wollten wir nicht.

Was tun? Der Biko war längst im Stall, und wir kurbelten noch immer ohne Erfolg. Eine Kinderschar umringte uns und fragte unentwegt, warum wir nicht weitermachten; sie hätten so gerne gesehen, wie sich so ein Wagen ohne Pferde vorwärtsbewegte. Große Buben aus Gaj kamen daher. Sie wollten das Auto anschieben. Das haben wir aber stolz abgelehnt. Da kam als Retter ein anderer junger Mann, der anscheinend mehr vom Auto verstand als wir. Er schraubte etwas am Motor herum und schon sprang dieser nach einem letzten heftigen Kurbler an. Wir sprangen alle in das Auto hinein und ab ging die Fahrt bis zum großen Wirtshaus vom Barbi Joschi, wo auch der Kerweibaum stand und alle Dorfbewohner versammelt waren. Erhobenen Hauptes stiegen wir aus und gingen in das Wirtshaus hinein. Da hörte ich im Vorbeigehen eine ältere Frau sagen: „Der Kleine da, das ist doch dem Michl seiner.“ Damit war ich gemeint. Im Nu waren wir die Sensation auf der Kerwei. Bisher war noch nie jemand mit einem Auto zur Kerwei gekommen. Wie ein Lauffeuer ging es durch den Ort: „Die Georgshausener sind mit dem Auto zur Kerwei gekommen!“ Mein Melcher-Onkel hörte auch von dem Ereignis. Er kam nachschauen und fand dabei auch mich unter den Automobilisten. Er nahm mich mit zum Abendessen.

Wir hatten vereinbart, daß wir gegen acht Uhr am Abend den Heimweg antreten wollten. Wenn dieser auch drei Stunden dauert, sagten wir uns, dann kommen wir ohnehin nicht vor Mitternacht heim. Ich hatte bei meinem Onkel gut gegessen und war wieder auf dem Weg zum Barbi-Wirtshaus, um meine Reisegefährten dort zu treffen. Da sah ich in der Dunkelheit ein Pferdegespann daherkommen. Beim näheren Hinschauen bemerkte ich, daß dieses ein Auto zog. Herje, was war da passiert? Im Wirtshaus angekommen traf ich als ersten den Fritzi, der ein ganz betroffenes Gesicht machte. Ich erfuhr bald, was passiert war. Unser Retter, der junge Mann, dem es gelungen war, das Auto wieder flott zu machen, hatte „unser“ Auto vollgeladen mit Mädchen und Burschen, um mit diesen eine Spazierfahrt ins Nachbardorf zu machen. Dort hatte aber der Motor endgültig seinen Geist aufgegeben, sodaß man die Pferde holen mußte, damit das Auto wieder zurück nach Gaj gebracht werden konnte. Zum Glück haben wir den Lefor Peter getroffen, der auch gerade in Groß-Gaj war. Dieser versprach, er wolle am nächsten Tag das Auto an seinen Pferdewagen anhängen und wieder nach Georgshausen bringen. Fritzi blieb also in Gaj. Er wollte am nächsten Tag mit Lefor Peter und dem Auto nach Hause kommen. Heinrich und ich wollten, wie abgesprochen war, um acht Uhr zurück nach Jorichhas. Der Vetter Konrad war bester Laune, er spielte gerade eine Partie Billard und wollte noch nicht ans Aufhören denken. Schließlich einigten wir uns, gegen elf Uhr loszumarschieren. Vetter Konrad meinte, er sei ja ein Motorradfahrer und er kenne daher den Weg nach Jorichhas selbst in finsterster Nacht. Wir blieben im Barbi-Wirtshaus, bis die Billardpartie aus war, dann marschierten wir los. Nach zwei Stunden Marsch hörten wir Hunde bellen und wir sahen in der Ferne auch ein Licht. Nach einigen Umwegen kamen wir schließlich gegen vier Uhr in der Früh nach Hause.

Vom Fritzi war in den darauffolgenden Tagen nichts zu sehen. Wir hörten schließlich, daß es mit dem Auto sehr schlecht stehe, daß eine größere Reparatur notwendig sei, die mindestens 10.000 Dinar kosten würde. Wir Buben sollten diese Kosten übernehmen. Das hat uns eine riesige Angst eingejagt, denn soviel Geld hatte keiner von uns, und bei dem Verdienst in unserem Dorf bestand auch keine Aussicht, daß wir je soviel Geld haben würden. Die Angst wurde immer größer, je länger wir von Fritzi nichts hörten.

Schließlich erfuhren wir, daß Fritzis Vater alles geregelt hatte. Heinrich und ich waren über die Nachricht sehr erleichtert. Wie es Fritzi ergangen war, blieb sein Geheimnis. Unserer Freundschaft hat dieses Abenteuer nichts anhaben können. Auch heute hören wir mit viel Vergnügen zu, wenn einer von uns über die mißlungene Kerweifahrt nach Groß-Gaj erzählt. Der liebe Vetter Konrad lebt leider nicht mehr.

Die einstigen deutschen Bewohner des Dorfes

Im folgenden sind alle Familien angeführt, die bis Ostern 1941 in einem der Häuser des Dorfes gewohnt haben. Die Zusammenstellung kann angesichts der fast 50 Jahre, die mittlerweile vergangen sind, keinen Anspruch auf Vollkommenheit erheben. Es gibt leider einige Familie, die ausgestorben sind oder zu denen kein Kontakt hergestellt werden konnte.

Von jeder Person ist wenigstens das Geburtsjahr angeführt, damit man feststellen kann, ob es sich um ein Kind oder eine erwachsene Person handelt. Darüberhinaus wird aufgezeigt, was mit der betreffenden Person geschehen ist, ob sie noch lebt oder ob sie bereits verstorben ist. Der Sterbeort und das Sterbejahr bzw. der jetzige Wohnort werden als nächstes angeführt.

Anhand dieser Daten kann man das Schicksal der einstigen Bewohner des Dorfes einigermaßen ersehen. Am Ende dieser Dokumentation bleibt eine leere Seite. Auf dieser können eventuell notwendige Korrekturen eingetragen werden. Auch eine kurze Chronik der eigenen Familie würde dorthin passen.

Das folgende Verzeichnis ist zusammen mit dem Dorfplan zu verwenden. Auf dem Plan, den Herold Hans zusammengestellt und Loch Hans gezeichnet hat, bekam jedes Haus eine Nummer. Diese ist mit der einstigen Hausnummer nicht identisch. Sie dient lediglich dazu, den Wohnort der einzelnen Familien zu lokalisieren. Es wurde mit dem Haus des Birg Georg (Mühle) begonnen. Dieses bekam die Nummer 1. Mit dem Haus des Dian Michael auf der Rarosch als Nummer 157 wurde geendet.

Alle Daten werden ohne Gewähr auf Richtigkeit wiedergegeben.

Haus Nr. 1

Birg Georg, geb. 1908, gestorben 1987 in Stuttgart, BRD

Birg Karola geborene Gulding, lebt in Stuttgart, BRD

Birg Ilse, geb. 1942, lebt in Böblingen, BRD

Birg Sigrid, geb. 1944, lebt als verheiratete Hainmüller in Stuttgart, BRD

Haus Nr. 1 A

Gerger Nikolaus, geb. 1902, gestorben 1989 in Rastatt, BRD

Gerger Eva geborene Barbaresko, geb. 1909, gestorben 1981 in Rastatt, BRD

Gerger Hans, geb. 1925, lebt in Ungarn

Gerger Anna, geb. 1926, gestorben 1948 in Georgshausen, Jugoslawien

Haus Nr. 1 B

Reiter Adam, geb. 1903, lebt in Pfinztal, BRD

Reiter Angela geborene Reiter, geb. 1907, lebt in Pfinztal, BRD

Reiter Susanne Adelheid, geb. 1928, lebt als verehelichte Zwetschek in Ettlingen, BRD
Reiter Käthe, geb. 1934, lebt als verehelichte Raupp in Pfinztal, BRD

Haus Nr. 2

Birg Peter, geb. 1881, gestorben 1945 im Lager Rudolfsgnad, Jugoslawien
Birg Eleonore geborene Hochstrasser, geb. 1896, gestorben 1964 in Gernsbach, BRD
Birg Anton, geb. 1909, gestorben 1944 in Tuzla, Jugoslawien
Birg Otto, geb. 1926, lebt in Gernsbach, BRD

Haus Nr. 3

Birg Wilhelm, geb. 1906, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch
Birg Anna geborene Sauer, geb. 1910, gestorben 1990 in Wörth, BRD
Birg Lenne, geb. 1932, lebt als verehelichte Nuß in Rülzheim, BRD
Birg Horst, geb. 1940, lebt in Wörth, BRD

Haus Nr. 4

Brenner Nikolaus, geb. 1893, gestorben 1956 in Diengsheim, Frankreich
Brenner Magdalena geborene Schmied, geb. 1896, gestorben 1981 in Diengsheim
Brenner Matthias, geb. 1920, gefallen 1944 in Italien

Haus Nr. 5

Birg Hans, geb. 1912, lebt in Wien

Haus Nr. 6

Birg Matthias, geb. 1900, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch
Birg Theresia geborene Bali, geb. 1900, gestorben 1979 in Rockenhausen, BRD
Birg Robert, geb. 1932, lebt in Rockenhausen, BRD

Haus Nr. 8

Faul Adam, geb. 1901, gestorben 1944 im Lazarett in Belgrad, Jugoslawien
Faul Aranka geborene Birg, geb. 1904, gestorben 1972 in Bellheim, BRD
Faul Ingrid, geb. 1936, lebt als verehelichte Pacurar in Paulis/Arad, Rumänien

Haus Nr. 8 A

Birg Anna geborene Nußbaum, geb. 1883, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad

Haus Nr. 9

Birg Georg, geb. 1909, gestorben 1968 in Neubiberg, BRD
Birg Irma geborene Zaránd, geb. 1909, lebt in Geretsried, BRD
Birg Günter, geb. 1936, lebt in Neubiberg, BRD
Birg Gerhard, geb. 1939, lebt in München, BRD

Haus Nr. 11

Bäcker Matthias, geb. 1903, gestorben 1976 in Solingen, BRD
Bäcker Elisabeth geborene Diwo, geb. 1903, gestorben 1978 in Solingen, BRD
Bäcker Anna, geb. 1925, lebt in Bittingheim, BRD
Bäcker Katharina, geb. 1928, lebt als verehelichte Sekeresch in Ulm, BRD
Bäcker Karoline, geb. 1930, gestorben 1988 in Heidenheim, BRD
Bäcker Eva, geb. 1932, lebt als verehelichte Biskan in Heidenheim, BRD
Bäcker Maria, geb. 1934, lebt als verehelichte Ceschan in Recklinghausen, BRD
Bäcker Matthias, geb. 1935, lebt in Düsseldorf, BRD

Bäcker Peter, geb. 1937, lebt in Düsseldorf, BRD

Bäcker Elisabeth, geb. 1939, lebt als verheiratete Weinz in Solingen, BRD

Haus Nr. 13

Eisler Anton, geb. 1900, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch

Eisler Anna geborene Birg, geb. 1898, gestorben 1952 in Geretsried, BRD

Eisler Wenzel, geb. 1925, lebt in Geretsried, BRD

Eisler Richard, geb. 1930, lebt in New York, USA

Haus Nr. 14

Bajerle Franz, geb. 1885, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch

Bajerle Christina geborene Niedermayer, geb. 1895, gestorben 1974 in Köln, BRD

Bajerle Magdalena, geb. 1919, gestorben 1973 als verwitwete Bajerle/Enzmann in Köln

Bajerle Leopold, geb. 1913, gestorben 1937 in Skopje, Jugoslawien

Enzmann Hans, geb. 1900, gestorben 1947 in Kadjevka, Rußland

Bajerle Anni, geb. 1937, lebt als verheiratete Heller in Köln, BRD

Haus Nr. 15

Kiefer Johann, geb. 1883, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch

Kiefer Maria geborene Tierjung, geb. 1898, gestorben 1945 im Lager Rudolfsgnad

Kiefer Elisabeth, geb. 1920, lebt als verheiratete Kreilach in Köln, BRD

Kiefer Maria, geb. 1921, lebt als verheiratete Herold in Niederkrüchten, BRD

Kiefer Katharina, geb. 1925, lebt als verheiratete Hansmann in Köln, BRD

Kiefer Anna, geb. 1934, gestorben 1945 im Lager Rudolfsgnad, Jugoslawien

Bajerle Maria, geb. 1937, lebt als verheiratete Hardt in Liplar bei Köln, BRD

Haus Nr. 17

Reiter Josef, geb. 1902, gestorben 1982 in Villingen, BRD

Reiter Katharina geborene Petrikovic, geb. 1908, lebt in Villingen, BRD

Reiter Michael, geb. 1927, lebt in Kanada

Reiter Susanne, geb. 1929, lebt als verheiratete Kutter in Villingen, BRD

Reiter Johann, geb. 1932, lebt in Villingen, BRD

Reiter Jakob, geb. 1933, lebt in Villingen, BRD

Reiter Katharina geborene Lichtfuß, geb. 1880, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad

Haus Nr. 19

Remilong Wilhelm, geb. 1893, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch

Remilong Katharina geborene Frank, geb. 1897, gestorben 1976 in Rovin, Jugoslawien

Remilong Peter, geb. 1919, gefallen 1941

Remilong Wilhelm, geb. 1923, angeblich gefallen

Remilong Johann, geb. 1925, gefallen 1943 in Bosnien

Remilong Josef, geb. 1926, gestorben 1980 in Temeschwar

Haus Nr. 20

Amon Elisabeth geborene Gulding, geb. 1885, gestorben 1969 in Wien

Haus Nr. 21

Jakob Johann, geb. 1881, gestorben 1944 in Georgshausen, Jugoslawien
Jakob Katharina geborene Awender, geb. 1888, gestorben 1978 in Köln, BRD
Jakob Theresia, geb. 1921, lebt als verhelichte Güntner in Köln, BRD

Haus Nr. 22

Treib Peter, geb. 1908, gestorben 1988 in Taufkirchen, BRD
Treib Elisabeth geborene Hartmann, geb. 1903
Treib Franz, geb. 1928, gestorben 1947, in Kadjevka, Rußland

Haus Nr. 23

Petri Stefan, geb. 1905, gestorben 1984 in Kelbert, BRD
Petri Ester, lebt angeblich in Zichydorf

Haus Nr. 24

Herold Anna, Witwe
Herold Barbara, geb. 1913, lebt als verhelichte Wachtler in Graz, Österreich

Haus Nr. 25

Muhr Karl, geb. 1900, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch
Muhr Eva, geb. 1901, lebt in Warren, USA
Muhr Karl jun., geb. 1921, lebt in den USA
Muhr Elisabeth, geb. 1926, lebt in Warren, USA

Haus Nr. 26

Heinermann Anna geborene Nußbaum, gestorben 1944 im Lager Setschanfeld

Haus Nr. 27

Sauer Michael, geb. 1908, gefallen 1944 in Mostar, Jugoslawien
Sauer Elisabeth geborene Schütz, geb. 1912, lebt in Nürtingen, BRD
Sauer Anni, geb. 1939, lebt in Nürtingen, BRD
Sauer Adele, geb. 1935, lebt als verhelichte Varga in Temeschwar, Rumänien

Haus Nr. 28

Hügel Josef, geb. 1904, gestorben 1978 in Bad Wurzach, BRD
Hügel Katharina geborene Zopf, geb. 1908, gestorben in Bad Wurzach, BRD
Hügel Maria, geb. 1927, gestorben 1957 als verhelichte Klemm in Bad Wurzach, BRD
Hügel Matthias, geb. 1929, lebt in Bad Wurzach, BRD

Haus Nr. 29

Ebner Heinrich sen., geb. 1879, gestorben 1948 im Lager Rudolfsgnad, Jugoslawien
Ebner Anna geborene Wingert, geb. 1889, gestorben in Kaiserslautern, BRD
Ebner Magdalena, geb. 1911, lebt als verhelichte Knapp in Kaiserslautern, BRD
Ebner Anna, geb. 1916, lebt als verhelichte Maitsalu in Vancouver, Kanada

Haus Nr. 30

Lefor Nikolaus, geb. 1914, lebt in Sun City, USA
Lefor Barbara, lebt in Sun City, USA
Sechs erwachsene Kinder, Angaben wurden keine gemacht

Haus Nr. 31

Brennessel Jakob, geb. 1906, gestorben 1988 in Lörach, BRD
Brennessel Franziska geborene Rindje, geb. 1909, lebt in Lörach, BRD
Brennessel Georg, geb. 1930, lebt in Lörach, BRD
Brennessel Anna, geb. 1931, lebt als verehelichte Sohl in Lörach, BRD
Wersching Franz, gestorben 1945 im Lager Rudolfsgnad, Jugoslawien

Haus Nr. 32

Müller Anton, geb. 1898, gestorben 1977 in Alt-Lec, Jugoslawien
Müller Theresia geborene Holz, geb. 1904, gestorben 1968 in Alt-Lec, Jugoslawien
Müller Traudi, geb. 1922, lebt als verehelichte Kerri in Alt-Lec, Jugoslawien
Müller Hans, geb. 1926, gefallen 1944 in Bosnien
Müller Franz, geb. 1930, lebt in Spaichingen, BRD

Haus Nr. 33

Schütz Johann, geb. 1904, gestorben 1944 in Werschetz, Jugoslawien
Schütz Susanne geborene Fochler, geb. 1904, lebt in Nürtingen, BRD
Schütz Elisabeth, geb. 1930, lebt in Nürtingen, BRD
Schütz Anni, geb. 1931, lebt als verehelichte Mangold in Nürtingen, BRD

Haus Nr. 34

Wingert Konrad, geb. 1897, gestorben 1975 in Villach, Österreich
Wingert Magdalena geborene Schütz, geb. 1900, gestorben 1975 in Villach, Österreich
Wingert Anna, geb. 1923, lebt als verehelichte Wirnsperger in Villach, Österreich

Haus Nr. 35

Merle Andreas, geb. 1913, gestorben 1969 in Obervellach, Österreich
Merle Katharina geborene Killenberg, geb. 1916, lebt in Obervellach, Österreich
Merle Richard, geb. 1941, lebt in Wien, Österreich
Merle Erwin, geb. 1942, lebt in Obervellach, Österreich

Haus Nr. 36

Ebner Jakob, geb. 1910, gestorben 1979 in Arnoldstein, Österreich
Ebner Hellen geborene Müller, geb. 1913, gestorben 1983 in Arnoldstein, Österreich
Ebner Jakob jun., geb. 1933, lebt in Klagenfurt, Österreich
Ebner Frieda, geb. 1936, lebt als verehelichte Bruck in München, BRD
Ebner Erika, geb. 1943, lebt als verehelichte Müller in Wien, Österreich

Haus Nr. 37

Borschowa Adam sen., geb. 1898, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch
Borschowa Theresia (Sarcev) geborene Kollinger, geb. 1899, gestorben 1945 im Lager
Rudolfsgnad, Jugoslawien
Borschowa (Kolinger) Jakob, geb. 1924, gestorben in England

Haus Nr. 37

Bajerle Lorenz, geb. 1904, gestorben 1969 in Hamburg, BRD
Bajerle Katharina geborene Kowatsch, geb. 1905, gestorben 1965 in Hamburg, BRD
Bajerle Magdalena, geb. 1929, lebt als verehelichte Wagenholz in Mansfeld, USA

Bajerle Adam, geb. 1931, lebt in Willowdale, Kanada
Bajerle Elisabeth, geb. 1936, lebt als verehelichte Kazmierski in Hamburg, BRD

Haus Nr. 38

Bockmüller Martin, geb. 1877, gestorben 1942 in Georgshausen
Bockmüller Anna geborene Maier, geb. 1887, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad
Bockmüller Josef, geb. 1914, gefallen 1944 in Bosnien, Jugoslawien
Bockmüller Regina, geb. 1921, lebt als verehelichte Stojanof in Hechingen, BRD
Bockmüller Jakob, geb. 1908, gestorben 1944 (vermißt)

Haus Nr. 39

Birg Georg, geb. 1887, gestorben 1944 in Georgshausen, Jugoslawien
Birg Karola geborene Iwanitzka, geb. 1899, gestorben 1990 in Heidenheim, BRD
Birg Karola, geb. 1920, lebt als verehelichte Löchel in Rio Cuarto, Argentinien
Birg Emil, geb. 1922, gestorben 1971 in Heidenheim, BRD

Haus Nr. 40

Frass Johann, geb. 1889, gestorben 1928 in Georgshausen
Frass Maria geborene Tessling, geb. 1894, gestorben 1965 in Heidenheim, BRD
Frass Michael, geb. 1913, gestorben 1966 in Nelson, Kanada
Frass Sepp, geb. 1920, gestorben 1956 in Stuttgart, BRD

Haus Nr. 42

Hügel Adam, geb. 1893, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch
Hügel Maria geborene Sachs, geb. 1901, gestorben 1966 in Gersfeld, BRD
Hügel Elisabeth, geb. 1920, lebt als verehelichte Busch in Weingarten, BRD
Hügel Katharina, geb. 1922, lebt als verehelichte Schleicher in Gersfeld, BRD
Hügel Hans, geb. 1924, gestorben 1985 in Halle, in der früheren DDR
Hügel Josef, geb. 1931, lebt in Frankfurt/M, BRD

Haus Nr. 43

Ölberg Johann, geb. 1898, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch
Ölberg Elisabeth geborene Kohl, geb. 1900, gestorben in Munderkingen, BRD
Ölberg Anton, geb. 1923, gestorben 1979 in Karlsdorf bei Bruchsal, BRD
Ölberg Hans, geb. 1932, gestorben 1986 in Ehingen, BRD
Ölberg Magdalena, geb. 1928, lebt als verehelichte Laux in Munderkingen, BRD

Haus Nr. 44

Müller Andreas, geb. 1893, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch
Müller Gertrud geborene Jakob, geb. 1895, gestorben 1977 in Menden, BRD
Müller Barbara, geb. 1914, gestorben 1982 als verehelichte Enderle in Graz, Österreich
Müller Katharina, geb. 1926, gestorben 1943 in Georgshausen
Müller Anton, geb. 1919, gestorben 1944 in Betschkerek, Jugoslawien
Müller Andreas, geb. 1932, gestorben 1980 in Menden, BRD

Haus Nr. 46

Benda Josef, geb. 1882, gestorben 1962 in Wuppertal, BRD
Benda Sofia geborene Schadt, geb. 1888, gestorben 1980 in Wuppertal, BRD
Passul Anton, geb. 1906, gestorben 1980 in Wuppertal, BRD

Passul Anna geborene Benda, geb. 1910, lebt in Wuppertal, BRD

Passul Franz, geb. 1931, gestorben 1984 in Wuppertal, BRD

Passul Josef, geb. 1933, lebt in Wuppertal, BRD

Haus Nr. 47

Jakob Franz, geb. 1910, gefallen 1944 in Jablanica, Jugoslawien

Jakob Katharina geborene Moor, geb. 1913, gestorben 1976 in Feldhausen, BRD

Jakob Anton, geb. 1933, lebt in Feldhausen, BRD

Jakob Erna, geb. 1936, lebt als verheiratete Sauter in Feldhausen, BRD

Haus Nr. 48

Froh Hans, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad, Jugoslawien

Froh Gretl, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad, Jugoslawien

Haus Nr. 49

Schütz Anton, geb. 1870, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad, Jugoslawien

Schütz Susanne geborene Jung, geb. 1875, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad

Haus Nr. 50

Birg Friedrich, geb. 1883, gestorben 1945 im Lager Rudolfsgnad, Jugoslawien

Birg Eva geborene Eberhard, geb. 1890, gestorben 1971 in Wuppertal, BRD

Birg Friedrich jun., geb. 1918, lebt in Bodensdorf, Österreich

Birg Anna geborene Müller, geb. 1916, lebt in Bodensdorf, Österreich

Birg Evelin, geb. 1939, lebt als verheiratete Rippel in Landskron, Österreich

Birg Siglinde, geb. 1942, lebt als verheiratete Leobacher in Salzburg, Österreich

Haus Nr. 51

Ebner Heinrich jun., geb. 1918, lebt in Klagenfurt, Österreich

Ebner Elisabeth geborene Müller, geb. 1920, lebt in Klagenfurt, Österreich

Ebner Ilse, geb. 1949, lebt als verheiratete Dörfler in Lieserbrücke, Österreich

Haus Nr. 52

Wingert Lorenz, geb. 1903, gestorben 1991 in Elmwood Park, USA

Wingert Irma geborene Stein, geb. 1908, gestorben 1985 in Elmwood Park, USA

Wingert Rudolf, geb. 1936, lebt in High Crest, USA

Wingert Marlene, geb. 1942, lebt als verheiratete Vladyka in Saddlebrook, USA

Haus Nr. 53

Paul Johann, geb. 1879, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad, Jugoslawien

Paul Elisabeth geborene Frass, geb. 1883, gestorben 1948 im Lager Rudolfsgnad

Paul Johann jun., geb. 1907, gestorben 1990 in Betzweiler-Wälde, BRD

Paul Barbara geborene Klas, geb. 1918, lebt in Betzweiler-Wälde, BRD

Paul Helmut, geb. 1938, lebt in Loßburg, BRD

Paul Wilfried, geb. 1953, lebt in Betzweiler-Wälde, BRD

Paul Sieglinde, geb. 1954, lebt in Sulz, BRD

Paul-Schmidt Margarethe, geb. 1907, gestorben 1977 in Kanada

Hames Nikolaus, geb. 1906, gestorben 1982 in BRD

Hammes-Kašić Katharina, geb. 1929, lebt in Jugoslawien

Hammes-Hampf Elisabeth, geb. 1931, lebt in Kanada

Haus Nr. 54

Mess Josef, geb. 1872, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad, Jugoslawien

Mess Katharina geborene Peter, geb. 1873, früh verstorben

Haus Nr. 55

Petri Karl, geb. 1880, gestorben 1944 in Georgshausen

Petri Eva geborene Krug, geb. 1879, gestorben 1945 im Lager Rudolfsgnad, Jugoslawien

Haus Nr. 56

Gerö Michael, geb. 1887, gestorben 1953 in Georgshausen

Gerö Josefina geborene Schütz, geb. 1884, gestorben 1944 in Georgshausen, Jugoslawien

Haus Nr. 57

Löchel Konrad, geb. 1901, vermißt in Dresden

Löchel Magdalena geborene Hetzel, geb. 1917, lebt in der früheren DDR

Löchel Konrad jun., geb. 1928, lebt in Reutlingen, BRD

Löchel Erich, geb. 1930, lebt in Maria Saal, Österreich

Jungert Magdalena geborene Hetzel, geb. 1876, gestorben 1952 in Belgrad, Jugoslawien

Haus Nr. 58

Loch Anna geborene Herold, geb. 1885, gestorben 1947 im Lager Rudolfsgnad

Loch Melchior, geb. 1917, gefallen 1943 in Bosnien

Loch Margit geborene Olajosch, geb. 1921, lebt in Wien, Österreich

Loch Hilde, geb. 1940, lebt als verheiratete Marik in Wien, Österreich

Loch Hans, geb. 1919, lebt in Stuttgart, BRD

Loch Elisabeth, geb. 1924, lebt als verheiratete Hermann in Pöcking, BRD

Haus Nr. 59

Friedlein Johann, geb. 1903, gestorben 1944 (vermißt)

Friedlein Gertrud geborene Holz, geb. 1901, gestorben 1969 in Alt-Lec, Jugoslawien

Friedlein Nikolaus, geb. 1928, lebt in Spaichingen, BRD

Haus Nr. 60

In diesem Haus lebte ein altes jüdisches Ehepaar namens Groß

Haus Nr. 61

Hirsch Christof, geb. 1894, gestorben 1944 im Lazarett in Ungarn

Hirsch Katharina geborene Eisler, geb. 1902, gestorben 1984 in Toronto, Kanada

Hirsch Elisabeth, geb. 1925, lebt als verheiratete Kartner in Ajax, Kanada

Hirsch Elfriede, geb. 1930, lebt als verheiratete Gutri in Toronto, Kanada

Haus Nr. 65

Faul Josef, geb. 1901, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch

Faul Magdalena geborene Amon, geb. 1904, lebt in Wien, Österreich

Faul Marianne, geb. 1926, lebt als verheiratete Kober in Wien, Österreich

Faul Cecilie, geb. 1929, lebt in Wien, Österreich

Haus Nr. 66

Benda Anton, gestorben 1945 in Sredischte, Jugoslawien

Benda Andreas, gestorben 1986 in Iserlohn, BRD

Benda Finni, lebt in Iserlohn, BRD

Haus Nr. 66

Eisler Matthias, geb. 1906, lebt in North Berge, USA
Eisler Maria geborene Oberle, geb. 1921, lebt in North Berge, USA
Eisler Ilse, geb. 1948, lebt in den USA

Haus Nr. 67

Wanya Rudolf, geb. 1912, lebt in Bad Dürkheim, BRD
Wanya Anna geborene Hirsch, geb. 1919, lebt in Bad Dürkheim, BRD

Haus Nr. 68

Illiewich Josef, geb. 1893, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch
Illiewich Klara geborene Gulding, geb. 1896, gestorben 1982 in Wien, Österreich
Illiewich Josef, geb. 1920, lebt in Gleisdorf, Österreich
Illiewich Matthias, geb. 1923, gestorben 1988 in Wien

Haus Nr. 68

Brücker Christof, geb. 1910, gefallen 1944 in Bosnien
Brücker Anna geborene Brenner, geb. 1919, lebt in Unterhaching, BRD
Brücker Hans, geb. 1937, gestorben 1942 in Georgshausen, Jugoslawien
Brücker Michael, geb. 1940, lebt in Unterhaching, BRD
Brücker Anna, geb. 1942, lebt als verehelichte Müller in Vaterstetten, BRD
Brücker Johann, geb. 1944, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad, Jugoslawien

Haus Nr. 72

Birg Adam, geb. 1892, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch
Birg Rosina geborene Hergat, geb. 1898, gestorben 1950 in Aidenbach, BRD
Birg Hedwig, geb. 1921, gestorben als verehelichte Lefor in Brussels, Kanada
Birg Helmut, geb. 1929, lebt in Ottobrunn, BRD

Haus Nr. 74

Birg Konrad, geb. 1897, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch
Birg Maria geborene Birg, geb. 1901, gestorben 1982 in Bellheim, BRD
Birg Walter, geb. 1925, lebt in Annweiler, BRD
Birg Dittmar, geb. 1929, lebt in Bellheim, BRD

Haus Nr. 75

Birg Friedrich, geb. 1891, gestorben 1936 in Georgshausen, Jugoslawien
Birg Anna geborene Waradi, geb. 1894, gestorben 1981 in Mannersdorf, Österreich
Birg Michael, geb. 1911, vermißt seit 1945
Birg Elisabeth geborene Birg, geb. 1921, lebt in Mannersdorf, Österreich
Birg Reinhold, geb. 1941, lebt in Wien, Österreich

Haus Nr. 76

Birg Josef, geb. 1909, gefallen 1943 in Kroatien
Birg Anna geborene Birg, geb. 1916, gestorben 1967 in Deta, Rumänien
Birg Trude, geb. 1934, lebt als verehelichte Mayer in Wuppertal, BRD
Birg Agathe, geb. 1935, lebt als verehelichte Buchmann in der BRD

Haus Nr. 77

Birg Michael, geb. 1900, gestorben 1945 in Georgshausen, Jugoslawien
Birg Irma geborene Hochstrasser, geb. 1901, gestorben 1978 in Stolberg, BRD
Birg Thea, geb. 1929, lebt als verehelichte Engelmann in Stolberg, BRD
Birg Alfred, geb. 1934, gestorben 1985 in Stolberg, BRD

Haus Nr. 79

Oberle Stephan, geb. 1888, gestorben 1947 im Lager Rudolfsgnad
Oberle Elisabeth geborene Stehle, geb. 1898, gestorben 1975 in den USA
Oberle Elisabeth, geb. 1923, lebt als verehelichte Seyr in den USA
Oberle Hans, geb. 1928, lebt in den USA

Haus Nr. 80

Keipl Jakob, geb. 1905, gestorben 1975 in Walldorf, BRD
Keipl Magdalena geborene Storch, geb. 1909, lebt in Walldorf, BRD
Keipl Theresia, geb. 1932, lebt als verehelichte Bayer in Iserlohn, BRD
Keipl Magdalena, geb. 1935, lebt als verehelichte Reible in Laupheim, BRD
Keipl Anton, geb. 1939, lebt in Sandhausen, BRD
Keipl Maria, geb. 1943, lebt als verehelichte Gillenberger in Haßloch, BRD

Haus Nr. 81

Deutsch Johann, geb. 1910, gestorben 1986 in Helse, BRD
Deutsch Theresia geborene Storch, geb. 1916, lebt in Walldorf, BRD
Deutsch Philipp, geb. 1934, lebt in Walldorf, BRD
Deutsch Theresia, geb. 1936, lebt als verehelichte Zirkel in Walldorf, BRD
Deutsch Lenne, geb. 1944, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad, Jugoslawien

Haus Nr. 81

Birg Nikolaus, geb. 1893, gestorben 1975 in Bad Dürkheim, BRD
Birg Rosa geborene Debert, geb. 1897, gestorben 1983 in Bad Dürkheim, BRD
Birg Rudolf, geb. 1919, gestorben 1985 in Bad Dürkheim, BRD
Birg Ernst, geb. 1920, lebt in Ebringen, BRD
Birg Adele, geb. 1921, lebt in Villingen, BRD
Birg Henrietta, geb. 1923, lebt als verehelichte Wessoly in Villingen, BRD

Haus Nr. 81A

Brenner Michael, geb. 1869, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad, Jugoslawien
Brenner Katharina geborene Brücker, geb. 1877, gestorben 1945 im Lager Setschanfeld
Brenner Anna, geb. 1929, lebt in Bergisch Gladbach, BRD
Brenner Franz, geb. 1929, lebt in Waiblingen, BRD
Brenner Adam, geb. 1931, lebt in Bergisch Gladbach, BRD

Haus Nr. 82

Holzmüller Peter, geb. 1906, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch
Holzmüller Elisabeth geborene Reusch, geb. 1908, lebt in Wegberg, BRD
Holzmüller Anna, geb. 1929, lebt als verehelichte Sedeljak in Wegberg, BRD
Holzmüller Elisabeth, geb. 1930, lebt in Wegberg, BRD

Haus Nr. 83

Bies Jakob, geb. 1900, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch
Bies Margarete geborene Herold, geb. 1901, lebt in Paderborn, BRD
Bies Traudl, geb. 1929, lebt als verheiratete Bohland in Paderborn, BRD
Bies Anna, geb. 1931, lebt als verheiratete Foydl in Weeze, BRD
Bies Jakob jun., geb. 1935, lebt in Paderborn, BRD

Haus Nr. 83

Bies Phillip, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch
Bies Amei geborene Babilon (Reiter), lebt in Zweibrücken, BRD

Haus Nr. 84

Milowan Johann, geb. 1895, gestorben 1942 in Kubin, Jugoslawien
Milowan Barbara geborene Schag, geb. 1901, gestorben 1945 im Lager Rudolfsgnad
Milowan Theresia, geb. 1922, lebt als verheiratete Salfner in Köln, BRD
Milowan Georg, geb. 1923, lebt in Köln, BRD
Milowan Josef, geb. 1926, lebt in Hamm, BRD
Milowan Johann, geb. 1929, lebt in Tamm, BRD
Milowan Michael, geb. 1933, lebt in Köln, BRD
Milowan Maria, geb. 1934, lebt als verheiratete Liebgott in Geisingen, BRD
Milowan Franz, geb. 1939, lebt in Lübbecke, BRD

Haus Nr. 85

Hirsch Peter, geb. 1884, gestorben 1963 in Grand Forks, Kanada
Hirsch Katharina geborene Prunkel, geb. 1886, gestorben 1945 im Lager Rudolfsgnad
Hirsch Peter jun., geb. 1912, gefallen 1945 in Jugoslawien
Hirsch Anna, geb. 1920, lebt als verheiratete Giesler in Parksville, Kanada
Hirsch Helga, geb. 1940, lebt als verheiratete Wilson in Kanada
Hirsch Erika, geb. 1942, lebt als verheiratete Foley in Kanada

Haus Nr. 86

Selesch Marton, geb. 1891, gestorben 1967 in Georgshausen, Jugoslawien
Selesch Anna geborene Reiter, geb. 1899, gestorben 1985 in Georgshausen, Jugoslawien
Selesch Anna, geb. 1922, lebt als verheiratete Widt in Monheim/Rheinland, BRD
Selesch Eva, geb. 1924, lebt als verheiratete Niedermayer in Böne-Nordbögge, BRD

Haus Nr. 87

Lay Adam, geb. 1909, lebt in Sierck-les Bains, Frankreich
Lay Margareta geborene Jakob, geb. 1909, lebt in Sierck-les Bains, Frankreich
Lai Adam jun., geb. 1930, lebt in Sierck-les Bains, Frankreich
Lai Anton, geb. 1941, lebt in Sierck-les Bains, Frankreich

Haus Nr. 88

Dormut Adam, geb. 1879, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad, Jugoslawien
Dormut Maria geborene Rosch, geb. 1881, gestorben 1966 in Nieder Olm, BRD
Stemper Johann, geb. 1909, gefallen 1945 in Bosnien
Stemper Katharina geborene Dormut, geb. 1915, lebt in Nieder Olm, BRD
Stemper Maria, geb. 1933, lebt in Nieder Olm, BRD

Stemper Josef, geb. 1935, gestorben 1984 in Nieder Olm
Stemper Hildegard, geb. 1943, lebt in der BRD

Haus Nr. 89

Niedermayer Peter, geb. 1904, gefallen 1943 in Kroatien
Niedermayer Elisabeth geborene Horwath, geb. 1910, lebt in Gosheim, BRD
Niedermayer Theresia, geb. 1928, lebt als verheiratete Harti in Gosheim, BRD
Niedermayer Magdalena, geb. 1933, lebt als verheiratete Hittinger in Denkingen, BRD
Niedermayer Anna geborene Bajerle, geb. 1872, gestorben 1948 in Karlsdorf, Jugoslawien

Haus Nr. 90

Bies Johann, geb. 1883, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch
Bies Anna geborene Schmidt, geb. 1890, gestorben 1970 in Bierbach, BRD
Bies Katharina, geb. 1910, lebt als verheiratete Türk in Bierbach, BRD
Bies Anton, geb. 1923, lebt in Lauterecken, BRD
Bies Nikolaus, geb. 1925, gestorben 1945 in Georgshausen, Jugoslawien

Haus Nr. 91

Herold Nikolaus, geb. 1883, gestorben 1947 im Lager Rudolfsgnad, Jugoslawien
Herold Marianne geborene Schneider, geb. 1893, gestorben 1922 in Georgshausen
Herold Franz, geb. 1920, lebt in München, BRD
Herold Katharina, geb. 1922, lebt in Trossingen, BRD

Haus Nr. 92

Wingert Eva geborene Mayer, geb. 1872, gestorben 1947 im Lager Rudolfsgnad

Haus Nr. 93

Bogner Michael, geb. 1895, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch
Bogner Elisabeth geborene Herold, geb. 1900, gestorben 1986 in Münnerstadt, BRD
Bogner Hans, geb. 1921, lebt in Roßtal, BRD
Bogner Peter, geb. 1924, gestorben 1945 im Lazarett in Neumünster, BRD
Bogner Michael jun., geb. 1930, lebt in Münnerstadt, BRD

Haus Nr. 94

Kirchner Peter, geb. 1895, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch
Kirchner Maria geborene Herold, geb. 1897, gestorben 1989 in Wilster, BRD
Kirchner Michael, geb. 1920, lebt in Wilster, BRD
Kirchner Elisabeth, geb. 1924, lebt als verheiratete Wellhöfer in Ulm, BRD
Kirchner Konrad, geb. 1923, gefallen 1944 in Bosnien

Haus Nr. 95

Gerger Johann, geb. 1905, vermisst in Lübeck
Gerger Magdalena geborene Mess, geb. 1905, gestorben 1939 in Georgshausen
Gerger Maria, geb. 1926, lebt als verheiratete Fuchs in Wehingen, BRD
Gerger Hans, geb. 1927, lebt in Balingen, BRD
Gerger Nikolaus, geb. 1932, lebt in Gensingen, BRD
Winter Katharina, geb. 1869, gestorben 1947 in Georgshausen, Jugoslawien

Mess Josef, geb. 1869, gestorben 1941 in Georgshausen, Jugoslawien
Mess Sabine geborene Jakob, geb. 1872, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad
Mess Eva, geb. 1909, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad, Jugoslawien

Haus Nr. 96

Siller Valentin, geb. 1858, gestorben 1941 in Georgshausen, Jugoslawien
Siller Kathalin geborene von Keszthely, geb. 1869, gestorben 1945 im Lager Heideschütz,
Jugoslawien

Haus Nr. 97

Arnusch Andreas, geb. 1910, lebt in Keenesburg, Col., USA
Arnusch Katharina geborene Sommer, geb. 1915, lebt in Keenesburg, Col., USA
Drei Söhne: Nikolaus, Johann und Franz leben ebenfalls in den USA
Arnusch Rosalia geborene Herold, gestorben 1968 in der BRD
Arnusch Nikolaus, geb. 1920, gefallen 1944 in Split, Jugoslawien

Haus Nr. 98

Schreiner Franz, geb. 1907, lebt in Asperg, BRD
Schreiner Katharina geborene Hirsch, geb. 1909, gestorben 1985 in Asperg, BRD
Schreiner Karl, geb. 1932, lebt in Asperg, BRD
Schreiner Franz, geb. 1943, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad, Jugoslawien

Haus Nr. 99

Awender Kaspar, geb. 1904, vermißt seit 1945 in Jugoslawien
Awender Anna geborene Wagner, geb. 1911, gestorben 1989 in Kornwestheim, BRD
Awender Theresia, geb. 1931, lebt als verheiratete Nagy in Freudental, BRD
Awender Elisabeth, geb. 1933, lebt als verheiratete Heinermann in Marbach-Hörnle, BRD
Awender Maria, geb. 1935, lebt als verheiratete Ellmer in Bissingen, BRD
Wagner Magdalena, geb. 1874, gestorben 1945 in Georgshausen

Haus Nr. 100

Wingert Andreas, geb. 1878, gestorben 1943 in Georgshausen
Wingert Anna geborene Herold, geb. 1874, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad
Wingert Andreas jun., geb. 1906;
seine Frau Wingert Gretl lebt als wiederverheiratete Bogner in der BRD

Haus Nr. 100

Arnusch Franz, geb. 1895, gestorben 1943 in Georgshausen
Arnusch Elisabeth geborene Wingert, geb. 1900, gestorben in Tuttlingen, BRD
Arnusch Peter, geb. 1919, lebt in Adelkofen, BRD
Arnusch Magdalena, geb. 1921, lebt in Magdeburg, in der früheren DDR
Arnusch Magdalena (Leni), geb. 1924, lebt in Hohenberge, in der früheren DDR
Arnusch Sepp, geb. 1926, gestorben 1987 in Schwedt a. d. Oder, in der früheren DDR
Arnusch Michael, geb. 1929, lebt in Kirchheim, in der früheren DDR
Arnusch Susanne, geb. 1931, lebt als verheiratete Knesevich in Georgshausen
Arnusch Anna, geb. 1933, lebt als verheiratete Pauli in Tuttlingen, BRD

Arnusch Edda, geb. 1934, lebt als verehelichte Heschl in Wehingen, BRD
Arnusch Barbara, geb. 1937, lebt als verehelichte Gossner in Tuttlingen, BRD

Haus Nr. 103

Armbruster Josef, geb. 1883, gestorben 1944 in Georgshausen
Armbruster Elisabeth geborene Oppermann, geb. 1883, gestorben 1946 im Lager
Rudolfsgnad, Jugoslawien
Armbruster Elisabeth, geb. 1920, lebt als verehelichte Grünwald in Stuttgart, BRD

Haus Nr. 104

Hirsch Jakob, geb. 1910, lebt in Grand Forks, Kanada
Hirsch Rosalia geborene Arnusch, geb. 1912, gestorben 1990 in Grand Forks, Kanada
Hirsch Jakob, geb. 1933, lebt in Grand Forks, Kanada
Hirsch Elisabeth, geb. 1942, lebt als verehelichte Hagbloom in Vancouver, Kanada

Haus Nr. 105

Bauer Jakob, geb. 1905, gestorben 1973 in Contz-les Bains, Frankreich
Bauer Magdalena geborene Mess, geb. 1908, gestorben 1945 im Lager Rudolfsgnad
Bauer Margareta, geb. 1934, lebt als verehelichte Zieder in St. Nikolaus, BRD
Bauer Elisabeth, geb. 1931, lebt in Gorze, Frankreich
Halmaschan Ladislaus, gestorben 1945 im Lager Rudolfsgnad, Jugoslawien
Halmaschan Magdalena, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad, Jugoslawien

Haus Nr. 106

Herold Johann, geb. 1894, gestorben 1988 in Rastatt, BRD
Herold Magdalena geborene Hirsch, geb. 1902, lebt in Rastatt, BRD
Herold Franz, geb. 1924, lebt in Rastatt, BRD
Herold Katharina, geb. 1927, lebt als verehelichte Temmer in Rastatt, BRD
Herold Elisabeth, geb. 1930, lebt als verehelichte Bohland in Rastatt, BRD

Haus Nr. 107

Grassl Franz, geb. 1911, lebt in Trossingen, BRD
Grassl Annamiedl geborene Herold, geb. 1913, lebt in Trossingen, BRD
Grassl Stefan, geb. 1938, lebt in Trossingen, BRD

Haus Nr. 108

Berkowich Stefan, geb. 1891, gestorben 1978 in Singen, BRD
Berkowich Anna geborene Biesz, geb. 1895, gestorben 1965 in Georgshausen
Berkowich Anton, geb. 1916, gestorben 1980 in Georgshausen, Jugoslawien
Berkowich Anna, geb. 1919, lebt als verehelichte Toth in Singen, BRD
Berkowich Leopold, geb. 1921, lebt in Emmerich, BRD
Berkowich Nikolaus, geb. 1921, gefallen 1944 in Jugoslawien
Berkowich Jakob, geb. 1930, gestorben 1947 in Georgshausen, Jugoslawien
Berkowich Katharina, geb. 1932, lebt als verehelichte Barschi in Singen, BRD

Haus Nr. 111

Engst Franz, geb. 1895, gestorben in Guduriza, Jugoslawien
Engst Magdalena geborene Prunkel, geb. 1888, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad

Engst Matthias, geb. 1919, gestorben 1989 in Augsburg, BRD

Engst Hans, geb. 1921, gefallen 1945 in Ostpreußen

Haus Nr. 112

Brücker Michael, gestorben 1945 in Georgshausen, Jugoslawien

Brücker Katharina geborene Jakob, geb. 1886, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad

Haus Nr. 112

Brenner Hans, geb. 1913, gestorben 1973 in München, BRD

Brenner Rosalia geborene Erndt, geb. 1915, lebt in München, BRD

Brenner Christof, geb. 1924, lebt in München, BRD

Brenner Anna, geb. 1933, lebt als verehelichte Gottesgräber in Straßberg, BRD

Brenner Katharina, geb. 1936, lebt als verehelichte Möhle in Lengede, BRD

Brenner Magdalena, geb. 1939, lebt als verehelichte Lutje in Kirchdorf, BRD

Haus Nr. 113

Bajerle Jakob, geb. 1885, gestorben 1943 in Georgshausen, Jugoslawien

Bajerle Rosalia geborene Mess, geb. 1893, gestorben 1966 in Chicago, USA

Bajerle Anna, geb. 1919, gestorben 1987 als verehelichte Korischitsch in Chicago, USA

Bajerle Georg, geb. 1915, gestorben 1977 in der BRD

Haus Nr. 114

Jakob Lorenz, geb. 1908, lebt in Frankreich

Jakob Anna geborene Hügel, lebt in Frankreich

Haus Nr. 115

Arnusch Johann, geb. 1904, gestorben 1982 in Haimburg, Österreich

Arnusch Rosalia geborene Bajerle, geb. 1909, lebt in Haimburg, Österreich

Arnusch Katharina, geb. 1927, lebt als verehelichte Wolbank in Haimburg, Österreich

Arnusch Adam, geb. 1928, lebt in Guntramsdorf, Österreich

Arnusch Theresia, geb. 1930, lebt als verehelichte Koschu in Haimburg, Österreich

Arnusch Anna, geb. 1949, lebt als verehelichte Hansche in Haimburg, Österreich

Haus Nr. 115

Storch Barbara, geb. 1886, gestorben 1959 in Walldorf, BRD

Storch Anna, geb. 1907, gestorben 1952 als verehelichte Laffler in Serbien

Storch Magdalena, geb. 1909, lebt in Walldorf, BRD

Storch Franz, geb. 1910, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch

Storch Theresia, geb. 1916, lebt als verehelichte Deutsch in Walldorf, BRD

Storch Barbara, geb. 1920, gestorben 1969 in Berlin

Haus Nr. 115A

Wenzel Josef, geb. 1882, gestorben 1939 in Georgshausen, Jugoslawien

Wenzel Elisabeth geborene Reiter, geb. 1885, gestorben 1965 in Zweibrücken, BRD

Wenzel Matthias, geb. 1915, lebt in Zweibrücken, BRD

Haus Nr. 118

Wingert Andreas, geb. 1899, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch

Wingert Anna geborene Buda, geb. 1907, lebt in Sprockhövel, BRD

Wingert Josef, geb. 1926, lebt in Sprockhövel, BRD

Wingert Jakob, geb. 1934, lebt in Hemmer, BRD

Haus Nr. 119

Busch Franz, geb. 1904, gestorben in der BRD

Busch Rosalia, lebt in Sierck-les-Bains in Frankreich

Filips Anton, geb. 1922, gefallen 1944 in Jugoslawien

Haus Nr. 120

Heinermann Barbara (Frizin), gestorben 1947 im Lager Rudolfsgnad, Jugoslawien

Heinermann Barbara (Wawi), geb. 1918, gestorben 1960 in Taufkirchen, BRD

Haus Nr.120

Seger Johann, geb. 1913, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch

Wenzel Maria, geb. 1911, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad

Wenzel Theresia, geb. 1933, lebt in Skopje, Jugoslawien

Wenzel Anna, geb. 1934, gestorben 1945 im Lager Rudolfsgnad

Wenzel Lenka, geb. 1937, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad

Wenzel Philipp, geb. 1938, lebt in Oberteuringen, BRD

Wenzel Maria, geb. 1939, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad

Wenzel Jakob, geb. 1941, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad

Wenzel Franz, geb. 1943, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad

Haus Nr. 120

Reiter Josef, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad, Jugoslawien

Reiter Elisabeth geborene Ölberg

Die Familie hatte vier Kinder: Reiter Rosalia, Anna, Magdalena und Theresia

Haus Nr. 121

Hirsch Anna geborene Dian, geb. 1886, gestorben 1955 in Una, BRD

Hirsch Heinrich, geb. 1912, gestorben 1987 in England

Hirsch Magdalena, geb. 1925, lebt als verehelichte Prommer in den USA

Haus Nr. 122

Wüst Michael, geb. 1894, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch

Wüst Anna geborene Fochler, geb. 1895, gestorben 1975 in Wien, Österreich

Wist Franz, geb. 1920, lebt in Bergisch Gladbach, BRD

Wüst Elisabeth, geb. 1921, lebt als verehelichte Widl in Wien, Österreich

Wüst Josef, geb. 1925, lebt in Lintsching, Österreich

Haus Nr. 123

Paul Matthias, geb. 1904, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch

Paul Juliane geborene Löchel, geb. 1910, lebt in Balingen, BRD

Haus Nr. 124

Filips Franz, geb. 1892, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch

Filips Anna geborene Renner, geb. 1901, gestorben 1945 im Lager Rudolfsgnad

Filips Rosalia, geb. 1923, lebt als verheiratete Jerhoff in Köln, BRD
Filips Anna, geb. 1925, lebt als verheiratete Söntgen in Bornheim, BRD
Filips Elisabeth, geb. 1926, lebt als verheiratete Brzank in Lülldorf, BRD
Mess Regina, geb. 1920, gestorben 1985 in Köln, BRD
Mess Josef, geb. 1924, lebt in Köln, BRD
Mess Katharina, geb. 1929, lebt als verheiratete Neu in Köln, BRD

Haus Nr. 125

Merle Barbara geborene Wingert, geb. 1892, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad
Merle Fritz, geb. 1915, gestorben 1944 in Rußland

Haus Nr. 126

Bies Jakob, geb. 1894, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch
Bies Theresia geborene Tell, geb. 1897, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad
Lach-Bies Fillip, geb. 1926, lebt in Neumünster, BRD
Bies Anna, geb. 1928, lebt als verheiratete Keller in Stockstadt, BRD
Bies Josef, geb. 1933, lebt in Weißkirchen, Jugoslawien
Bies Josef, geb. 1871, gestorben 1939 in Georgshausen
Bies Maria geborene Tasch, geb. 1872, gestorben 1945 im Lager Rudolfsgnad

Haus Nr. 127

Niedermayer Johann, geb. 1889, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch
Niedermayer Maria geborene Wertenbach, geb. 1902, lebt in Wegberg, BRD
Niedermayer Stefan, geb. 1920, lebt in Böne-Nordböge, BRD
Niedermayer Magdalena, geb. 1923, lebt als verheiratete Bajerle in Wegberg, BRD
Niedermayer Anna, geb. 1929, lebt als verheiratete Becker in Duisburg, BRD

Haus Nr. 128

Bajerle Leopold, geb. 1892, gestorben 1952 in Georgshausen
Bajerle Anna geborene Kripens, geb. 1895, gestorben 1970 in Peine, BRD

Haus Nr. 129

Peter (Brenner) Franz, geb. 1892, gestorben 1955 in Georgshausen
Peter Regina geborene Jakob, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad
Sie hatten 2 Söhne: Peter ist in Georgshausen gestorben und Sepp ist in Belgrad tödlich
verunglückt

Haus Nr. 130

Mess Georg, geb. 1871, gestorben 1954 in Georgshausen
Mess Rizzi geborene Reiter, geb. 1872, gestorben 1947 in Georgshausen
Mess Rosalia, geb. 1920, lebt als verheiratete Reinecke in Springe, BRD
Borschowa (Sarcev) Adam, geb. 1920, gestorben 1950 in Werschetz
Borschowa (Sarcev) Apollonia geborene Mess, geb. 1925, lebt als wiederverheiratete
Marinkov in Reinstetten, BRD
Sarcev Brigitte, lebt als verheiratete Falkenstein in Reinstetten, BRD
Sarcev Walter, geb. 1944, lebt in Karlsruhe, BRD

Sarcev Eva, geb. 1944, lebt als verheiratete Rakovic in Reinstetten, BRD

Haus Nr. 132

Reiter Franz und Frau Amei sowie vier Kinder:

Franz, Johann, Heinrich und Maria; weitere Daten fehlen

Haus Nr. 133

Winter Johann und Winter Maria geborene Jakob;

sie hatten einen Sohn Nikolaus, gefallen; eine Tochter Eva, lebt in den USA

Zu dieser Familie gehören auch die Stiefsöhne von Winter Johann: Jakob Adam,
Jakob Jakob und Jakob Peter

Haus Nr. 134

Kirchner Konrad, geb. 1889, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch

Kirchner Apollonia geborene Domann, geb. 1896, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad

Kirchner Peter, geb. 1920, lebt in Herzogenaurach, BRD

Kirchner Susanne, geb. 1926, lebt als verheiratete Besold in Amberg, BRD

Haus Nr. 135

Reiter Nikolaus, geb. 1912, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch

Reiter Anna geborene Armbruster, geb. 1913, lebt in Heideschütz, Jugoslawien

Reiter Elisabeth, geb. 1935, lebt in Heideschütz, Jugoslawien

Reiter Theresia, geb. 1940, lebt als verheiratete Nedelko in Georgshausen

Reiter Stefan, geb. 1942, lebt in Georgshausen, Jugoslawien

Haus Nr. 136

Hügel Josef, geb. 1885, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch

Hügel Katharina geborene Schlossel, geb. 1881, gestorben 1958 in Bad Wurzach, BRD

Haus Nr. 138

Brenner Peter, geb. 1895, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch

Brenner Elisabeth geborene Bies, geb. 1892, gestorben in Amerika

Das Ehepaar hatte vier Kinder: Peter, Magdalena, Elisabeth und Maria

Haus Nr. 139

Kirchner Kaspar, geb. 1887, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch

Kirchner Magdalena geborene Herold, geb. 1892, gestorben 1986 in Ulm/D., BRD

Kirchner Peter, geb. 1914, gestorben 1988 in Ulm/D., BRD

Kirchner Magdalena, geb. 1920, lebt als verheiratete Kowatsch in Ulm/D., BRD

Haus Nr. 140

Siller Georg, geb. 1890, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch

Siller Susanne geborene Frank, geb. 1898, gestorben 1932 in Georgshausen

Siller Magdalena, geb. 1922, lebt in Mannheim, BRD

Siller Barbara, geb. 1924, lebt als verheiratete Schulze in Falkenberg, in der früheren DDR

Siller Konrad, geb. 1926, gestorben 1977 in England

Siller Johann, geb. 1928, lebt in Köln, BRD

Haus Nr. 141

Hirsch Johann, geb. 1907, gestorben 1943 im Lazarett in Belgrad
Hirsch Theresia geborene Merle, geb. 1911, gestorben 1987 in Penticton, Kanada H i r s c h
Peter, geb. 1937, lebt in Penticton, Kanada
Hirsch Magdalena, geb. 1934, gestorben 1945 im Lager Setschanfeld, Jugoslawien
Haus Nr. 143
Jakob Adam, geb. 1910, lebt in Taufkirchen, BRD
Jakob Elisabeth geborene Treib, geb. 1914, lebt in Taufkirchen, BRD
Jakob Katharina, geb. 1937, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad
Jakob Nikolaus, geb. 1934, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad
Jakob Eva, geb. 1938, lebt als verehelichte Paulick in Moosen, BRD
Jakob Elisabeth, geb. 1940, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad
Schag Sebastian, geb. 1898, gestorben 1945 im Lager Setschanfeld, Jugoslawien
Treib Nikolaus, geb. 1924, gestorben 1989 in Villingen, BRD
Haus Nr. 145
Moor Anton, geb. 1910, gestorben 1987 in den USA
Moor Magdalena geborene Rieß, geb. 1914, lebt in den USA
Moor Richard, geb. 1938, lebt in Prospect Heights, USA
Moor Manfred, geb. 1941, lebt in den USA
Haus Nr. 146
Moor Heinrich, geb. 1881, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch
Moor Gretl geborene Siller, geb. 1885, gestorben 1960 in Feldhausen, BRD
Haus Nr. 147
Lefor Nikolaus, geb. 1888, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch
Lefor Elisabeth geborene Dian, geb. 1892, gestorben 1981 in Altötting, BRD
Lefor Peter, geb. 1916, lebt in Brussels, Kanada
Lefor Barbara geborene Stumper, geb. 1922, gestorben 1947 im Lager Rudolfsgnad
Lefor Hermann, geb. 1941 lebt in Kitchener, Kanada
Haus Nr. 148
Krämer Jakob, geb. 1880, gestorben 1954 in Modosch, Jugoslawien
Krämer Anna geborene Schalmayer, geb. 1885, gestorben 1960 in Haigerloch, BRD
Krämer Anna, geb. 1909, gestorben 1983 als verehelichte Pollinger in Haigerloch, BRD
Haus Nr. 151
Halmaschan Todor und Halmaschan Margarethe; sie starben im Lager Rudolfsgnad
Seim Peter, geb. 1918, gefallen 1944 in Bosnien
Haus Nr. 152
Heim Arnold, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch
In diesem Haus lebte auch Schwarzsepp Anna als Wirtschafterin
Haus Nr. 153
Birg Franz, geb. 1910, lebt in Karlsfeld, BRD
Birg Grozda geborene Vujitsch, geb. 1912, lebt in Belgrad
Birg Erwin Johann (Slobodan), geb. 1940, lebt in München
Haus Nr. 153A

Wingert Adam, geb. 1902, gestorben 1947 in Rußland
Wingert Barbara geborene Brenner, geb. 1905, gestorben 1946 im Lager Rudolfsgnad
Wingert Anna, geb. 1927, lebt als verheiratete Schiefer in Mödling, Österreich
Wingert Johann, geb. 1929, lebt in Guntramsdorf, Österreich
Wingert Andreas, geb. 1933, lebt in Guntramsdorf, Österreich
Wingert Michael, geb. 1935, lebt in Wien, Österreich

Haus Nr. 154

Deutsch Philipp, geb. 1890, gestorben 1958 in Bergisch Gladbach, BRD
Deutsch Katharina geborene Bajerle, geb. 1892, gestorben 1970 in Bergisch Gladbach
Deutsch Matthias, geb. 1914, gestorben 1964 in Wien, Österreich
Deutsch Barbara, geb. 1911, lebt als verheiratete Scheirich in Peine, BRD
Deutsch Regina, geb. 1920, lebt als verheiratete Falk in Mühlheim/Ruhr, BRD
Deutsch Filipp, geb. 1932, gestorben 1989 in Bergisch Gladbach, BRD

Haus Nr. 155

Müller Peter, geb. 1887, gestorben 1954 in Klagenfurt, Österreich
Müller Magdalena geborene Schmöhl, geb. 1891, gestorben 1973 in Klagenfurt
Müller Lorenz, geb. 1911, lebt in Kitchener, Kanada
Müller Maria geborene Lefor, geb. 1918, lebt in Kitchener, Kanada
Müller Peter jun., geb. 1938, lebt in Kitchener, Kanada
Müller Hilde, geb. 1942, lebt als verheiratete Baninger in Bramton, Kanada

Haus Nr. 156

Almazan Anna, geb. 1902, gestorben 1990 in Ofterdingen
Almazan Johann, geb. 1935, lebt in Mossingen, BRD

Haus Nr. 157

Dian Michael, geb. 1901, gestorben 1944 in Werschetz, Lager Stojkowitsch
Dian Elisabeth geborene Kappel, geb. 1912, gestorben 1986 in Stolberg, BRD
Dian Maria, geb. 1935, lebt als verheiratete Birg in Stolberg, BRD
Dian Bernhard, geb. 1929, lebt in Kapfenberg-Hafendorf, Österreich
Dian Heinrich, geb. 1931, lebt in Schwerte, BRD

Persönliche Anmerkungen über die eigene Familie

(Ergänzungen, Korrekturen sowie Neueintragen von Familienmitgliedern, die nach 1944 geboren wurden)

Wörter aus unserer Mundart

Adje	Gruß beim Weggehen		Dorf gehörten
Alewitschko	Türkischer Honig	Hutschl	Fohlen
Agrasl	Stachelbeeren	Jangl	Herrenrock
Aldemarsch	Umtrunk nach	Katsch	Ente
	Geschäftsabschluß	Kehlhas	Hauskaninchen
Ambr	Eimer	Kerschtl	resche Brotrinde
Anfreme	Maßarbeit bestellen	kerschtlich	angebraten
Azl	Elster	Kerwe	Germ, Hefe
allirit	immer wieder	Klaks	Kinderspielzeug
anri	andere		aus ausgehöhltem
arweide	arbeiten		Holunderstock
Bartlmee	Fäulnis in einer Frucht	Kraak	Krähe
Batschi	Onkel	Kritsch	Hamster
Biko	Stier	Kokosch	Hahn
Bizikl	Fahrrad	Kornik	Feldhüter
Betjar	Taugenichts	Korscht	Brotrinde
Budji	Damenunterhose	Kupfer	Koffer
Bunda	Pelzmantel aus	Kules	Kalesche
	Schaffellen, lang	Krumbire	Kartoffel
drhemm	Zuhause	Latr	Leiter
Eech	Egge	Lambl	Lamm
ender	eher, früher	lapich	formlos (Hut)
Fertr	Schürze	Laprot	Laib Brot
fexe	ernten	Lawor	Waschschüssel
Fischkal	Rechtsanwalt	Leiwł	Weste
Fitschefeil	Pfeil und Bogen	letz	das Innere außen
Fratschler	Marktfahrer		(beim Hemd)
Gatjehos	Unterhose des Mannes	Logl	Wasserfäßchen zum
ginn	gegeben		Mitnehmen aufs Feld
Gwetsche	Zwetschken	maje gehn	auf Besuch gehen
Gfret	Mühsal	markiere	etwas vortäuschen
Hältler	um die Hälfte	Mentsch	Freundin, Geliebte,
	arbeitender Bauer		auch Dienstmädchen
Halbscheid	Hälfte	Minnich	Wallach
Haldr	Hirte für Kühe		(kastrierter Hengst)
	und Schweine	Mitschl	kleiner Brotlaib
Hingl	Huhn	Mulder	Waschtrog,
Hotar	Felder, die zum		auch Backmulder

	zum Brotbacken	Schapodl	Rüschen am Rock der Frau
Modr	Mutter	Saaf	Seife
Neni	Tante	Schammel	Hocker (nieder)
Paam	Baum	seicht	nicht tief
Packschiß	Schaufel zum Brotein- schießen (in den Ofen)	Scherwl	Nachttopf
Patschker	Opanken	Schnackl	Kinn
Paprikasch	Gulasch	Schlappe	Pantoffel
Paradeis	Tomaten	Schlut	Männerhose
Peer	Eber	Schnappmesser ..	Taschenmesser
piple	trinken (zu viel Alkohol)	Stazi	Stationschef
Pessl	Anrede für Frau	stutzich	bockig
Pipatsch	wilder Mohn	Schnelzloch	Loch im Boden für Knopfspiel
plakich	kahlgeschoren	Schnepskapp	Schirmmütze
Plodr	Blase des Schweines (fällt beim Schlachten an)	schpauze	spucken
Phanzweh	Bauchweh	Schreipichl	Geldbörse
Pluch	Pflug	Schweindl	Ferkel
Pollerloch	Spiel mit feuchtem Erdklumpen	staliere	tadeln
Porscht	Geliebter, Freund	Tachtropp	Dachtraufe
Pojgl	Truthahn	Taich	Teig
Pratschkei	Schleuder	Teppl	Heferl
Presem	weiches Inneres eines Brotlaibes	Tepsi	Kuchenblech mit höherem Rand
Prummer	Spielzeug aus dem Knochen eines Schweinshaxen	Trutschl	leichtfertiges Mädchen
Prewet	Abort	Tochtermann	Schwiegersohn
Raatz	Serbe	Tschakan	Spazierstock
Racki	Branntwein	tumme	sich beeilen
raß	ranzig	Tutlkruch	Tonkrug mit Nippel zum Trinken
Rampasch	Sturm, unvergorener Traubensaft	Umorke	Gurken
Ratz	Ratte	Ulakr	Taschenfeitl, federloses Taschenmesser
Reindl	kleines Kochgeschirr	verstawrt	davongejagt
Rein	großes Kochgeschirr	Vetter	Onkel, allgemeine Anrede für Mann
Riwisle	Johannisbeeren, Ribisel	Vorphalt	Ausgedinge beim Bauern
Ritt	Rüde, männlicher Hund	Waan	Wagen
		Wooch	Waage
		Wallach	Rumäne
		wackrich	wach

wacklich nicht fest, beweglich

Weidling größerer Behälter in
der Küche

Worscht Wurst

Zaug weiblicher Hund

Zeger Einkaufstasche

Zichtl weibliches Schwein,
Jungschwein

zeidich reif

Literaturverzeichnis

Zur Erstellung der vorliegenden Arbeit wurden die im folgenden angeführten, bereits veröffentlichten Publikationen herangezogen. Sie dienten vornämlich als Hintergrundinformation, zum Teil wurde daraus auch zitiert.

- Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa, Band V*
(Das Schicksal der Deutschen in Jugoslawien)
Herausgegeben vom Bundesministerium für Vertriebene, Bonn;
Deutscher Taschenbuch Verlag, München (Reprint)
- Johann Wüsch *Beiträge zur Geschichte der Deutschen in Jugoslawien*
Jugoslawien und das Dritte Reich, Seewald Verlag, Stuttgart, 1969
- Sepp Janko *Weg und Ende der deutschen Volksgruppe in Jugoslawien*,
Leopold Stocker Verlag, Graz, 1982
- Josef Beer *Donauschwäbische Zeitgeschichte aus erster Hand*,
Donauschwäbische Kulturstiftung, München, 1987
- Adam Berenz *Weitblick eines Donauschwaben*, 1968
- Schwicker *Geschichte des Temescher Banats*, Pest 1872
- Johann Achzehner *Geschichte der Gemeinde Zichydorf*, Selbstverlag des Verfassers, 1975
- Peter Hetzel *Unserer Heimatgemeinde Heideschütz zum Gedenken*,
Verlag Eninger Heimatbote, 1983
- Helmut Frisch *Werschetz – Kommunale Entwicklung und deutsches Leben*
der Banater Wein- und Schulstadt, Wien 1982
- H. Hantsch *Die Geschichte Österreichs*, Wien-Graz 1950
- Josef Senz *Geschichte der Donauschwaben*, Salzburg 1955
- Michael Lehmann *Ruf im Sturm*, Wien 1967
- Wendelin Gruber *In den Fängen des roten Drachen*, Miriam Verlag, 1986, D-7893 Jestetten
- Deportation, Flucht und Vertreibung – Ein Rückblick nach 40 Jahren*
Herausgegeben vom Bayrischen Staatsministerium
für Arbeit und Sozialordnung, München 1985

Die Heimat im Bild

Was bisher mit Worten beschrieben wurde, soll nun noch durch die Aussagekraft des Bildes ergänzt werden. Aus etwas über 300 Fotos, die von ehemaligen Bewohnern des Dorfes zur Verfügung gestellt wurden, konnten 128 ausgewählt und auf den folgenden Seiten wiedergegeben werden. Von der Qualität her sind nicht alle Bilder gut, sie sind ja auch schon über 45 Jahre alt. Manche dieser Bilder haben auch, wie die Menschen, denen sie gehören, eine bewegte Vergangenheit. Ein Beispiel: Das Foto, auf dem uns Nikolaus Herold (der Vetter Klos) entgegenblickt, wurde von der Tochter Kathi in Rußland, im Schuh versteckt, aufbewahrt. Könnte das Bild sprechen, würden wir all das Elend, das in der Zwangsdeportation durchgemacht wurde, geschildert bekommen. Manche Bilder, wie zum Beispiel das Foto von unserem Gotteshaus, konnte nicht mehr für eine Wiedergabe aufbereitet werden. In dankenswerter Weise hat unser Landsmann Heinz Birg davon eine vorzüglich gelungene Federzeichnung angefertigt. Dadurch konnte nun die Erinnerung an unser einstiges Gotteshaus, in dem wir alle getauft wurden, wach gehalten werden. Auch unsere Eltern haben darin geheiratet, und für unsere Vorfahren war dieses Gotteshaus letzte Station auf ihrem Weg in die Ewigkeit. Jetzt gibt es dieses Haus nicht mehr. Es wurde von den Serben abgerissen!

So, wie in den zwei vorhin geschilderten Fällen, könnte man über fast jedes der Bilder eine Geschichte erzählen. Es handelt sich also um wertvolle Bilder, und als solche sind sie auch zu betrachten. Sie erzählen nicht nur von unserer einstigen Heimat, sie haben alle auch eine eigene Geschichte.

Teilansicht des Dorfes,
aufgenommen von der
Spitze des Schornsteins
eines Ziegelofens;
im Vordergrund das
Haus des Birg
Friedrich, dahinter die
Villa und der Hof des
Birg Konrad und im
Hintergrund das
Anwesen des
Birg Adam





Magdalena Jungert (*1876, †1952)

Diese Frau, sie war eine geborene Hetzel und sie stammte aus dem Nachbardorf Heideschütz, war seit ihrer Jugend, als sie von einem Angestellten der Eisenbahnverwaltung geheiratet und in unser Dorf gebracht wurde, hochangesehen; sie war von Beruf Hebamme. Sie verhalf drei Generationen des Dorfes bei ihrem Eintritt ins Leben. Ohne die Jungertin, wie sie allseits im Dorf genannt wurde, wäre das Leben in der kleinen Ansiedlung viel komplizierter gewesen. Sie verstand ihren Beruf in allen seinen Feinheiten, und sie gab den jungen Frauen, die guter Hoffnung waren, Sicherheit und Zuversicht. Das war nicht immer leicht, wenn man bedenkt, daß die Kinder alle im Elternhaus auf die Welt kamen. Es gab zu keiner Zeit im Dorf einen Arzt. Auf die Jungertin mußte also immer Verlaß sein. Und es war auch immer Verlaß auf sie; sie stand rund um die Uhr bereit. Die schwere Zeit der Verfolgung hat unsere Jungertin überlebt. Sie fand Zuflucht bei Verwandten in Belgrad, wo sie 1952 starb.



Karl Petri (*1880, †1944)

Er kam um die Jahrhundertwende ins Dorf. Als junger Lehrer erkannte er bald, daß die Zeit reif war für Aktivitäten, die über die tägliche, schwere Arbeit der Menschen hinausging. Fast gleichzeitig mit dem Petri Lehrer kam auch eine junge Lehrerin ins Dorf. Es dauerte nicht lange, und aus den zwei jungen Menschen wurde ein Ehepaar. Die nun folgenden 40 Jahre sind im Dorf ohne dieses Ehepaar Petri nicht denkbar. Sie brachten schon unseren Eltern und dann auch uns das Lesen und das Schreiben bei. Ihnen ist zu verdanken, daß bald ein Bet- und ein Schulhaus gebaut wurden. Sie sorgten auch dafür, daß neben den schulischen Aktivitäten noch anderes im Dorf geschah. Ein Beispiel: Der Männergesangsverein, in dem sich unsere Väter unter der Chorleitung des Petri Lehrer bemühten, dem harten Leben im Dorf auch schönere Seiten abzugewinnen. Lehrer Petri war, neben vielem anderem, auch ein Sprachgenie. Er hatte im Nu die fremden Sprachen in Wort und Schrift erlernt, sodaß es ihm gelang, auftretende Spannungen unter der verschiedensprachigen Bevölkerung abzubauen. Sein Ende war tragisch. Er wurde von einem seiner serbischen Schüler 1944 erschlagen.



Das Dorf und seine Umgebung – Ausschnitt aus einer im Jahr 1933 angefertigten Karte im Maßstab 1 : 100.000 (1 cm = 1 km)

Karola Birg (*1899, †1990)

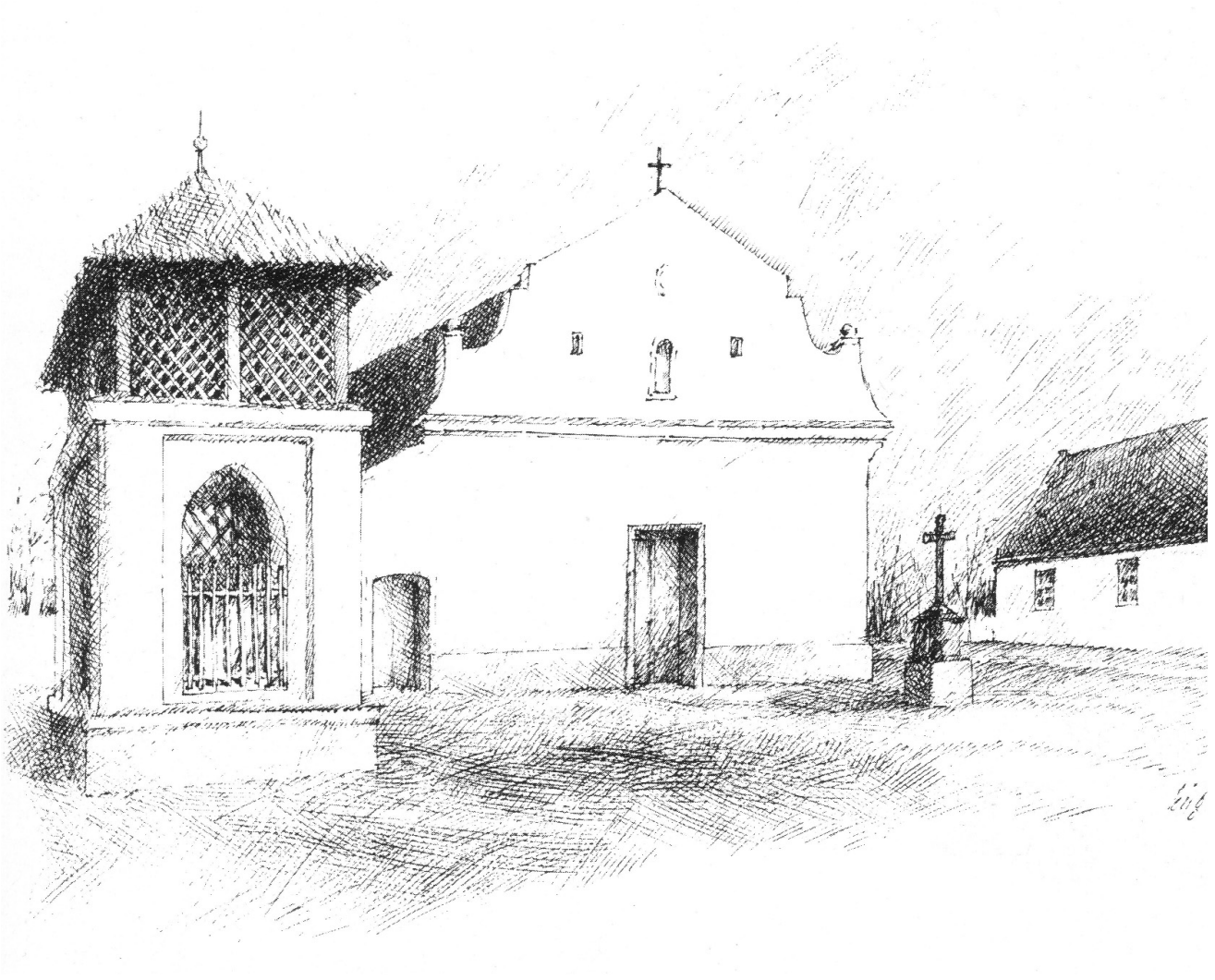
Diese edle, selbstlose Frau stammte aus Karlsdorf, von wo sie von Georg Birg als Ehefrau in unser Dorf gebracht wurde. Vom ersten Tag an war sie für das Leben im Dorf in vieler Hinsicht ein Vorbild und die Triebkraft für vielfältiges, kulturelles Tun. Sie begann damit, daß sie in den Wintermonaten mit den Burschen und Mädchen einfache Theaterstücke einstudierte, die dann auch aufgeführt wurden. Im Saal eines der Wirtshäuser wurde fleißig geprobt, bis alle Rollen einstudiert waren. Die Karola Neni, wie sie liebevoll genannt wurde, stand als Hausfrau einem angesehenen, großen Haus vor. Bei ihr kehrten alle hochgestellten Personen, die ins Dorf kamen, ein. Sogar der Bischof, wenn er auf Visitation und zur Firmung der Jugend ins Dorf kam. Auch im kirchlichen Leben spielte die Karola Neni eine herausragende Rolle. Sie konnte das Harmonium spielen, und sie kannte alle Kirchenlieder. Ihr war auch zu verdanken, daß des öfteren Missionare kamen und einen Monat hindurch für ein intensives religiöses Leben im Dorf sorgten. Ihr Leben war nicht leicht. Zuletzt machte sie alle Verfolgungen mit. Sie verlor, wie viele Frauen des Dorfes, den Ehemann, und sie mußte die Heimat fluchtartig verlassen. Sie starb 91jährig in Heidenheim.



Nikolaus Herold (*1883, †1947)

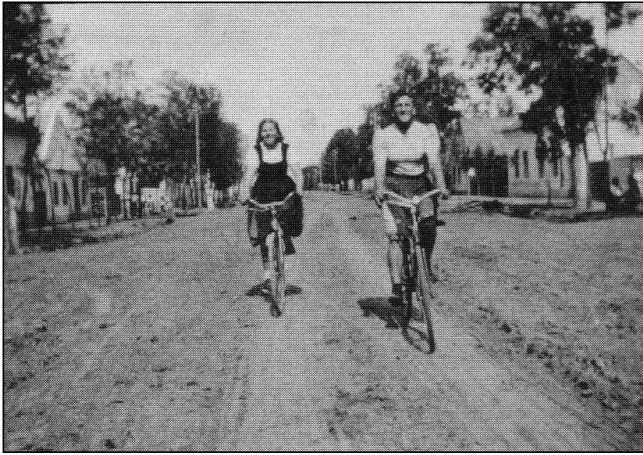
Mit dem Namen dieses Mannes sind viele Erinnerungen an die Heimat verbunden. Er hatte kein leichtes Leben auf dieser Erde. Früh verstarb ihm die Ehefrau bei der Geburt des vierten Kindes, sodaß er zusehen mußte, wie er mit den Kindern durchkam. Man muß vorweg feststellen, daß er es geschafft hat. Alle vier Kinder wurden groß, und sie haben sich in schwerer Zeit bewährt. Sie wurden anständige, fleißige Menschen. Trotz des harten Schicksals hat es dieser Mann verstanden, sein Leben so einzurichten, daß daraus ein gottgefälliges Leben wurde. Unzählige Stunden seines Lebens widmete er dem Dienst an der Kirche. Er gestaltete den Gottesdienst, wenn kein Pfarrer vorhanden war. Er hielt in seinem Haus Singstunden für die Jugend ab, und er betätigte sich als Vorbeter bei den Prozessionen. Wenn es sein mußte, so sprach er auch die Gebete, wenn ein Mitbürger auf seinem letzten Weg zum Friedhof war. Das Große an ihm war, daß er nicht nur das Gotteswort gepredigt hat, er hat auch danach gelebt. Selbst im Konzentrationslager in Rudolfsgnad wich er keinen Millimeter von dieser Lebensweise ab. So war er Vorbild, Stütze und Wegweiser in schwerster Zeit. Im Herbst 1947 wurde er von seinem Herrgott heimgeholt. Er teilte das schwere Los der Unfreiheit mit seinen Mitbürgern bis an das Ende.





Unsere Kirche, ein Bethaus mit Glockenstuhl, gezeichnet von Heinz Birg; alles wurde von den neuen Machthabern abgerissen; auf dem Platz befinden sich nun andere Gebäude

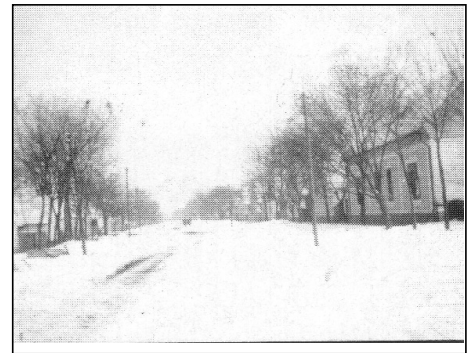
Breite Gassen und schöne Häuser zierten das Dorf



Wenn es trocken war, konnte man sogar mit dem Rad gut fahren



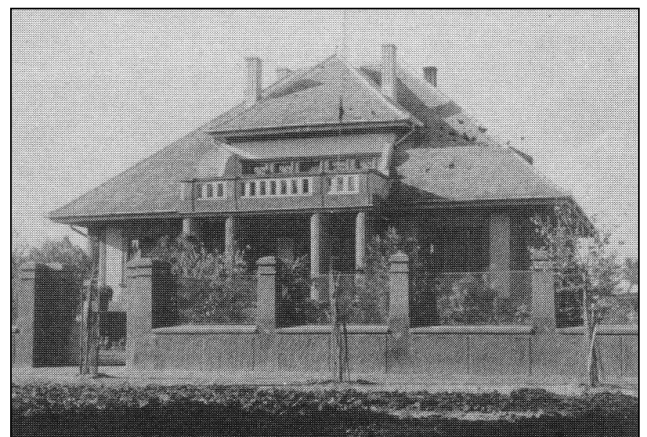
Nach einem Regentag
sah es so aus



Im Winter lag meistens viel
Schnee



Entlang der Häuser waren Gehsteige
aus gebrannten Ziegeln angelegt; so konnte
man auch bei schlechtem Wetter trockenen
Fußes von Haus zu Haus gelangen wie diese
drei Birg-Mädchen Trude, Lenne und Thea
(von links)



Das Wohnhaus der Familie Maria und
Konrad Birg



Der Zuchthengst des Landwirtes Michael Wüst mit dem Sohn Josef im Sattel; im Hintergrund das Bauernhaus der Familie Elisabeth und Peter Niedermayer



Die Gemischtwarenhandlung des Ehepaares Elisabeth und Heinrich Ebner; auf dem Fahrrad: Fritz Birg



Das Gasthaus des Karl Muhr; davor nahezu die ganze Bevölkerung des Dorfes anlässlich eines Kirchweihfestes



Im Vorgärtl, ein solches gab es mit vielen Blumen in zahlreichen Häusern, stellten sich diese jungen Mädchen dem Fotografen; von vorne: Kathi Herold, Maria Hügel, Maria Gerger, Maria Pfeifer, Resi Reiter und Anna Gerger



Die Filips-Mädel: Rosi, Anna, Lissi und Kathi; liegend: Joschi Mess

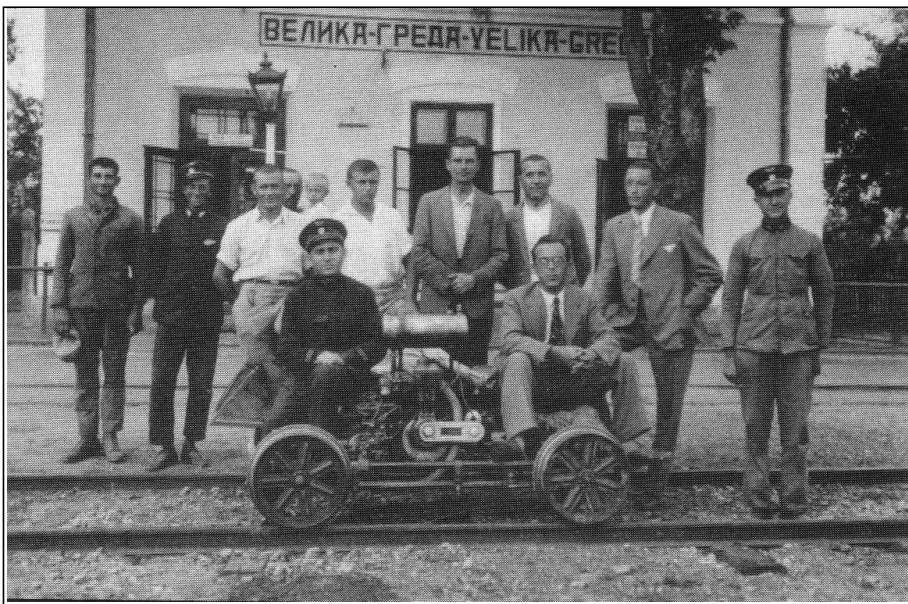
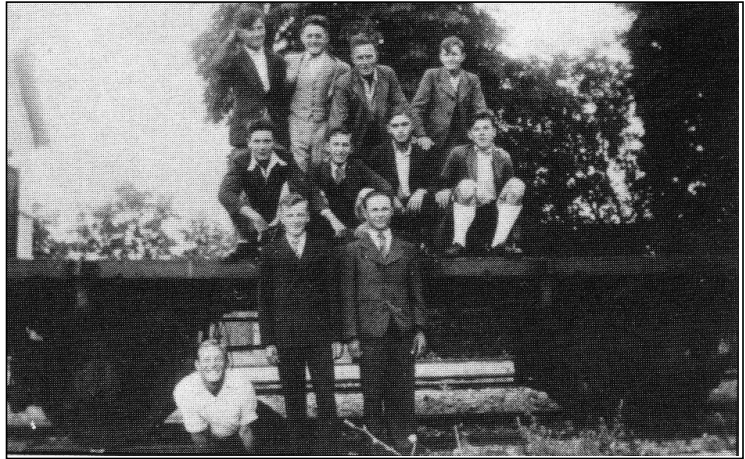


Mädchen beim Spaziergang am Sonntag; von links: Kathi Kiefer, Traudi Müller, Kathi Herold und Lissi Loch; als Begleiter sehen wir Hans Bogner, der gerade Urlaub hatte



So sah es bei den Schweineställen aus; im Bild links: Magdalena Löchel, rechts: Lissi Loch mit Klein Hilda auf dem Arm

Sonntagsausflug junger Burschen zum Bahnhof



Der Bahnhof; er war seit 1894 unser „Tor zur Welt“; auf dem Bild sind einige Bewohner des Dorfes sowie die Bahnbeamten zu sehen



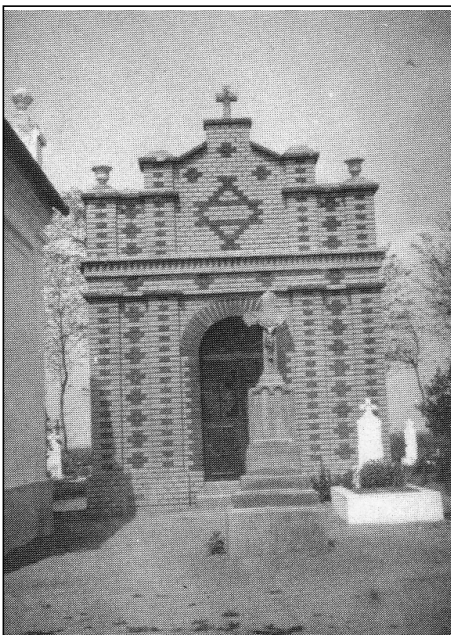
Mädchen und Burschen vor der Abreise zur Arbeit „ins Reich“



Vor dem Eingang zum Loch-Wirtshaus traf man immer junge, fröhliche Menschen

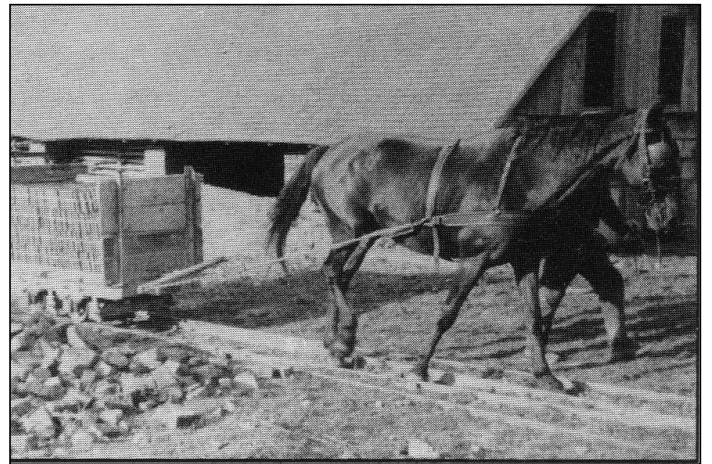
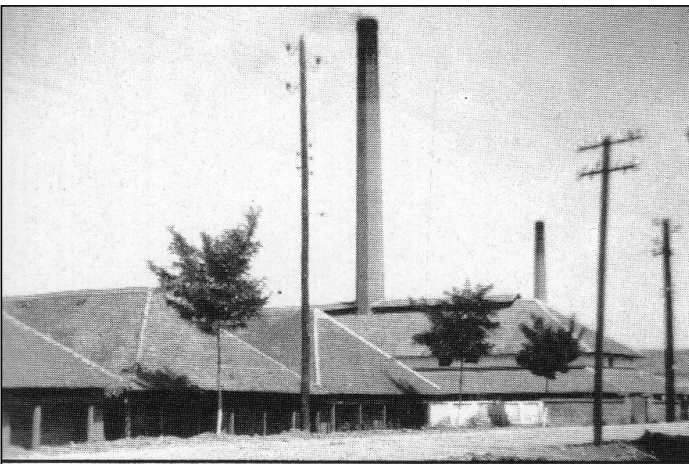


Ein trauriger Tag am Bahnhof; im April 1942 warteten die Männer des Dorfes in Begleitung ihrer Angehörigen auf den Abtransport zum Militär



Das ist die einzige Aufnahme von unserem Friedhof; zu sehen ist die Gruftkapelle der Familie Birg

Ziegelöfen prägten das Bild des Dorfes



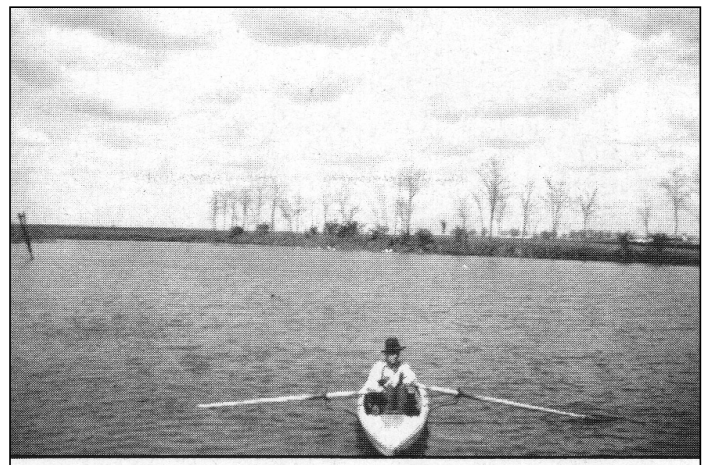
Mit Roß und Wagen wurde der Lehm aus dem Grundloch befördert (oben links)

Das Aufladen erfolgte noch händisch; es war eine schwere Arbeit (oben rechts)

Die zwei großen Ringöfen in Betrieb (Mitte links)

Auch die fertig gebrannten Ziegel wurden mit Pferden transportiert (Mitte rechts)

Übrig blieb das Grundloch; hier sehen wir das Grundloch bei Birg Nikolaus; es hatte nur noch Freizeitwert; im Boot: Sohn Ernst (rechts)



Arbeiten in der Landwirtschaft



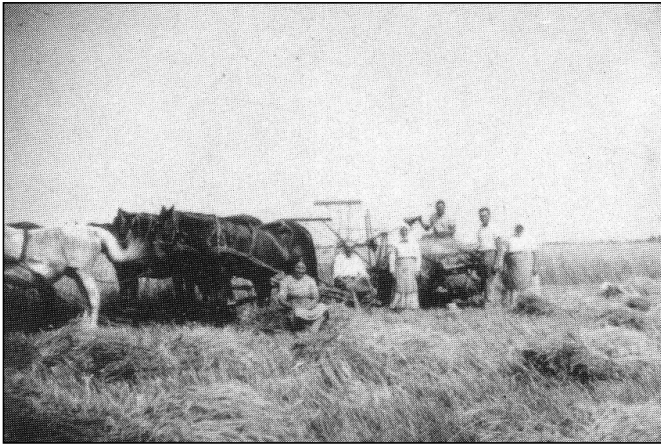
Die Schnitter in ihrem Element; auf der Abbildung links oben sehen wir Franz Birg mit seinen Schnitterinnen; rechts mit dem Gewehr steht der Feldhüter, er wurde Kornik genannt; auf dem rechten Bild oben: Franz Herold mit seiner Schwester Kathi und Stefan Niedermayer mit seiner Schwester Lentschi; auf der Garbe im Vordergrund ruht sich Michael Frass aus



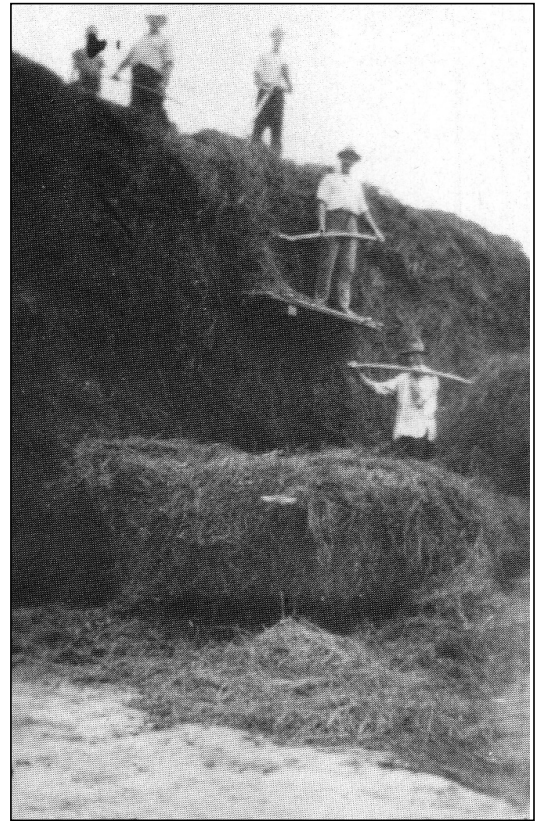
Das Anbauen war eine wichtige Arbeit, denn wer nicht sät, kann auch nicht ernten; hier sehen wir so ein Gespann beim Anbauen; im Hintergrund die Silhouette des Dorfes mit einem Ziegelofen



Die Dampfdreschmaschine bei der Arbeit; es ist die Maschine der Brüder Birg im Gehöft des Birg Adam



Ein Gespann mit einem Selbstbinder bei der Erntearbeit; die Personen gehören alle zur Familie des Johann Niedermayer



So wurde ein Schober gesetzt; über den Allasch gelangte das Heu in größere Höhen, wo es vom Schobersetzer an der richtigen Stelle plaziert wurde



Ein fertiger Garbenschober; davor steht Fritz Birg



Auch das war Erntearbeit; der Postmeister Josef Illiewich beim Honigschleudern in seinem Garten



Weizenfelder soweit das Auge reicht, und Maisfelder wie dunkelgrüne Wälder; die Personen auf den zwei Abbildungen: Birg Wilhelm mit Ehefrau Anna



Ansicht der Getreidemühle; die Abbildung stammt aus den sechziger Jahren; im Vordergrund links: das nun ganz verwahrloste Wohnhaus der früheren Mühlenbesitzer Georg und Karola Birg; in dem niederen Gebäude rechts wohnte der Obermüller Nikolaus Gerger (Bild unten)



Der Bauer und seine Pferde



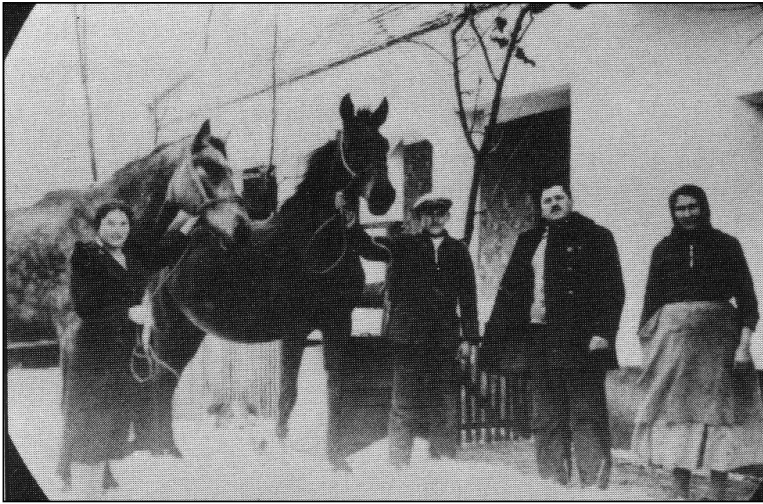
Neben den schönen Getreidefeldern waren die Haustiere der ganze Stolz einer Bauernfamilie; auf der Abbildung oben sehen wir die Familie des Johann Niedermayer, der Frau Etta Löchel mit ihren Buben Konrad (am Pferd) und Erich einen Besuch abstattete; im Hintergrund links schaut der Balbierer Jakob Bies über den Zaun



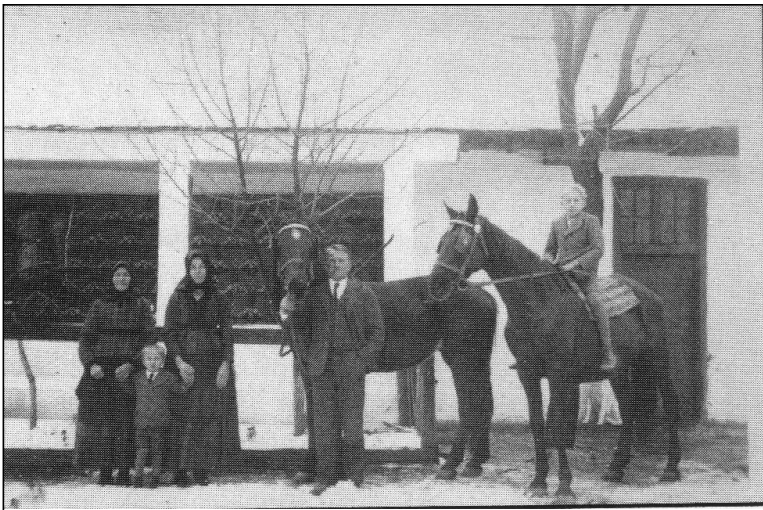
Konrad Birg im Sattel seines Zuchthengstes (Bild Mitte)

Die Familie des Konrad Wingert mit zwei schönen Pferden von der Rasse Nonius; im Vordergrund links ist ein motorisierter Maisrebler zu sehen; rechts eine Ansicht des Bauernhauses mit dem überdachten Gang

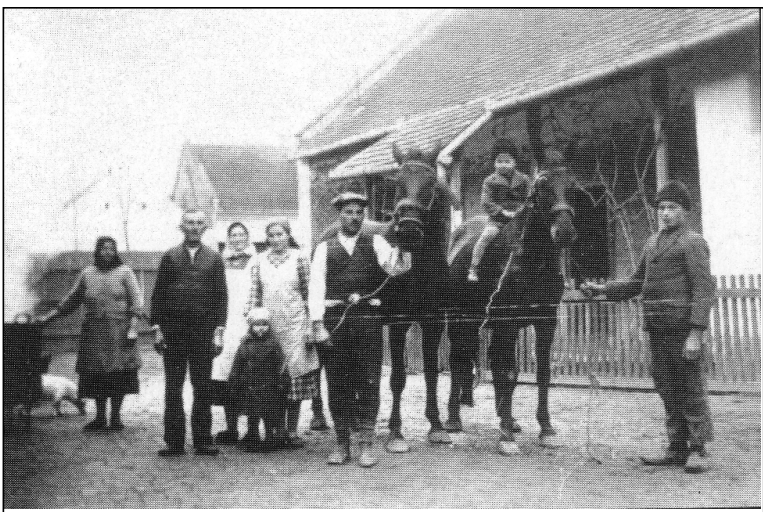




Die Familie des Peter Kirchner im Hof ihres Anwesens; der älteste Sohn Michael fehlt auf dem Bild



Zwei Prachtpferde aus dem Stall des Andreas Wingert; auf der Abbildung von links: die Großmutter Eva Wingert mit der Hausfrau und dem Enkel Jakob; auf dem Pferd sitzt Enkel Josef



Im Hof der Familie Heinrich Ebner sen., von links: Mutter Anna, Vater Heinrich, Tochter Hellen, Schwiegertochter Elisabeth und der Sohn Jakob; die zwei kleinen Kinder sind Frieda und Jakob (auf dem Pferd)

Soldaten in den verschiedenen Armeen



Georg Siller als
hochdekorierter
k. k. Husar

Drei von diesen wackeren
Kämpfern in der k. k. Armee
stammen aus unserem Dorf:
Deutsch Philipp sen.,
Ladislaus Halmaschan
und Jakob Bajerle



Michael Wüst (mit dem
Telefon)
bei der
k. k. Festungsartillerie
im Ersten Weltkrieg



Diese Männer dienten in der königlich jugoslawischen Armee; auf der Abbildung sehen wir stehend von links: Leopold Bajerle, Konrad Wingert, Georg Bajerle und Josef Hügel; sitzend: Johann Milowan, Johann Kiefer, Anton Passul, Christof Hirsch und Todor Halmaschan; unten liegend: Peter Herold und Jakob Jakob



Sie waren zum Ausheben von Panzergräben vor 1941 eingezogen worden: Toni Müller, Adi Faul, Jakob Brennessel und Joschka Kaludjer



Johann Paul als Mitglied der königlich jugoslawischen Garde (in der Mitte sitzend)

Die folgenden
Abbildungen zeigen
Männer aus unserem
Dorf, die im
Zweiten Weltkrieg in
Einheiten des
Deutschen Heeres
dienten:

Hans Loch als
Unterscharführer der
„Prinz Eugen“



Birg Michael als
Untersturmführer bei
der „Prinz Eugen“
(Bild rechts)



Fritz Merle als
Oberrottenführer bei
der „Totenkopf
Division“



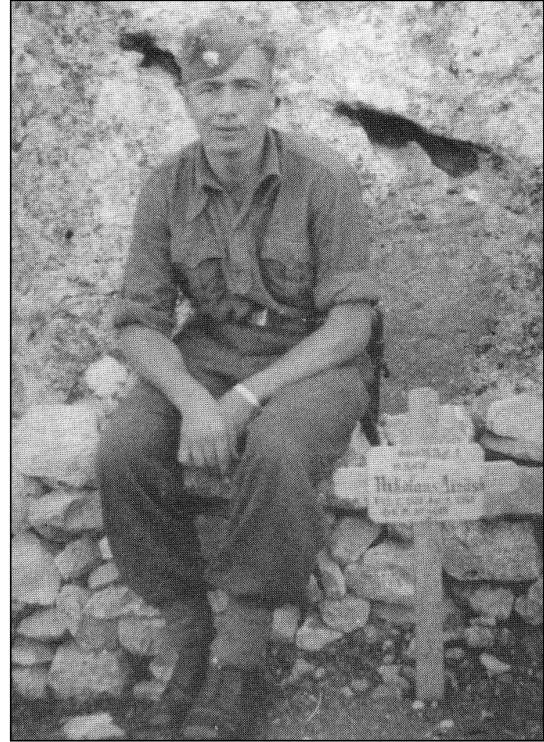
Der immer gut aufgelegte
Toni Filips (Busch)



Die schrecklichen Folgen des
Kriegseinsatzes vermittelt diese
Abbildung. Der zweite von rechts ist
Fritz Birg



Wie total die Vereinnahmung unserer Männer im Zweiten Weltkrieg war, vermittelt diese Abbildung; sie zeigt die Familie Michael Bogner; nur die Mutter blieb ohne Uniform



Der letzte Krieg forderte einen hohen Blutzoll; auf der Abbildung sehen wir den Gebirgsjäger Franz Wist am Grab seines gefallenen Kameraden Nikolaus Arnusch



Trostloser als auf dieser Abbildung können die Folgen des Krieges nicht dargestellt werden; in einem der sechs Gräber am Straßenrand ruht unser Landsmann Josef Birg

Kinder des Dorfes, Schule und Kindergarten



Die Schuljugend mit dem Lehrerehepaar Petri im Jahr 1934; ob sich noch alle, die das Inferno in der Heimat überlebt haben, auf dem Bild erkennen?



In den Jahren des Zweiten Weltkrieges gab es im Dorf einen Kindergarten, damit sich die Mütter ganz der Feldarbeit widmen konnten; als Kindergärtnerin fungierte Elisabeth Oberle; ihr zur Seite standen die Mädchen Elisabeth Herold, Katharina Herold und Katharina Arnusch; auch die Fritzin machte mit



Gespannt folgen die Kinder einer Vorführung im Kasperltheater



Schulkinder aus dem letzten Jahr in der Heimat; im Hintergrund eine Teilansicht des Schulgebäudes

Zu Weihnachten kamen die Christkindl



Vor dem Heiligen Abend waren schon am frühen Nachmittag die Christkindl unterwegs.; hier sind sie gerade im Haus der Familie des Hans Arnusch (oben)

Weihnachten bei der Familie Friedrich Birg; auf der Abbildung sehen wir von links: Mutter Eva, Tochter Anna, Vater Friedl, Sohn Fritz mit Ehefrau Anna und den Kindern Evelin und Siglinde; die Aufnahme stammt aus dem Jahr 1940



Taufe, Firmung, Hochzeiten und Brautpaare



Die Maria-Mädchen in Aktion; Aufsichtsperson ist Frau Karola Birg

Die Taufpaten Resi Niedermayer und Josef Wüst mit dem Täufling Hildegard Stemper vor dem Kirchgang



Das Großereignis Firmung; hinter den Firmlingen standen die Firmpaten; bei den Männern erkennen wir links die Paten Matthias Eisler, Toni Moor und Andreas Merle; die Firmlinge waren an diesem großen Fest zwischen Glockenstuhl und Bethaus aufgestellt



Diese Hochzeit fand am 17. August 1940 statt; vermählt wurde die Braut Karola Birg mit Fritz Löchel; auf dem Bild links erkennen wir Walter Birg mit Anni Faul, Josef Birg mit Liesi Muhr, Josef Illiewich mit Liesi Hirsch, Ernst Birg mit Anna Wingert; dann Mädi Faul (aus Zichydorf), Henrietta Birg und Hans Birg (ganz hinten); auf dem Bild rechts gehen vor dem Brautpaar Günther und Agathe Birg, Trude Birg und Erich Löchel, Dittmar Birg mit Frieda Hirsch und Konrad Löchel mit Cecilie Faul; daneben Helmut Birg

Die Hochzeit von Lorenz Müller; die Braut war Maria Lefor; diese Hochzeit fand am 19. August 1937 statt



Eine der größten Hochzeiten des Dorfes; sie dauerte drei volle Tage; das Brautpaar waren Anna und Josef Birg





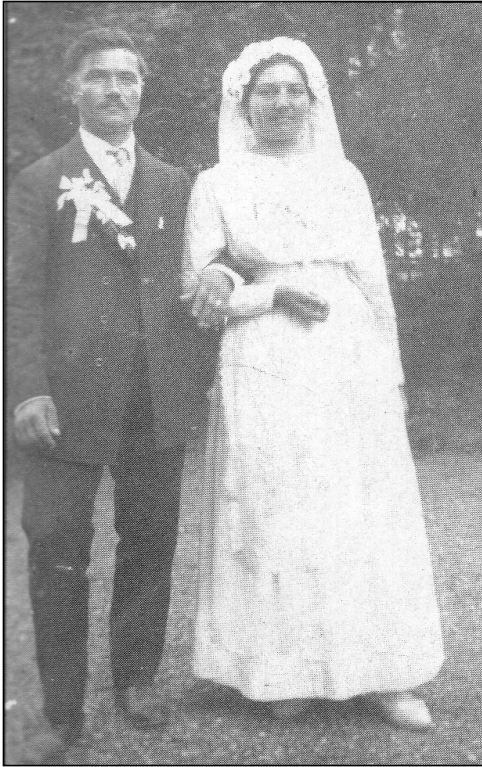
Das ist die Hochzeitsgesellschaft
anlässlich der Verehelichung des
Tischlermeisters Toni Moor mit seiner
Braut Magdalena Rieß aus Modosch; im
Bild ganz links der Vater des
Bräutigams Heinrich Moor und neben
ihm der langjährige Richter des Dorfes
Peter Hirsch sen.; in der Bildmitte
sehen wir das Brautpaar



Hier führt Matthias Eisler seine Braut
Maria Oberle zum Traualtar

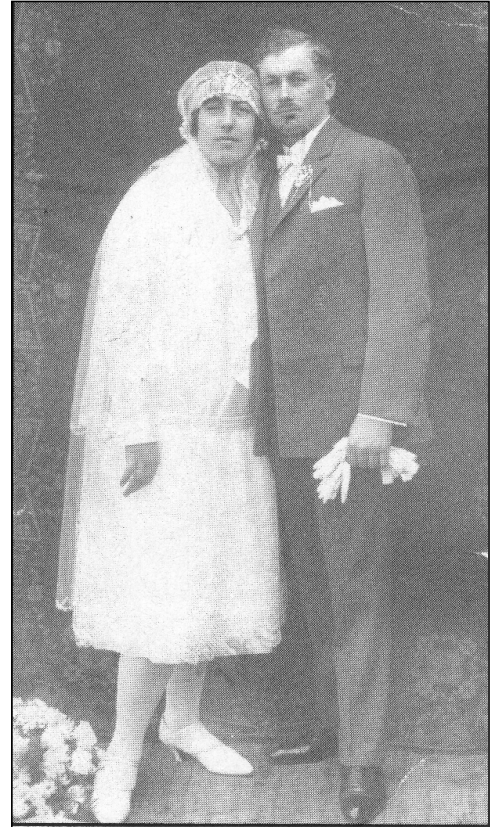


Eine Hochzeit aus den
letzten Jahren in der
Heimat; die Braut
Theresia ist die älteste
Tochter von Kaspar
Awender; der
Bräutigam stammt aus
Setschanfeld; ganz links
im Bild, stehend, die
zwei Schwestern der
Braut Elisabeth und
Maria; zwischen ihnen
steht Joschi Passul



Hochzeitspaare aus
verschiedenen
Jahren:

Michael Wüst mit
seiner Braut Anna
Fochler; die
Hochzeit fand 1919
statt
(Bild links)



Aus dem Jahr 1927
stammt das Bild
rechts des
Hochzeitspaares
Konrad Löchel
mit Etta Jungert

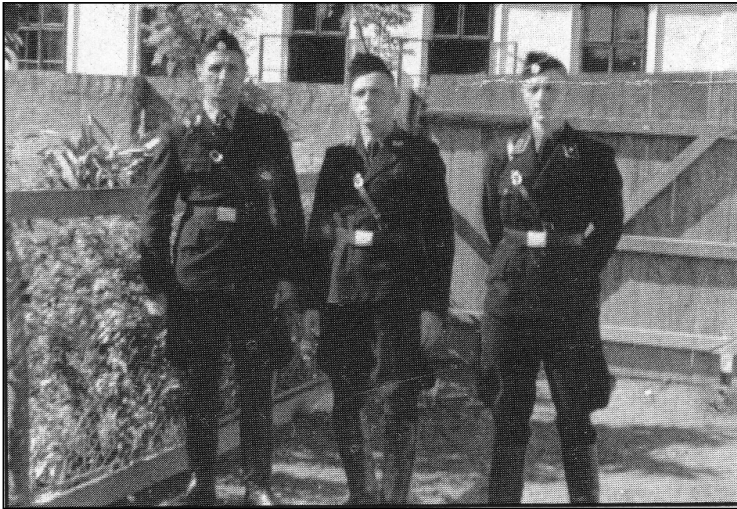


Zwei Jahre später
sind Jakob
Brennessel und
seine Braut
Franziska Rindje
vor den Traualtar
getreten (Bild links)

Aus dem Jahr 1940
stammt das Bild des
Hochzeitspaares
Andreas Merle mit
der Braut Katharina
Killenberg; wie
sich die Tracht
der Brautpaare
verändert hat!
(Bild rechts)

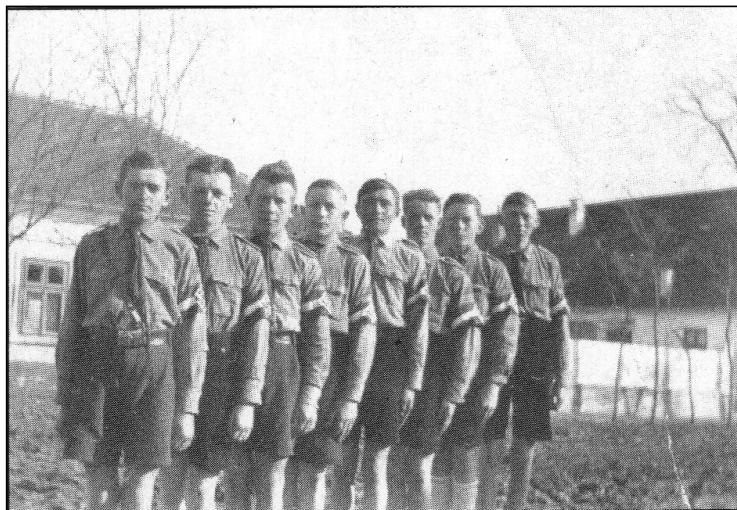


Die Deutschen sind da, Uniformen für jedermann



Die Männer der ersten Stunde in ihren schwarzen Uniformen der Deutschen Mannschaft; von links: Franz Jakob, Anton Moor und Peter Hirsch jun.

Sogar die Kinder wurden bereits in Uniformen gesteckt; auf der Abbildung sehen wir Philipp Deutsch als „Pimpf“ der Deutschen Jugend



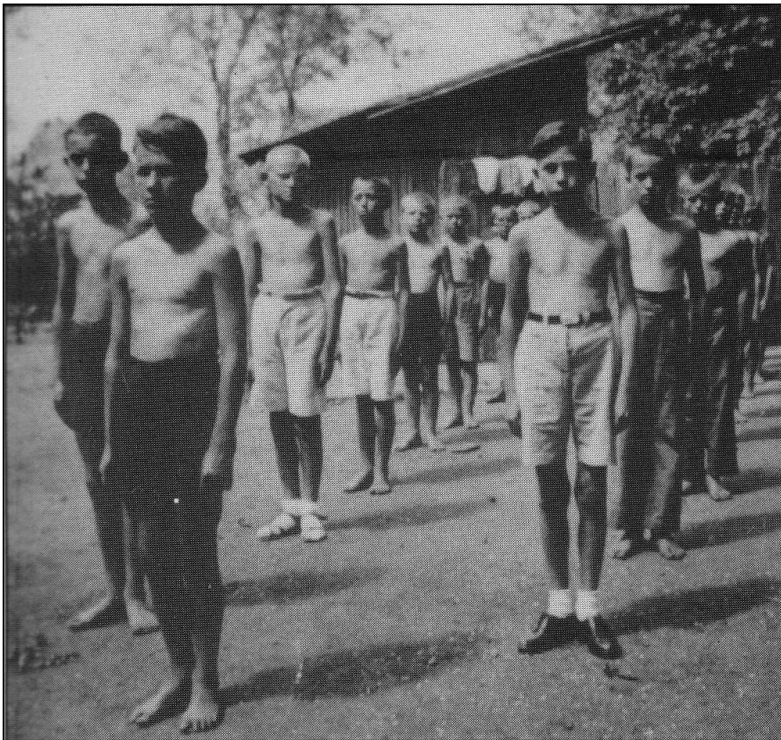
Mitglieder der Jugendgruppe des Dorfes; von links: Josef Reiter, Hans Remilong, Konrad Siller, H. Becker aus Alt-Lec, Josef Milowan, Josef Remilong, Fillip Lach-Bies und Jakob Borschowa



Drei Mädchen in Einheitstracht; von links: Theresia Jakob, Rosi Filips und Aplon Mess



Auf dieser Abbildung sind nahezu alle erwachsenen Mädchen des Dorfes in ihrer schmucken Turnbekleidung abgebildet



Schon die kleinen Buben mußten zum Frühsport ausrücken



Josef Wingert in der Uniform des Banater Arbeitsdienstes

Spiel, Sport, Freizeit



Die Fußballmannschaft auf der Hutweide vor einem Match; von links stehend: Hans Loch (Schiedsrichter), Josef und Mato Illiewich, Franz Herold, Michael Kirchner, Toni Bies; kniend: Hans Hügel, Sepp Frass, Toni Ölberg; liegend: Toni Filips, Franz Berger und Franz Wist



Eine ausgiebige Strecke war stets der Stolz der Schützen

Die Treibjagden waren Großereignisse im Spätherbst und im frühen Winter; wie auf der Abbildung zu sehen ist, waren stets auch einige Damen mit von der Partie





Große Tradition hatten die Trachtenfeste in Neusatz, die dort vom Schwäbisch Deutschen Kulturbund veranstaltet wurden:

Auf Abbildung oben links: Nikolaus Birg mit Gattin

Abbildung oben rechts: Josef Birg mit Maria Birg (eine besonders schöne Kerweittracht)

Abbildung links: Elisabeth Müller und Elisabeth Wüst (in weißen Kleidern)



Im Kurpark von Vrnjaška Banja: Elisabeth Müller, Magdusch Schütz und Onkel Johann Schütz



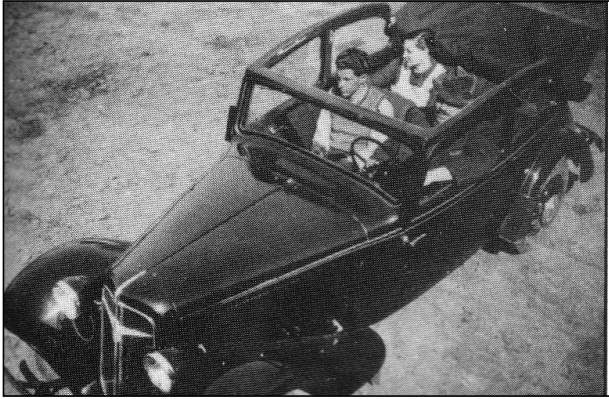
Beim Grundloch des Josef Faul gab es auch ein eingepanktes Schwimmbecken für die „Herrischen“; eine Gruppe junger Birg beim Badevergnügen



Hier stellte sich eine lustige Kegelpartie dem Fotografen; stehend von links: Maria Birg, Mädi Birg, Karola Gulding, Toni Birg und Wendelin Balli; sitzend von links: Stephan Petri, Magdalena Faul, Arnold Heim, Karola Birg und Josef Birg



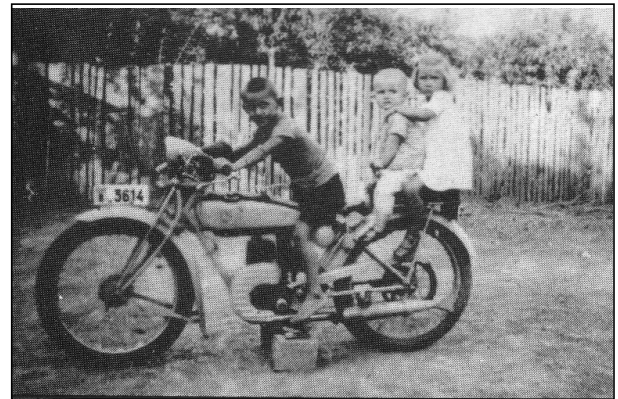
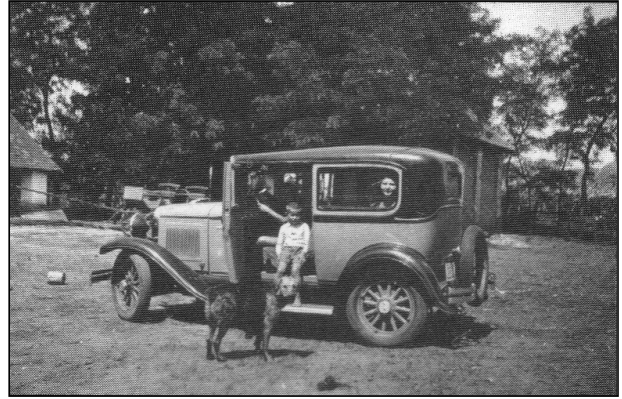
Wilhelm Birg, der in Mannheim Maschinenbau studiert hat, in voller Wuchs als Korpsstudent



Solche Autos gab es bereits im Dorf, obwohl dafür noch keine befestigten Straßen vorhanden waren; im Auto: Nikolaus Birg mit Sohn Rudolf und Tochter Adele (oben)

Das Automobil der Familie Konrad Birg

Mit diesem Motorrad brauste Toni Moor durch die Gegend; auf dem Sitz: Toni Jakob; dahinter Richard Moor und Erna Jakob



Der Blinde Franz mit seinen Gästen; hier wurde oft bis spät in die Nacht hinein nach den Klängen der Harmonika getanzt



Einige Mädchen aus der Theatergruppe des Dorfes



Die Mädchen freuen sich schon auf die Schlittenpartie; wir sehen von links: Anna Wingert, Resi Jakob, Anna Selesch, Elisabeth Armbruster und Elisabeth Wüst

Kirchweih-(Kerwei)-Feste im Spätherbst



Eine Kirchweihgesellschaft aus den dreißiger Jahren;
im Vordergrund die Musikkapelle



Der geschmückte Hut und die Weinflasche waren die Statussymbole der Kerweibuben; im Vordergrund sitzend sehen wir links: Hans Hirsch und rechts: Nikolaus Loch



Der „Kerweistrauß“ wurde hier von Michael Birg für seine junge Frau Elisabeth ersteigert



Im Kriegsjahr 1940 gab es nur mehr ein bescheidenes Fest; trotzdem war die Jugend noch fröhlich und guten Mutes

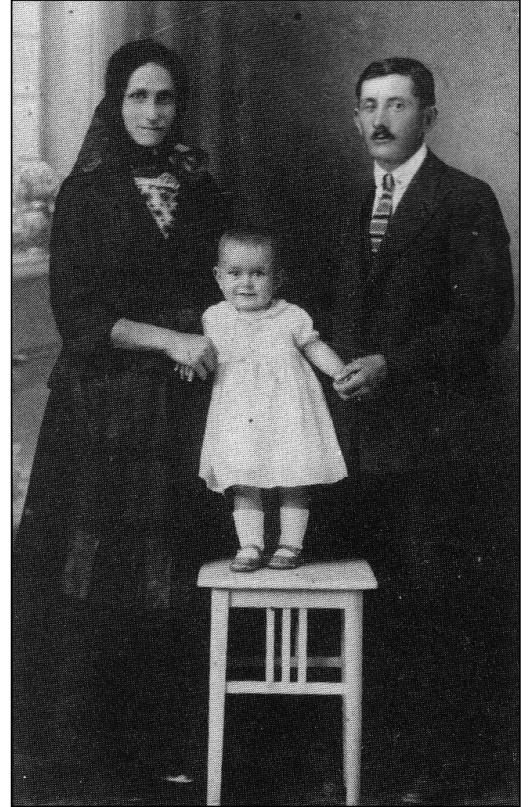
Das war das Kirchweihfest im Jahr 1938



Bewohner des Dorfes im Wechsel der Zeiten



Das war die Familie des einstigen Dorfrichters Franz Wüst; die Aufnahme stammt aus dem Jahr 1900



Eine Aufnahme von Margarethe und Jakob Bies mit Tochter Traudl aus dem Jahr 1930



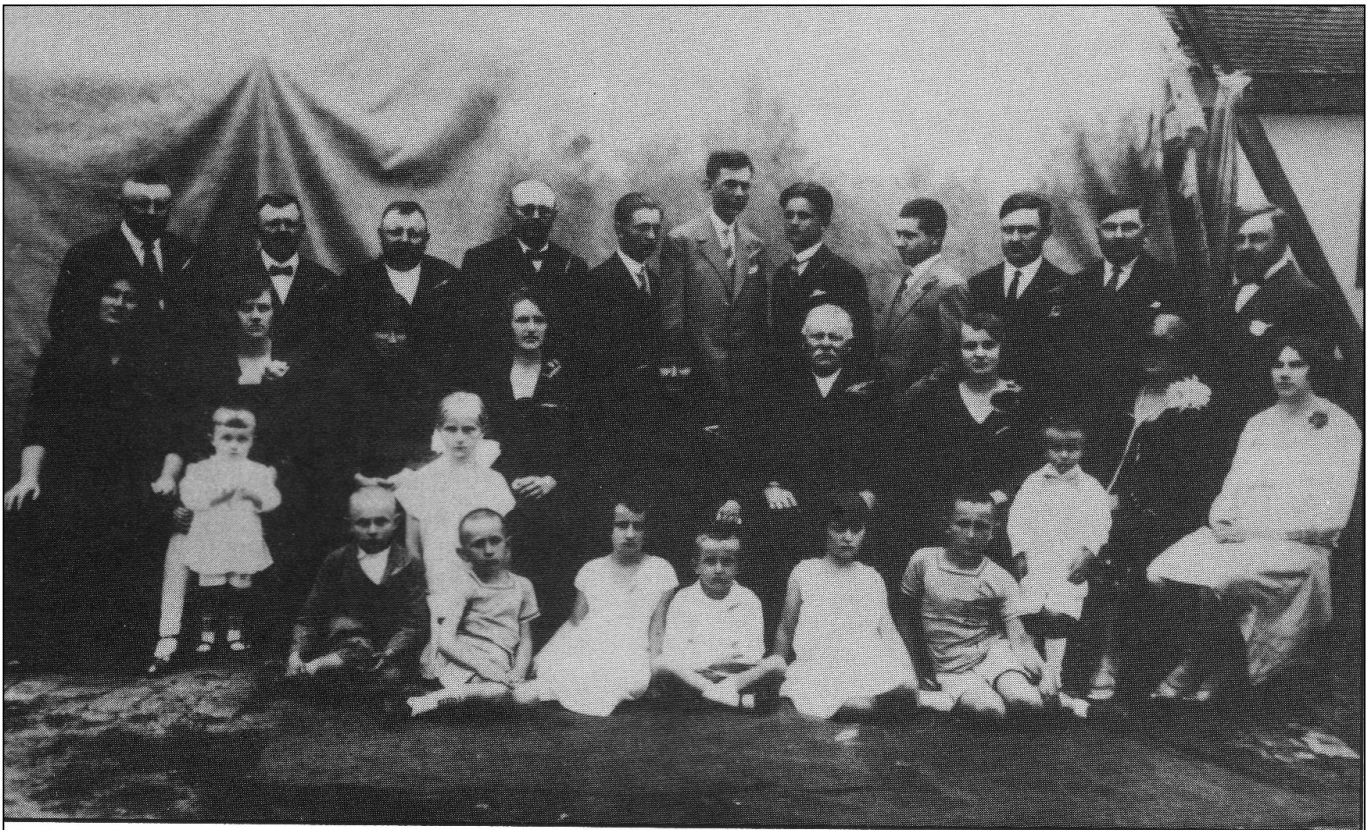
Die Familie des Gastwirte-
Ehepaars Loch im Jahr 1925



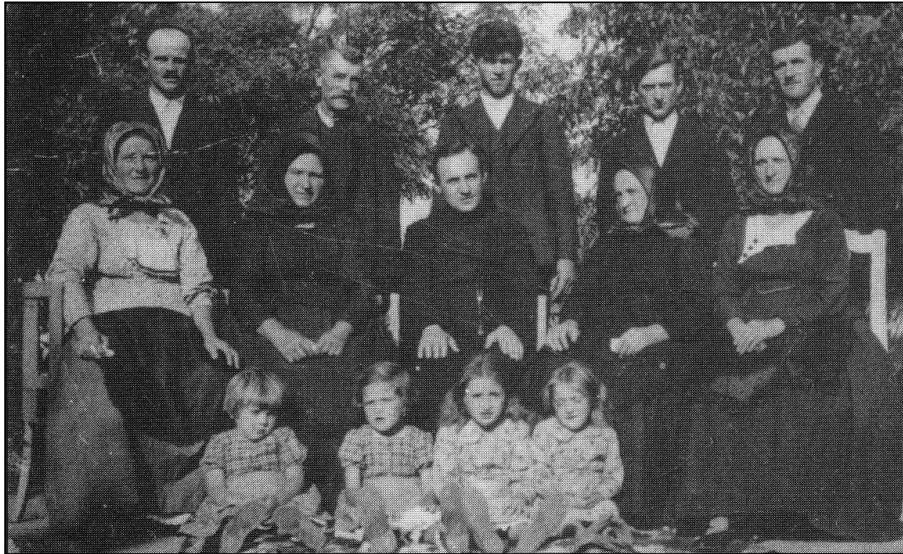
Die Familie des ehemaligen Dorfrichters Peter Hirsch, aufgenommen im Jahr 1929; stehend: die Söhne Nikolaus, Hans, Jakob und Peter; vorne die Tochter Magdalena



Das Ehepaar Gertrud und Johann Friedlein mit Sohn Nikolaus, aufgenommen 1935



Die Familie des Ehepaares Susanne und Peter Birg anlässlich der Goldenen Hochzeit im Jahr 1928; wir sehen stehend die sieben Söhne mit den Ehefrauen; von links: Nikolaus und Theresia, Peter jun. und Eleonore, Friedrich und Eva, Georg und Karola, Adam und Rosina, Konrad und Maria sowie Michael und Irma; hinter den Jubilaren stehen die ältesten Enkel; von links: Georg (genannt kleiner Gyuri), Georg (genannt langer Gyuri), Anton und Michael; vorne sitzend die Enkelkinder: Otto, Fritz, Anna, Josef, Karola, Emil, Hedwig, Nikolaus und Walter



Eine Familienaufnahme aus dem Jahr 1932; stehend von links: Jakob Keipl, Josef Wenzel, Matthias Wenzel, Markus Babilon und Philipp Bies; sitzend von links: Keipl Magdalena, Elisabeth Wenzel, Barbara Babilon und Anna Bies; Kinder von links: Leni und Resi Keipl sowie Resi und Anna Seger



Als das letzte Haus mit gestampften Mauern errichtet wurde, entstand dieses Bild; die Frauen tragen in kleinen Körben die Erde zum Stampfen



Auf diesem Bild sind viele Familien des Dorfes vertreten; es wurde anlässlich eines Besuches der Töchter von Kaspar Wingert aufgenommen; er hatte sechs Töchter und einen Sohn; zwei der Töchter waren aus Amerika auf Besuch gekommen



Die Mitglieder der Freiwilligen Feuerwehr; an den Kappen mit den weißen Schnüren sind die Kommandanten erkennbar

Die Familie des
Hans Hirsch (Bild rechts)

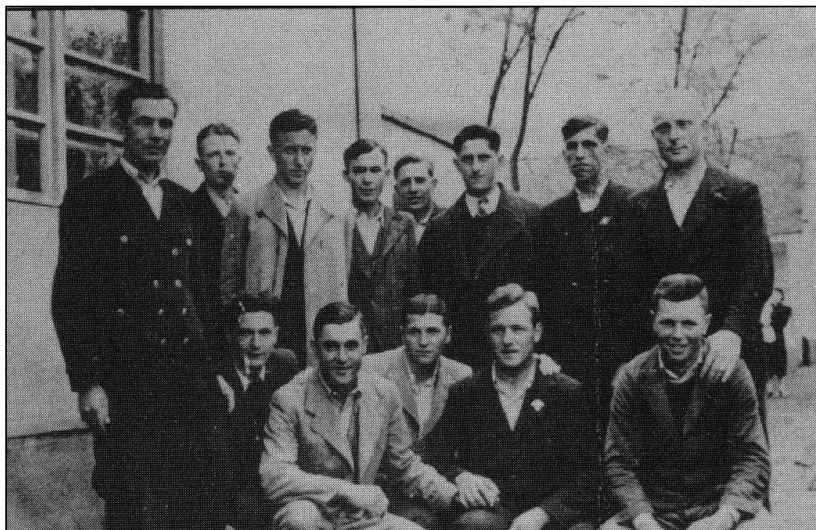
Nach dem Sonntagsgottesdienst vor dem Bethaus. Von links: Hedwig Birg, Anna Birg (Frau von Fritz), Anna Birg (Frau von Wilhelm), Anna Eisler mit Sohn Richard, Anna Birg (Fridjeschin) mit Schwiegertochter Anna (Frau von Josef)



Hausfrauen beim Bügeln; Katharina Hirsch mit Magdalena Hirsch und Tochter Frieda

Große Mädchen aus dem Dorf; von links: Anna Bies, Barbara Enderle, Sali Brenner und Maria Wenzel

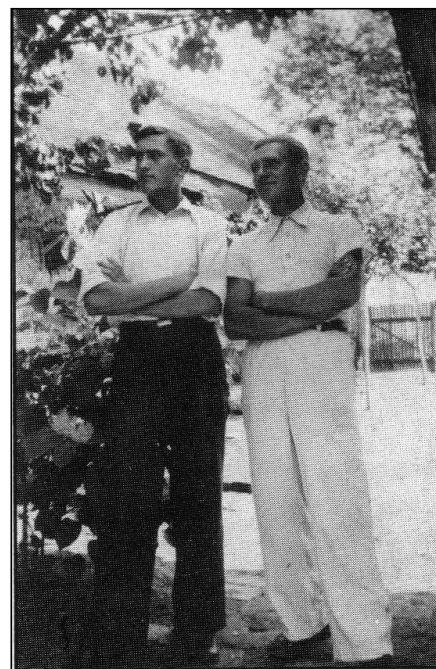




Männliche Jugend aus dem Dorf;
stehend von links: Franz Wist,
Peter Remilong, Karl Muhr, Franz
Herold, Nikolaus Arnusch, Peter
Kirchner, Michael Kirchner und
Matthias Engst; im Vordergrund:
Mato Illiewich, Stefan Niedermayer,
Josef Illiewich, Hans Bogner
und Nikolaus Winter.



Junge Bauern bei einem landwirtschaftlichen Lehrgang in
der Batschka; ganz rechts stehend: Michael Frass, neben ihm
Lorenz Müller; in der Mitte sitzend: Nikolaus (Niki) Birg



Konrad Kirchner und
Franz Reiter; beide sind
gefallen



Schülerinnen einer
Hauswirtschaftsschule in
Neusatz; ganz links
sitzend: Elisabeth Wüst,
zweite von links stehend:
Elisabeth Müller

Josef Wüst

Verlorene Heimat Georgshausen

Bild auf dem Schutzumschlag:

Mosaik:

Anfang, Aufstieg, Niedergang

Entwurf:

Akad. Maler Josef de Ponte

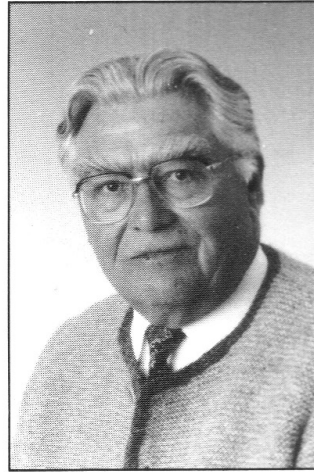
Ausführung:

Akad. Maler Kurt Czernia

Das schöne Mosaik stellt einen Teil des Totenmales der Donauschwaben in Wien dar.

Das Totenmal wurde nach einem Entwurf des Architekten Dipl.-Ing. Helmut Frisch aus Spenden von Donauschwaben aus aller Welt vom St. Michaelswerk errichtet.

Auf einer Marmortafel sowie im Totenbuch der Donauschwaben, die Bestandteile des Totenmales sind, ist auch unsere Heimatgemeinde Georgshausen eingetragen.



Josef Wüst, Jahrgang 1925, verbrachte seine frühe Jugend auf dem elterlichen Bauernhof in Georgshausen, Banat. Es folgte die Mittelschule in der nahen Kreis- und Schulstadt Werschetz. In diese Zeit

(1941) fällt der Krieg mit dem damaligen Königreich Jugoslawien. Dieser hatte für den jungen Mittelschüler Konsequenzen: Die Unterrichtssprache wechselte vom Serbischen zum Deutschen. Der Mittelschulabschluß erfolgte bedingt durch den Krieg 1945 an der Lehrerbildungsanstalt in St. Pölten. Es folgten ein kurzer Kriegseinsatz sowie Gefangenschaft.

Das Ende dieses Lebensabschnittes waren Heimat- und Staatenlosigkeit. Als Volksschullehrer an einer Lagerschule für Flüchtlingskinder konnten die furchtbaren Folgen des Krieges erlebt und verfolgt werden.

Im Herbst 1948 wurde nach einigen Umwegen das Universitätsstudium begonnen, u. zw. an der philosophischen Fakultät der Universität Wien. Geschichte, Psychologie und Publizistik waren die bevorzugten Fächer. Die Promotion zum Doktor der Philosophie erfolgte nach entbehrensreichen Jahren als Werkstudent zu Weihnachten 1954. Thema der Dissertation: „Die Anfänge des Buchdrucks und des Pressewesens im Banat.“

Die Berufslaufbahn konzentrierte sich hauptsächlich auf die Tätigkeit als Redakteur in einem Verlag für die gewerbliche Wirtschaft. Ende 1985 folgte nach 35jähriger Tätigkeit als Wirtschaftsjournalist der Ruhestand. Letzte Position im Berufsleben: Ressortleiter.

Josef Wüst ist verheiratet und Vater von vier Kindern, die alle schon erwachsen sind und eigene Familien haben. Aus diesen sind bisher zwölf Enkelkinder hervorgegangen. Für die Kinder und Enkelkinder sowie für die einstigen Mitbewohner von Georgshausen wurde das Buch „Verlorene Heimat Georgshausen“ geschrieben.